

Bruno Baumann

ORAC

NEU *Vorstöß*
in die
Vergangenheit
GUINEA

Neuguinea – ein Land der krassen Gegensätze: Menschen, die noch in einer steinzeitlichen Kultur leben, und Jets, deren Pünktlichkeit jenen hochentwickelter Länder in nichts nachsteht; ein feuchtheißes Urwaldparadies, durch das sich der drittgrößte Fluß der Erde wälzt, und 4000 Meter hohe Berge, auf denen ewiges Eis glänzt.

Bruno Baumann kennt dieses Land wie kaum ein anderer. Er paddelte in einem Einbaum den Sepik-Fluß hinunter, ein Unterfangen für Balancekünstler, das spätestens dann lebensgefährlich wird, wenn in unmittelbarer Nähe sieben Meter lange Krokodile auftauchen und nervös mit dem Schwanz das Wasser peitschen. Gleichsam „nebenbei“ erklimmte er schwierigste Eisgipfel. Weite Strecken des Insellandes durchwanderte er zu Fuß, schlug sich durch den Urwald, von Blutegeln und Mücken geplagt und dennoch glücklich, diese einmaligen Naturwunder zu erleben. Die Dani waren seine steten Begleiter. Sie retteten ihn mehrmals aus aussichtslos scheinenden Situationen, halfen ihm, ein im Urwald abgestürztes Flugzeug aufzustöbern, zeigten ihm, wie man auch mit untauglichen Mitteln reißende Flüsse heil überqueren kann, führten ihn in ihre Lebensweise, ihre Mythologie und ihre Riten ein.

Die alte Kultur der Dani ist im Zerfall begriffen. Die indonesische Regierung, christliche Missionen und der unaufhaltsame Vormarsch der Konsumgesellschaft haben das Leben der Eingeborenen verändert. Ihr Kunsthandwerk, das in der Darstellung mythischer Inhalte zu hoher Blüte reifte, verkommt heute mehr und mehr zu einem sinnentleerten

Basteln von Souvenirartikeln für neugierige Fremde. Ihre Rituale, zu denen Fruchtbarkeitsriten ebenso zählen wie die Kopfjagd, haben vor allem für die jüngere Generation ihre ursprüngliche Bedeutung eingebüßt, die Tänze und Kulte sind häufig nur mehr Touristenattraktion.

Aber noch ist diese Kultur nicht ganz verloren. Die unmittelbare Konfrontation mit den Steinzeitvölkern Neuguineas, wie sie Bruno Baumann packend schildert, tut unserer zivilisiert-nivellierten Gesellschaft gut; wir können daraus lernen, ein wenig mehr mit uns und der Welt in Harmonie zu leben.

Der Autor:

Bruno Baumann studierte Ethnologie und ist seit vielen Jahren auf Expedition. Er gilt als ausgesprochener Neuguinea-Spezialist. Seine Multimedia-Vorträge sind im gesamten deutschen Sprachraum stark besucht.

S T I L L E R O Z E A N

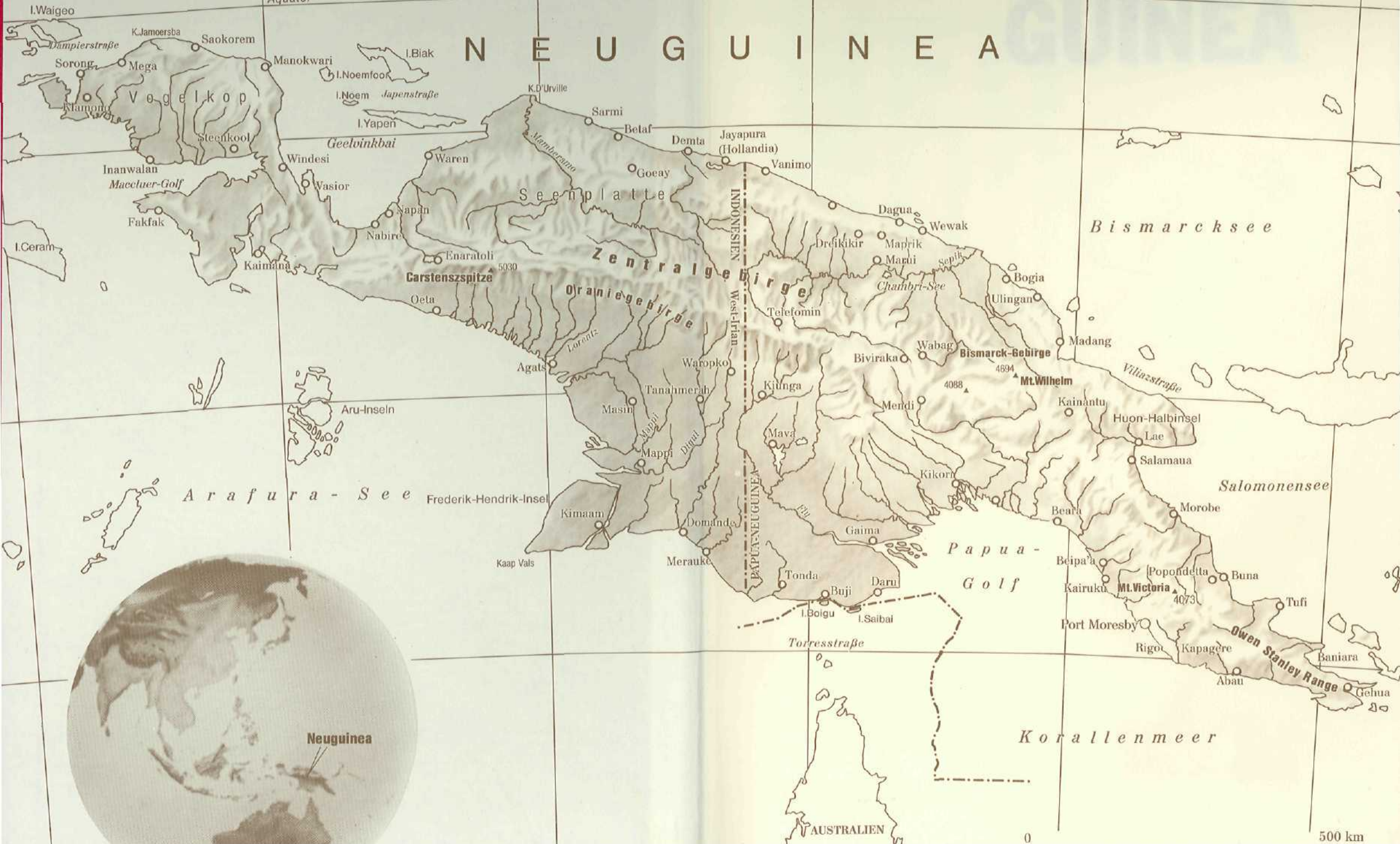
134 Äquator

138

142

150 Äquator

N E U G U I N E A



Arafura-See

Bismarcksee

Salomonensee

Papua-Golf

Korallenmeer

AUSTRALIEN

500 km

Neuguinea

**NEU
GUINEA**

Bruno Baumann

NEU GUINEA

*Vorstöß in die
Vergangenheit*

ORAC

**Meiner Großmutter gewidmet,
die mir das Tor zu einer geheimnisvollen Welt aufgestoßen hat.**

Die Karten zeichnete Wilhelm Wagner

ISBN 3-7015-0005-3

Copyright © 1985 by Verlag Orac, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlag: Gottfried Moritz

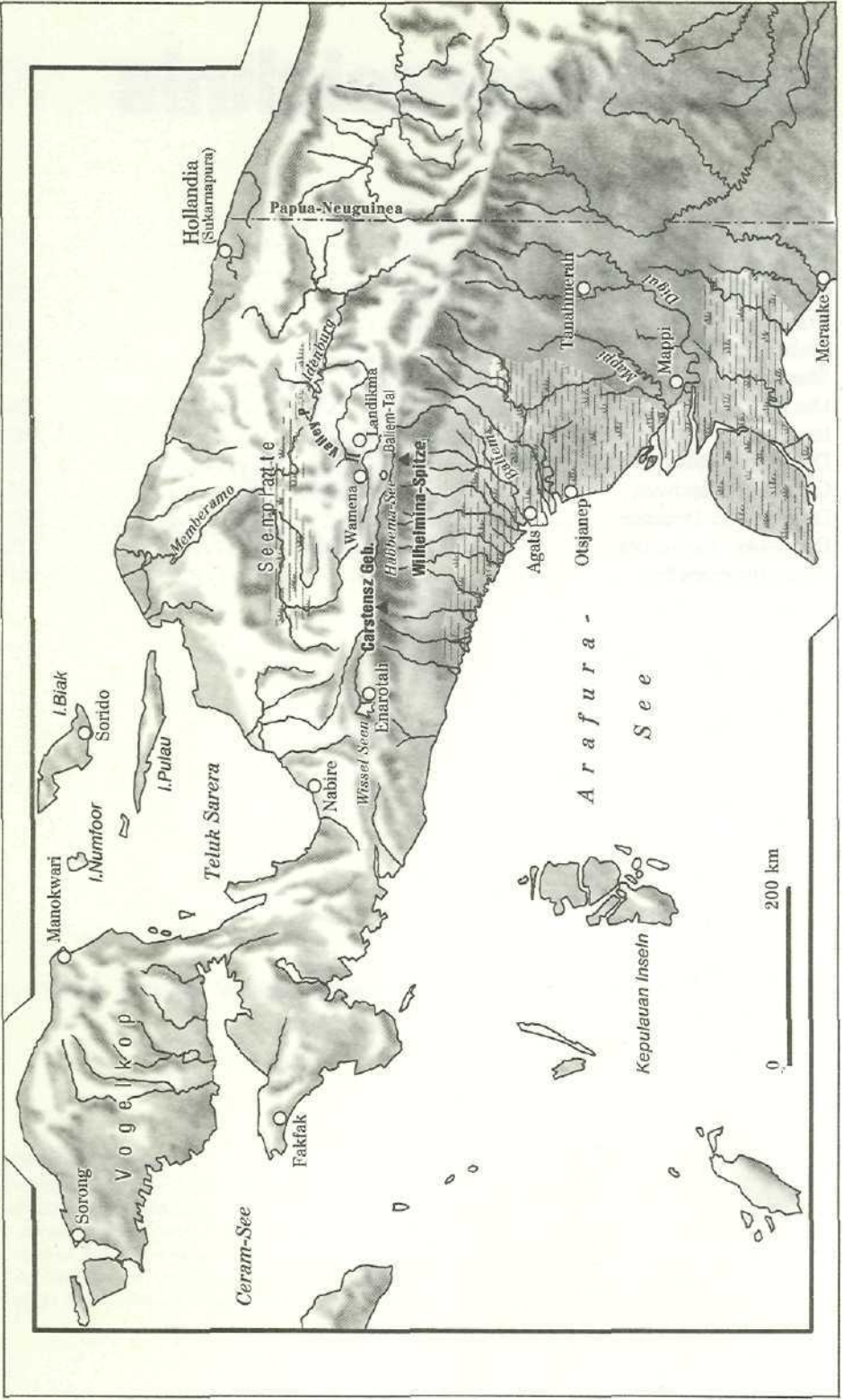
Lektorat: Leo Mazakarini

Satz: Bernhard Computertext, Wien

Druck: Wiener Verlag, Himberg bei Wien

Inhaltsverzeichnis

Vorstoß in die Vergangenheit	7
Pygmäen und Papuas	10
<i>Po Anim!</i> – Die Knallmänner kommen	14
Die geteilte Insel	22
Traum und Wirklichkeit	27
Flußfahrt am Sepik	47
Shangri-La	77
Die Dani	99
Im Großen Tal	102
Die Erschließung eines Gebirges	118
Carstensz-Tagebuch	145
Die Insel der Drachen	162
Der Dank des Autors	179
Literaturverzeichnis	181



Vorstoß in die Vergangenheit

Es ist bereits Abend, als wir an den Fluß gelangen. Die Sonne ist längst hinter den Berggipfeln verschwunden, und die Hitze des Tages macht allmählich der Kühle der Nacht Platz.

Das Dorf, das wir noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wollen, heißt Kuminiki und liegt ein Stück flußaufwärts, genau an der Einmündung des Melagi in den Tiom. Die Siedlung kündigt sich schon seit langem an: An Stelle des Urwaldes treten schachbrettartig angelegte Gartenkulturen. Immer häufiger müssen wir Latenzäune überklettern; sie unterteilen die einzelnen Parzellen; sind weniger dazu da, um die Besitzgrenzen abzustecken, als vielmehr, um die herumstreunenden Schweine von den Feldern fernzuhalten.

Doch an diesem Tag liegt merkwürdige Stille über dem Land. Die Äcker scheinen verlassen, und so sehr wir auch nach deren Besitzern Ausschau halten, unsere Bemühung bleibt erfolglos. Wir vermissen die Frauen, die sich für gewöhnlich den ganzen Tag über auf den Feldern aufhalten und erst spät abends mit prall gefüllten Tragnetzen nach Hause ziehen. Kein „Üng Koteka“, kein Penisfutteralträger, steht am Wegesrand, um uns mit freundlichem „Wah, Wah, Wah...“ zu begrüßen; keine lärmende Kinderschar begleitet uns.

Erst in unmittelbarer Nähe des Dorfes treffen wir auf Eingeborene. Es sind kleine Gruppen; Männer und Frauen, die in seltsam gebückter Haltung und mit traurigen Gesichtern an uns vorüberziehen. Wir begleiten sie bis zum Dorfeingang, erfahren, daß ein unerwarteter Todesfall die Dorfgemeinschaft erschüttert. Vorbereitungen für die „Kanggerak-Zeremonie“ (= Verbrennung), die am darauffolgenden Tag stattfinden soll, sind voll im Gange.

Als wir durch den engen Durchschlupf ins Innere des Dorfes treten, finden wir den Großteil der Bevölkerung versammelt. Herzerreißendes Klagen erfüllt den Platz. Die Papuas haben das „le jogwe“, ihren traditionellen Klagegesang, angestimmt. Die „Trauergemeinde“ steht in zwei Gruppen einander gegenüber. Da sind ausschließlich Männer, die rund um ein Feuer sitzen, das vor dem Männerhaus lodert. Die Gesichter sind dem Dorfeingang zugewandt, an dem sich die zweite Gruppe, die ankommenden Trauergäste, versammelt. Eine Zeitlang stehen die beiden Gruppen einander gegenüber. Das Klagen der Männer am Feuer wird lauter, intensiver; Tränen fließen über ihre harten Gesichter. Noch verharrt die Gruppe am Eingang bewegungslos. Es scheint, als würden sie meditieren.

Meine eingeborenen Begleiter aus Wamena ziehen sich in eine Ecke der Dorfarena zurück. Ich tue es ihnen gleich, um diese einmalige Stimmung nicht zu stören.

Wieder verstreichen Minuten, in denen das Wehklagen der Männer am Feuer heftiger wird. Plötzlich springt der Funke auch auf die anderen über. Die bisher Un-

Vorstoß in die Vergangenheit

beteiligten überkommt ebenfalls tiefe Trauer. Im Augenblick höchster Erregung treffen die beiden Gruppen in der Dorfmitte aufeinander. Alle, Männer und Frauen, begrüßen einander auf landesübliche Art. Dabei hakt man zwei Finger so ein, daß die Glieder beim Auseinanderziehen laut knacksen. Zusätzlich umarmen sie einander in ihrem Schmerz, versuchen, Trost zu spenden.

Obwohl alles nach einem vorgegebenen Ritual abzulaufen scheint, hat es nichts zu tun mit gespielter Trauer, auch nicht mit dem Aufsagen stereotyper Beileidsphrasen. Diese Begegnung strahlt mitreißende Emotionalität aus.

Auf keiner einzigen meiner vielen Reisen habe ich Menschen ihren Toten mehr beklagen sehen als diese Gruppe von Steinzeitmenschen. Das ist um so erstaunlicher, wenn man weiß, wie wenig Gefühle sie in anderen Lebensbereichen zeigen. Dabei sind es besonders Männer, die für meine Begriffe offen ihre Gefühle zum Ausdruck bringen. Männer, die gewohnt sind, mit unerbittlicher Härte die Gesellschaft zu dominieren, sehe ich hier ohne Hemmungen schluchzen und weinen. Das gleiche Ritual wiederholt sich an diesem Abend noch mehrmals, und zwar immer dann, wenn neue Trauergäste erscheinen. Nur die Akteure vertauschen die Rollen, die neu hinzugekommenen Männer gesellen sich zur Gruppe am Feuer, und die Frauen begeben sich – erstaunlicherweise – ins Männerhaus. Damit gehört die Totenfeier wohl zu jenen seltenen Gelegenheiten, an denen die Dorfbewohner weiblichen Geschlechts diese tabuisierte Hütte überhaupt betreten dürfen.

Als mich später einige Papuas zum „honai“ (= Männerhaus) führen und mir erlauben, einen Blick hineinzuworfen, pralle ich entsetzt zurück. Das fahle Dämmerlicht des Innenraumes bildet den Rahmen für eine gespenstische Szene. Anfangs, als sich meine Augen noch nicht an das Halbdunkel gewöhnt haben, sehe ich nur das tote Kind, das vom Schein des Feuers schwach beleuchtet wird. Es ist auf Gras gebettet, Oberkörper und Kopf sind leicht erhöht, mit weit aufgerissenen Augen scheint es mich anzustarren. Rundherum sitzen dicht gedrängt Frauen und Mädchen. Jene von ihnen, deren Platz sich in Reichweite des Leichnams befindet, trachten unter hysterischem Klagen das tote Kind zu berühren. Es hat den Anschein, als wollten sie versuchen, es aus dem Schlaf zu erwecken. Die eine zieht an den Beinen, eine andere streichelt zärtlich die Wangen, die dritte ergreift die Hand, um sie sanft zu drücken. Allen voran die Mutter des kleinen Agoluk. Sie will den Tod ihres Sohnes nicht wahrhaben; immer wieder beugt sie sich weinend über den leblosen Körper. Es ist ihr drittes Kind, nach zwei Töchtern der einzige Sohn. Da die Menschen in diesem Gebiet nach wie vor ein zirka fünfjähriges Beischlaf tabu einhalten, wie der Altersunterschied der Kinder zeigt, wird sie ihrem Mann wohl keinen männlichen Nachkommen mehr gebären. Ein Manko, das für die Frau noch böse Folgen haben kann.

Der Klagegesang der Frauen dauert die ganze Nacht über an – ohne Unterbrechung. Meist ist es eine Alte, die den Text rezitiert, während alle anderen den monotonen Refrain dazu anstimmen. Die Männer verbringen die Nacht ausnahmsweise in den Familienhütten, und erst am darauffolgenden Morgen, als die nächsten Trauergäste erscheinen, greifen sie wieder ins Geschehen ein.

Kurz vor der Verbrennung, die um die Mittagszeit stattfindet, erreicht die Klagezeremonie noch einen letzten Höhepunkt, um dann langsam auszuklingen. Der Akt

Uralte Totenbräuche

der Verbrennung selbst ist bereits stark gekennzeichnet von den Veränderungen, die die traditionelle Kultur unter den Einflüssen von Mission und Verwaltung allorts erfaßt. Die rituelle Verstümmelung als Zeichen der Trauer und zur Versöhnung der Totengeister ist von den indonesischen Behörden unter Strafe gestellt. Auf Bräuche, wie das Beschmieren des Körpers mit Lehm und verschiedene Formen von Geister- und Fetischverehrung, muß unter dem Druck des baptistischen Missionars aus dem benachbarten Tiom verzichtet werden.

Geblichen aber ist der alte Glaube an die Todesursache. Es steht für sie außer Zweifel, daß ein böser Geist die Seele des Kindes „gegessen“ hat. „Es war nynggirak“, gesteht mir ein alter Mann. Sie glauben also, das Kind starb durch Schwarze Magie. Die Frauen verdächtigen die Männer. Die Männer ihrerseits halten generell alle Frauen der Schwarzen Magie kundig.

Zu den Überresten uralter Totenbräuche gehört auch die Klagezeremonie. Die ungewöhnliche Intensität und die Tatsache, daß sich alle gleichermaßen daran beteiligen, beweist, daß sie aus einer Zeit stammt, in der der frühe Tod eines Menschen einen schweren Schock für die Gemeinschaft bedeutete, eventuell sogar das Überleben der Gruppe in Frage stellte.

Das eben Erlebte berührt mich seltsam. Mich beeindruckt vor allem die Solidarität und die starken Bindungen innerhalb der Dorfgemeinschaft. Ein Vergleich mit unserer Kultur drängt sich förmlich auf. Dabei wird mir wieder einmal bewußt, wie sehr wir unseren materiellen Reichtum mit einer Verarmung auf anderen Gebieten, vor allem in menschlichen Bereichen, teuer bezahlen müssen.

Aber was wissen wir schon von diesen Menschen, von ihrem Denken und Fühlen? Wir können zwar Bräuche beschreiben, vergleichen und analysieren, ihre Mythen bestenfalls übersetzen und interpretieren, aber das pulsierende Leben einzufangen, es nachzuvollziehen oder gar daran teilzuhaben, vermögen wir nicht. Hier stoßen wir auf unsere Grenzen, hier bleiben wir ausgeschlossen als Abendländer, Rationalisten und Christen. Der Weg zu ihrem Denken ist uns versperrt, wir haben den Draht zu mythisch-magischen Empfindungen verloren, vielleicht sind die Träume der letzte Rest dieser einstigen Fähigkeit. Dennoch bleibt eine Reise nach Neuguinea ein Erlebnis besonderer Art, gewissermaßen eine Reise in das Fremde in uns selbst, in unsere eigene Vergangenheit, vielleicht ein letzter Blick ins Paradies.

Während in der zivilisierten Welt die Zukunft bereits begonnen hat, hat im Hochland von Irian Jaya die Vergangenheit noch nicht aufgehört. Es ist wohl die allerletzte Möglichkeit auf unserer Erde, Steinzeit noch „live“ zu erleben. Ich habe diese Insel und ihre Bewohner kennen und lieben gelernt. Sie wurde Teil meines Lebens, Denkens und Handelns; meine tiefsten Erlebnisse sind damit verbunden.

Wann immer sich mir eine Möglichkeit bot, bin ich in Neuguinea gewesen. In einem Zeitraum von sechs Jahren habe ich weite Teile der Insel durchforstet. Hier berichte ich von meinen Erlebnissen beim Anmarsch und der Besteigung des Carstenszgebirges, bei einer Befahrung des Sepik mit einem Einbaum, bei der Erkundung des Baliem von seinem Oberlauf bis tief hinunter in die Schlucht . . . und von manch anderem Abenteuer.

Das größte Abenteuer aber ist die Begegnung mit Menschen einer längst vergangenen Welt: die Begegnung mit liebenswerten Zeitgenossen.

Pygmäen und Papuas

Als unendlich langer grüner Streifen hebt sich die Küste des riesigen Landes vom umgebenden Wasser am Horizont ab. Still und friedlich liegt das Meer unter der heißen, tropischen Sonne. Kein Windhauch regt sich an diesem Tag. Ein seltener Augenblick im zumeist ungehemmten Toben der Elemente, die sich an der Küste Neuguineas entladen.

Noch ungewöhnlicher aber sind Dutzende schmaler Einbäume, die sich langsam dem Uferstreifen nähern. Dunkelhäutige, kleinwüchsige Menschen sitzen darin, alte und junge, Männer und Frauen. Die kräftigsten von ihnen betätigen die Paddel, die erfahrenen Alten navigieren.

Schon lange vorher hatten sie das unbekannte „Festland“ von ihren Wohnplätzen ausgemacht, oft neugierig und sehnsuchtsvoll den Blick dorthin gerichtet, aber die Wasserbarriere schien unüberwindlich. Einige hatten bereits versucht, das trennende Meer zu überqueren, doch immer wieder mußten sie umkehren.

Diesmal aber wissen sie, daß es gelingen wird! Langsam kommen sie der Küste näher. So weit das Auge reicht, breiten sich Urwälder aus, die förmlich ins Meer eingreifen und den schmalen Sandstrand zu verschlingen drohen.

Nun ziehen sie die Paddel aus dem Wasser. Keiner von ihnen bewegt sich mehr, aber Hunderte Augenpaare suchen den Küstenstreifen ab. Doch nichts Verdächtiges regt sich, kein Laut, der eine Gefahr ankündigt, ist zu hören. Nur das eintönige rhythmische Geräusch der Brandung.

Endlich ziehen sie ihre Einbäume ans sandige, flache Ufer und steigen aus den schaukelnden Booten. Die Männer ergreifen ihre Pfeile und Bogen und schreiten entschlossen dem „Land“ entgegen, das nun ihre neue Heimat werden sollte.

So oder so ähnlich könnte sich die Besiedlung Neuguineas abgespielt haben, im Dunkel der Frühzeit, mindestens dreißigtausend Jahre vor unserer Zeitrechnung. Vielleicht ahnten sie bereits, daß sie die ersten Bewohner der Insel waren, doch welche unbekanntes Gefahren auf sie lauerten und welche neuen Erfahrungen im täglichen Kampf ums Überleben sie erwarteten, wußten sie nicht.

Das Wissen um das stärkehaltige Mark der Sagopalme dürften sie schon aus ihrer Inselheimat mitgebracht haben. Vielleicht kannten sie auch bereits die Pandanusfrucht. Aber vieles war neu, das sie nun auf ihren Jagdzügen bis tief ins Innere der Insel entdeckten oder erlernten. Manche von ihnen besiedelten einzelne Täler des Berglandes, wo sie ihr Leben an die neuen Umweltbedingungen anpaßten und fortan Tausende Jahre ohne jeglichen Kontakt mit anderen Völkern blieben. Die Tapiro-Pygmäen im Süden von Irian Jaya und die Ayom im nordwestlichen Hochland von Papua-Neuguinea sind die letzten Nachkommen dieser Ureinwohner.

Auch die Sprache veränderte sich im Laufe der Zeit; es entstanden eigene Dialekte,

Erlebter Mythos und Daseinsbewältigung

die sich stark voneinander unterschieden. Unter den Stammesbrüdern von einst, die ein gemeinsames Herkunftsland verband, war bald keine Kommunikation mehr möglich.

Wie viele dieser kleinwüchsigen Jäger und Sammler die Insel erreichten, woher sie genau gekommen waren, bleibt im Dunkel der Vergangenheit verborgen. Nur eines ist gewiß: Mit dem Ende der letzten Eiszeit endete der Zustrom. Denn durch das abschmelzende Eis auf der Nordhalbkugel hob sich der Meeresspiegel und ließ die umliegenden Eilande und Landbrücken im Wasser versinken.

Wieder vergingen viele tausend Jahre, in denen die Natur ihren Gesetzen folgte. Nichts veränderte sich, nichts wurde verändert. Wenige Menschen teilten sich die riesige Insel. Ihr Leben war der natürlichen Umwelt optimal angepaßt, ihre Bedürfnisse waren gering, aggressive Auseinandersetzungen selten. Weswegen auch? Niemand besaß mehr als der andere, niemandem konnte man etwas wegnehmen. Denn alles, was sie hatten, gab die Natur; und diese war allen zugänglich.

Doch der Augenblick kam, an dem sich aufs neue Menschen der Insel näherten. Diesmal jedoch vom Nordwesten her. Mit hochseetüchtigen Auslegerbooten und guten nautischen Kenntnissen waren sie imstande, größere Strecken auf offener See zurückzulegen. Sie führten auf ihrer Entdeckungsfahrt domestizierte Tiere mit, Hund und Schwein etwa, und kannten bereits den Anbau von Knollenfrüchten. Dem Aussehen nach waren sie Abkömmlinge einer Mischrasse – der Papuas –, deren auffälligstes Merkmal das Kraushaar ist. Sie ergriffen vorerst von den Küstenregionen Besitz; später stießen sie entlang der Flußläufe auch ins Innere vor und besiedelten die großen Täler.

Wo immer sie auf die Urbevölkerung stießen, wichen diese zurück oder vermischte sich mit den Neuankömmlingen. Im Hochland errichteten die Papuas feste Wohnplätze. Mit ihrem Hauptwerkzeug – dem Walzenbeil – war es ihnen möglich, Urwälder zu roden. Auf den so gewonnenen Flächen pflanzten sie Süßkartoffeln. In den sumpfigen Schwemmländern und Flußniederungen dagegen war die Sagogewinnung Grundlage für Überleben und Gedeihen der Gemeinschaft.

Neue Gesetze mußten geschaffen werden, angepaßt an die veränderte Lebenssituation. Damals müssen sich jene religiös-magischen Vorstellungen entwickelt haben, die später zu Mythen verschmolzen. Sie berichten von Begebenheiten aus grauer Urzeit, von der Schöpfung des Lebens und von den Taten der Kulturheroen. Aber erst der gelebte Mythos konnte dem Menschen in der Daseinsbewältigung helfen. Nur durch ständiges Nachvollziehen, Wiederholen und Erneuern solcher von der Mythologie überlieferten Begebenheiten war immerwährende Fruchtbarkeit und damit ein Überleben der Gruppe sicher. Kopffjagd und Kannibalismus gehörten ebenso dazu wie orgiastische Feste und Opfer.

Am ehesten können wir die Vorgänge dieser mythenbildenden Zeit verstehen, wenn wir versuchen, uns in die Situation der Menschen hineinzusetzen. Im gleichbleibenden Rhythmus, jahrein, jahraus, vergehen die Tage unter der Tropensonne Neuguineas. Die meiste Zeit des Tages verbringen die Papuas mit Nahrungssuche. Aber in den langen Nächten sitzen sie am Feuer und grübeln, sprechen über ihre Ängste und all das, was sie nicht zu erklären vermögen. Krankheit und Tod machen ihnen besonders ihre Ohnmacht bewußt. Wie viele Nächte mögen sie wohl

verbracht haben, um über die Ursache des Sterbens nachzudenken? Bei ihrer genauen Beobachtung der Umwelt ist es ihnen nicht entgangen, daß die Schlange die Fähigkeit besitzt, sich zu häuten und damit, im Gegensatz zum Menschen, scheinbar ewiges Leben besitzt. Der Gedankensprung zur Geschichte vom „Vogel und der Schlange“ ist nicht mehr weit. Es ist der Mythos, der bei den Dani im Hochland von Irian Jaya seit Generationen überliefert wird.

Die Dani glauben nämlich, daß ihre Vorfahren einst der Erde entstiegen. Zuerst bohrten sie ein Loch zur Oberfläche, und einer nach dem anderen kroch durch dieses aus der Dunkelheit des Erdinneren ans Licht. Danach kam die Schlange, die das Loch vergrößerte, um ihren langen Körper herauszuwinden. Jedesmal wenn sich die Schlange häutete, schien aus ihrem toten Körper ein neuer, glänzender zu kommen.

Sie war also unsterblich, sie besaß das Geheimnis ewigen Lebens. Dieses Geheimnis gab sie den Menschen weiter, so daß auch diese ihre Haut abstreifen konnten und ebenfalls ewiges Leben besaßen.

Als die Dani aus dem Erdloch hervorgekrochen waren, versammelten sie sich um die Schlange, wollten ihre Unsterblichkeit empfangen. Da erschallte plötzlich ein ihnen fremder Schrei: „Pirigoobit, Pirigoobit.“ Sie bekamen Angst, und mit der Angst begann auch der Prozeß des Todes. Die Schlange konnte ihnen nicht mehr länger ewiges Leben verleihen. Als sie aufschauten, erblickten sie den Vogel, der den Schrei ausgestoßen hatte, und sie wurden sich ihrer Angst bewußt wie auch deren Konsequenz, den Verlust der Unsterblichkeit.

Jeder Tote bedeutete für die Gruppe einen schweren Verlust, eine Schwächung der Gemeinschaft. Besonders, wenn es sich um einen starken, erfahrenen Mann handelte.

Verstorbene waren nicht mehr die bloß Dahingegangenen, die Verblichenen, sondern Ahnen, denen man über den Tod hinaus Verehrung zollte. Warum sollte man nicht versuchen, die Lücke, die das Ableben wertvoller Mitglieder der Gruppe aufgerissen hatte, wieder zu füllen? Wie aber konnte man die Lebenskraft der Toten konservieren, sie auf die Überlebenden übertragen? Was lag näher, als den Kopf, der als Sitz besonderer Kräfte angesehen wurde, zu präparieren, an ausgewählten Orten aufzubewahren, gleichsam als kostbaren Schatz und Unterpfand für Fruchtbarkeit und Gedeihen des Stammes?

Eine noch größere Wirkung konnte man erwarten, wenn man den Kopf eines Fremden erbeutete. Doch dies war schwierig und gefährlich. Ein derartiges Vorhaben konnte nur in der Gruppe gewagt werden. Vielfältige Rituale und magische Beschwörungen waren notwendig, um sich die Unterstützung der mächtigen Ahnen und Geister zu holen, aber auch, um die „Opfer“ zu schwächen. Eine erfolgreiche Kopffjagd erhöhte die Kraft der gesamten Stammesgemeinschaft und wurde vielfach als Voraussetzung für Fruchtbarkeit angesehen. Erst der Tod eines Menschen schuf neues Leben.

Ungeschriebene Gesetze und Tabus regelten das Zusammenleben. Sie waren nicht das Ergebnis rationaler Überlegungen, sondern weit zurückreichender Erfahrung. Ihre Mythen waren nicht totes, vergangenes Gedankengut, sie lebten und mußten

Die Zeit steht still

immer wieder nachvollzogen und neu belebt werden. Sie erfüllten somit eine reale Funktion im Leben der Gruppe.

Jahrhunderte, Jahrtausende haben die Väter dieses „Wissen“ ihren Söhnen weitervermittelt. Es wurde zur Richtlinie ihres Denkens und Handelns, ihrer Moral und ihrer Wertvorstellungen. Das Ziel im Leben war nicht, mehr zu wissen und zu besitzen als die Väter, sondern höchstens gleichviel. Eine solche Einstellung gewährt Sicherheit und Kontinuität, ist Garant für das Überleben in einer geheimnisvollen Welt. Nicht die Natur sich untertan zu machen war ihr Bestreben, sondern ihr so gut wie möglich angepaßt zu sein.

Keine Erfindung wurde gemacht, die außerhalb des Lebensnotwendigen lag. Dafür entwickelten sie erstaunliche psychische Fähigkeiten, die in seltsamem Kontrast zu ihrer „armen“ materiellen Kultur stehen.

Wissenschaft und Fortschritt haben in Europa zu unermeßlichem materiellem Reichtum geführt. Technische Errungenschaften haben zweifellos das Leben der Menschen erleichtert, aber auch ungeahnte Vernichtungswaffen geschaffen. Aus Machtstreben und Habgier wurden Kriege entfesselt, Völker unterjocht und dezimiert. Das Verhältnis Mensch – Natur ist zutiefst feindselig geworden. Rücksichtslose Eingriffe haben der natürlichen Umwelt schwere Wunden zugefügt und das ökologische Gleichgewicht empfindlich gestört.

In Neuguinea dagegen hat sich nichts Wesentliches verändert, die Zeit scheint stillgestanden zu sein. Für die Papuas hätte „Fortschritt“ ihren Anschauungen von der Allmacht der Natur widersprochen.

Aus der Sicht eines Europäers mag zwar ihr Weltbild widersprüchlich, lückenhaft und naiv erscheinen, mag ihre „materielle“ Kultur primitiv sein. Für sie hat sich ihre Form des Daseins als richtig erwiesen – der Stamm hat überlebt . . .

Po Anim! – Die Knallmänner kommen

„Das Morgenrauen kam langsam. Der Sonne fehlte die Kraft, die dunklen Schleier der Nacht zu zerstreuen. Schließlich brach der Tag an, aber die runde, strahlenlose Sonne zeigte sich durch den Nebel, den sie nicht auflösen konnte, als scharlachrote Scheibe. Nach und nach erschienen Land und Urwald, aber über allem lag weiterhin ein undurchdringlicher Nebel.

Während wir naß und zitternd darauf warteten, aufbrechen zu können, kreisten fünf große Habichte bald nah, bald fern wie Nachtgespenster durch die Luft über unseren Köpfen. Ich sagte: ‚Diese Habichte sind Vorboten eines Blutvergießens; sie haben bereits Leichengeruch gewittert.‘

Nachdem wir im Nebel etwa fünf Meilen weit gedampft waren, rief der Ausguck: ‚Kanu voraus!‘ Ich sah hin und erkannte etwa sieben Männer in ihren Kanus; sie waren mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, machten teuflischen Lärm, griffen uns an und versuchten, uns den Weg zu versperren. Wir fuhren so schnell wie möglich zum linken Ufer hinüber und versuchten weiterzufahren, ohne zu verwunden oder verwundet zu werden, aber sobald sie in Pfeilschußweite kamen, begannen sie, auf die ‚Neva‘ ihre Pfeile abzuschießen.

Nur ein Kanu, das mit einem einzelnen Mann besetzt war, kam in die Reichweite unserer Gewehre. Er legte sein Paddel aus der Hand und griff nach seinem Bogen; der Pfeil ging über meinen Kopf hinweg. Nach drei Gewehrschüssen stürzte er in den Fluß und versank.“

Diese Zeilen stammen aus der Feder des Italieners Luigi D'Albertis. Er war einer der ersten Europäer, der eine größere Strecke ins Innere Neuguineas zurücklegte. Die Erinnerungen an seine Abenteuer am Fly River (heute Papua-Neuguinea) ließen ihn noch am Schreibtisch erzittern, als er seine Tagebücher auswertete. D'Albertis' Interesse galt in erster Linie der Flora und Fauna. Zur Erreichung seiner Ziele war er in der Wahl der Mittel nicht zimperlich. Auf der Suche nach neuen Pflanzen- und Tierarten schreckte er auch nicht zurück, ganze Dörfer auszuplündern. Kein Wunder also, daß er sich des öfteren gegen angreifende Eingeborene zur Wehr setzen mußte. In anderen Fällen war es einfach Unwissenheit des Fremden gegenüber Tabus und Normen einer anderen Gesellschaft, die kritische Situationen heraufbeschwor. Die folgende Begebenheit aus D'Albertis' Tagebüchern macht dies augenscheinlich.

„Der Dorfhäuptling heißt Aira, und ich wurde gegen Abend eiligst in sein Haus ge-

Kolonialbeamte und Missionare

rufen, wo ich ihn mit einem Speer in der Hand antraf. Eine große Schlange kroch langsam über den Boden, und Aira machte beschwörende Handbewegungen.

Meine Führer, die nicht wußten, daß die Schlange zahm war und Aira gehörte, versuchten, sie zu töten, bevor ich sie daran hindern konnte. Zum Glück konnte das Reptil entkommen. Aber Aira schäumte vor Wut und machte seinem Zorn dadurch Luft, daß er mit seinem Speer nach einer alten Kokosnuß stieß, die vor seinen Füßen lag. In diesem Augenblick glich er einem schrecklichen und wutentbrannten Zauberer.

Meine eingeborenen Begleiter waren recht bestürzt, und als die Nacht hereinbrach, scharten sie sich in einer Ecke der Hütte und machten den Eindruck, als ob sie einen Plan ausheckten und sich gemeinsam gegen mich oder Aira verschwören wollten.

Mir war klar, daß ich nun handeln mußte, und ich verstreute eine große Handvoll Schießpulver auf dem Erdboden. Einer der Papuas, den ich ins Vertrauen gezogen hatte, setzte es in Brand, ohne daß jemand merkte, was er tat. Der helle Lichtblitz und der erstickende Pulverqualm hatten gemeinsam eine gewaltige Wirkung und versetzten die Eingeborenen in den von mir erwarteten Schrecken. Als die Ruhe wieder hergestellt zu sein schien, begab ich mich in Airas Haus und besänftigte seinen Zorn, der sich bereits ziemlich gelegt hatte. Jetzt ist alles still, aber ich halte es für wenig ratsam, ohne den Revolver an meiner Seite zu schlafen.“

Abenteurer und Forscher vom Kaliber D'Albertis' unterschieden sich von den ihnen nachfolgenden Kolonialbeamten und Missionaren vor allem in einer Hinsicht: sie waren nicht gekommen, um zu verändern. Dennoch waren sie es, die den ersten Keim für den Untergang vieler Völker gelegt hatten. Ungewollt wurden sie zu Wegbereitern für Verwaltung und Mission, zu Vorreitern der „Zivilisierung“. Die Taten dieser Männer werden heute oft als Pioniertaten verherrlicht: die Kultivierung. . . Mit Sicherheit würde ein Papua diese anders beurteilen. Für ihn wären diese Erkundungsfahrten keine Entdeckungen; er lebt ja schon seit urdenklichen Zeiten dort; aber sie und die folgende „Zivilisierung“ bedeuten für ihn das Ende seiner Unabhängigkeit, seines traditionellen Glaubens, seiner Sitten und seiner Bräuche. Es war der erste Zusammenprall mit einer Welt und Kultur, die andersartig war und außerhalb seines gewohnten Weltbildes stand.

Er hatte die Werte, Gesetze und Religion des weißen Mannes zu akzeptieren, gleichgültig ob er sie mochte oder überhaupt verstand.

Die Insel wurde erstmals vom Portugiesen Antonio D'Abreu im Jahre 1511 gesichtet. Doch den Ruhm des Entdeckers trug Jorge de Menezes (1527) davon. Portugal zeigte kein Interesse, eine Kolonie zu gründen, ebensowenig wie der Nachbar Spanien. Der Seefahrer Ynigo Ortiz de Retez ging zwar im Jahre 1545 an der Nordküste an Land und hißte die spanische Flagge, aber auch er segelte wieder ab. Das Land verhieß weder Gold noch andere Schätze. Nur der Name der Insel blieb; Ynigo glaubte nämlich, zwischen den Papuas und den Negern Guineas an der afrikanischen Westküste eine Ähnlichkeit festgestellt zu haben und nannte die Insel deshalb Nova Guine (Neu-Guinea).

Trotz dieser relativ frühen Entdeckung blieb Neuguinea in den folgenden Jahrhunderten unangetastet. Einer Kolonialisierung standen die weiten Schwemm- und

Sumpfländer an den Küsten, die nur spärlich Hafenplätze boten, ebenso entgegen wie die kriegerischen Ureinwohner.

Erst im 19. Jahrhundert kam es zu einem dramatischen Einschnitt in der Geschichte Neuguineas, als nämlich die Europäer begannen, sich an den Küstenregionen festzusetzen. Diese Begegnung zwischen Papuas und Weißen war der verhängnisvolle Auftakt zum schwärzesten Kapitel in der Historie der Insel. Eine Geschichte, die ausschließlich von Weißen aufgezeichnet ist. Eine Geschichte von Taten, die – oftmals in den Mantel „christlicher Nächstenliebe“ gehüllt – heute in verstaubten Archiven ruhen oder verharmlost dargestellt in Geschichtsbüchern zu finden sind. Mit willkürlichen Strichen auf der Landkarte haben Holländer, Briten und Deutsche das Land untereinander aufgeteilt, zu einem Zeitpunkt, als von der Insel kaum mehr als der Küstenverlauf bekannt war. Verwaltungsstationen wurden an strategisch günstigen Plätzen errichtet und von dort ausgehend das Land nach eigenem Ermessen „entwickelt“. Dazu gehörte es, die Eingeborenen „umzuerziehen“ und einer überlegenen europäischen Lebensform zuzuführen. Dies geschah, wie es hieß, durch geeignete Maßnahmen, etwa durch neue Verordnungen, die folgeschwere Eingriffe in das althergebrachte Leben der Papuas bewirkten. Alle Praktiken und Rituale, die dem moralischen oder hygienischen Empfinden der Fremden nicht entsprachen, wurden unter Strafe gestellt. Wo es Widerstand gab, setzte man die neuen Verbote mit Gewalt oder Schocks durch.

Zweifel über die Berechtigung derartiger Handlungen kamen nicht auf. Immerhin spielte sich all das in einer Zeit ab, als der „tödliche Atem“ des Weißen die Indianerkulturen Amerikas bereits vernichtet, die Südsee entvölkert und die Ureinwohner Tasmaniens ausgerottet hatte.

Ein Vorgehen gegen diese Völker war auch damals schon kaum zu rechtfertigen, es sei denn, man sprach ihnen die elementarsten Menschenrechte ab. Trotzdem versuchte man die kolonialen Ansprüche zu legitimieren. Eine für unsere Ohren makabre Begründung dafür hat der Hauptmann einer deutschen Schutztruppe gefunden. Er schwärmte: „Das ganze Innere Neuguineas scheint für das Deutschtum prädestiniert zu sein. Die drei Hauptfarben, welche die Eingeborenen herzustellen wissen, mit denen sie ihre dunkle Hautfarbe anlässlich von Feierlichkeiten oder während der Kämpfe oder auch, wenn sie auf Freiersfüßen gehen, ‚verschönern‘, sind die deutschen Flaggenfarben“ (damals schwarz-weiß-rot).

Nach Ansicht des Hauptmanns haben in der deutschen Kolonie geradezu „paradiesische“ Zustände geherrscht. Denn „jedes Dörflein, jedes Gehöft besaß eine deutsche Flagge, die aufgezogen werden mußte und mit Stolz gehißt wurde, sobald sich irgendein Weißer näherte“. Mit preußischer Gründlichkeit und in treuer Pflichterfüllung erfolgte die Zivilisierung der „dunkelhäutigen Deutschen“. Von sauberen Verwaltungsstationen aus wurden Wege angelegt, die die einzelnen Dörfer verbanden. Aufsichtsorgane übten die Kontrolle aus und hielten die Papuas zu geregelter Arbeit an. Dies alles war die Frucht der „großartigen Erziehungsarbeit des Sattelberger Missionars Ch. Keyser“.

Wie diese Erziehungsarbeit ausgesehen hat, schildert uns unverblümt Hermann Detzner, Hauptmann der deutschen Schutztruppe. „Jede Verfehlung gegen die Sitte, vor allem jedes Drückertum und Faulenzertum, wird streng geahndet, mit der

Die Mayo-Zeremonien

Prügelstrafe und Strafarbeiten außerhalb der Heimatorte belegt.“

Als Krönung der Umerziehung zum Deutschtum wertete der Hauptmann, daß die Eingeborenen es verstanden, die schöne deutsche Weise „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand“ fast fehlerlos abzusingen. Verständnis für die tiefere Tragik dieses Geschehens konnte man bei einem Militär wohl kaum erwarten. Stattdessen erging er sich in der Schilderung, daß die Papuas nach seiner Ankunft, bis in die Nacht hinein, vom großen und tüchtigen „Kaisa Wihem“ erzählten.

Im niederländischen Westteil der Insel war die Situation nicht viel besser. Mit Verordnungen wurden die Bräuche, die die neuen Herren für grausam hielten oder die ihren „sittlichen“ Maßstäben nicht entsprachen, einfach verboten.

Das betraf nicht nur Kopffjagd und Kannibalismus, sondern auch Totenkult und Initiationsriten. Kopffjagd und Kannibalismus lösten größte Empörung und Abscheu aus und wurden deshalb mit besonderer Härte unterdrückt. Man wußte allerdings nicht, daß Kannibalismus niemals in biologisch-profanen Gesetzen, etwa der Ernährung, seine Erklärung findet, sondern fest in der Mythologie verankert ist und somit von wesentlicher Bedeutung für das kultische Leben, für Fruchtbarkeit und Gedeihen der betreffenden Gesellschaft.

In diesem Zusammenhang ist es notwendig festzustellen, daß in diesen Kulturen alle Aspekte des Lebens untrennbar und unlösbar miteinander verbunden sind. Wo immer eine Änderung oder ein Verfall beginnt – in wirtschaftlicher, sozialer oder religiöser Hinsicht –, immer wird dadurch die Gesamtkultur zerstört. Eine schwache, eine beschädigte, eine vernichtete Stelle genügt meistens, um das Ganze ins Wanken zu bringen. Kopffjagd und Kannibalismus waren nie nur Teilaspekte, sondern Mittelpunkt des religiösen Lebens; nur als solche hatten sie Sinn. Dies zeigt sich besonders deutlich im berühmten Mayo-Kult der Marind-Anim.

Die Mayo-Zeremonien bestanden aus zwei Teilen: aus sexuellen Orgien und Kannibalismus einerseits, woran nur die älteren, eingeweihten Männer beteiligt waren, und aus Fruchtbarkeitsriten andererseits, diese in Zusammenhang mit Feiern für die Heranwachsenden. Natürlich steckte da und dort weit mehr dahinter als bloß sexuelle und kannibalische Orgien, nämlich wieder Mythos und Kult. Erst wurden in getanzten Geschichten alle Praktiken, die für ein Überleben der Menschen notwendig waren, vorgeführt. Die jungen Erwachsenen sollten dabei lernen, wie man Sago zubereitet, Waffen und Werkzeuge herstellt, Feuer macht. Danach traten die Demas auf, jene Dämonen und mythischen Ahnen, denen die Menschen ihre kulturellen Errungenschaften verdankten und deren fruchtbringendes Wirken immer wieder durch den Kult erneuert wurde. Von der richtigen Durchführung dieser Riten hing, wie sie glaubten, weitgehend die Fruchtbarkeit ihrer Nahrungspflanzen ab, insbesondere die der Kokos- und Sagopalmen. Die Zeremonien um den Mayo-Kult dauerten mehrere Tage und erreichten ihren Höhepunkt, wenn Männer mit besonderen Kopfbedeckungen auftraten. Deren Anzahl entsprach den Opfern, die am Ende des Festes getötet und gemeinsam verzehrt werden sollten. Die Männer ergriffen eines oder mehrere junge Mädchen und töteten sie. Die Menschenopfer wurden anschließend verspeist. Blut und Knochen der Getöteten vergruben die Marind-Anim rund um Kokospalmen.

Der Kult ist demnach ein Fruchtbarkeitsritus. Der Wunsch nach uneingeschränkter

Fruchtbarkeit wurde noch dadurch unterstrichen, daß während der gesamten Zeit des Mayo-Festes ungezügelter sexuelle Freiheit herrschte.

Auffallend ist die besondere Beziehung zwischen Kannibalismus und der Fruchtbarkeit der Natur, vor allem der Kokospalme, die sich schon in der Mythe von den frühesten Mayo-Zeremonien findet.

Als der Mayo-Kult seinen Anfang nahm, so erzählt man, kamen uneingeweihte junge Männer hinzu und wollten an den Orgien teilnehmen. Sie gesellten sich zu den „Mayo-iwag“, das sind jene Mädchen, die bei den Zeremonien getötet wurden. Darüber aufgebracht, vertrieben die Eingeweihten die Jüngeren. Doch diese verwandelten sich rasch in schwarze fliegende Hunde und flogen übers Meer davon. Nachts, wenn die Menschen schliefen, kamen sie zurück – mit jungen Kokosnüssen und -blüten im Maul, die sie auf schlafende Leute fallen ließen. Danach verwandelten sie sich in Knaben und mischten sich unter die Mayo-iwag. Als die Leute am nächsten Morgen erwachten, entdeckten sie all die Kokosnüsse und Blüten am Boden und betrachteten sie kopfschüttelnd, denn sie sahen sie zum ersten Mal in ihrem Leben.

Auch bei den benachbarten Asmat schuf erst die Zerstörung von Leben neues Leben. Die Institution der Kopfjagd war in ihrer Gesellschaft wichtigster Teil der Zeremonien um die Aufnahme in die Männergesellschaft. Nur wer sich der Gefahr einer Kopfjagd aussetzte und diese auch erfolgreich bestand, wurde als vollwertiges Mitglied betrachtet und durfte im Yeu (Männerhaus) Platz nehmen. Auch bei den Asmat ist die Kopfjagd mythologisch begründet.

Der Kulturschöpfer Fumeripitis, ein Halbgott, tötete nach langem erbittertem Kampf ein riesiges Krokodil, das versucht hatte, seine Schöpfung, das Yeu-Haus, zu zerstören. Er zerschnitt das Krokodil in Stücke und verstreute diese in alle Richtungen. Den Krokodilstücken entsprangen die verschiedenen Menschentypen: die Schwarzen, die Braunen und die Weißen.

Nach dem Glauben der Asmat ist Schöpfung nur möglich, wenn gleichzeitig etwas zugrunde geht. Der Tod ist Vorbedingung für das Leben. Hierin liegt auch die Begründung für das der Kopfjagd innewohnende Element der Fruchtbarkeit und deren logische Folge, den Kannibalismus, wodurch die Lebenskraft des Opfers einverleibt werden soll.

Aber solche Begründungen kümmerten die Weißen wenig. Sie erfaßten nur das profane Geschehen, und das war in ihren Augen absolut verdammungswürdig.

Nur wird dabei eines übersehen: die Papuas haben uns nicht gerufen. Ihre Welt ist eine andere, und ihre Wertvorstellungen entsprechen nicht unseren. Jede wertende Betrachtungsweise ist daher sinnlos und führt zu nichts.

Nach der Errichtung von Verwaltungsstationen wurden Kopfjagd und Kannibalismus unterdrückt und, wann immer man davon erfuhr, hart bestraft. Strafexpeditionen wurden ausgeschickt, um der „Täter“ habhaft zu werden. Die Anklage lautete auf Mord, und das Strafausmaß betrug einige Jahre Zwangsarbeit.

„Das Strafsystem“, schrieb Richard Semon, „hat sich übrigens außerordentlich gut bewährt. Die Zeit der Strafgefängenschaft ist für viele der Betroffenen zu einer wahren Bildungszeit geworden!“ Heute kann man derartige Sätze nur noch als unfreiwilligen Sarkasmus auffassen, bemerkt Wilhelm Ziehr dazu kritisch. „Wer als

Ritual Kopfjagd

freigeborener Mensch für seine Art zu leben bestraft wird, kann nur verzweifeln. Er verliert die Orientierung in seinem Leben, er weicht zwar der Gewalt, aber seinem Wandel liegt keine wie auch immer geratene Einsicht zugrunde, sondern Angst.“

Im Zuge derartiger Strafexpeditionen lernten die Eingeborenen auch gleich die Doppelzüngigkeit europäischen Rechtsempfindens kennen. Zur Verfolgung der „straffällig“ gewordenen Kopfbjäger waren die Kolonialbehörden vielfach auf die Unterstützung durch einheimische Führer und Träger angewiesen. Klugerweise trachteten sie diese aus solchen Dörfern zu rekrutieren, aus denen die Opfer der Kopfbjagdüberfälle stammten. Dennoch gelang es nur in seltenen Fällen, trotz wertvoller Geschenke als Lockmittel, Eingeborene für die Sache der Behörden zu gewinnen.

Allein schon daran ist zu erkennen, wie wenig Kopfbjagd mit Motiven wie etwa der Rache zu tun hatte.

Im niederländischen Süden trachtete die Verwaltung, diesem Umstand dadurch beizukommen, daß sie im Verlauf der Strafexkursionen den Papuas erlaubte, die Köpfe der im Kampf Getöteten zu erbeuten. Der Zweck heiligt die Mittel; Handlungen, für die jeder Eingeborene schwer bestraft würde, waren für die Behörden recht und billig. Der holländische Journalist van Kampen berichtet von einem solchen Fall, der sich im Gebiet des oberen Digul ereignete. Der Strafrupp im Dienste der holländischen Administration bestand aus einem jungen Offizier, einigen Ambonesen, die als Mittler zwischen Papuas und Weißen fungierten, und etwa fünfzig Eingeborenen. Die Papuakrieger bemalten ihre Gesichter und trugen, wie bei ihren traditionellen Kopfbjagdzügen, bunten Federschmuck. Eine große Anzahl noch nicht eingeweihter Jungen begleitete den Zug und schleppte Verpflegung und Waffen der Erwachsenen. In der Nacht bevor sie das feindliche Stammesgebiet erreichten, führten die Krieger die gewohnten Rituale durch, die auch sonst eine Kopfbjagd begleiteten. Als sie am nächsten Morgen die Grenzen des fremden Territoriums erreichten, verweigerten die Papuas plötzlich, ohne ersichtliche Gründe, den Weitermarsch. Sie bewegten sich nicht mehr von der Stelle und waren weder durch Zureden noch durch Androhung von Strafen zu einer Sinnesänderung bereit. Damit war die ganze Strafexpedition kläglich gescheitert. Doch Dauerlösung bedeutete dies für die Papuas keine, denn es folgten andere, erfolgreichere Beutezüge der Weißen.

Die Folge war, daß die Eingeborenen die verbotenen Bräuche nur mehr im geheimen durchführten. Die Kopfbjagdzüge wurden in immer weiter entfernte Gebiete unternommen. Beim Herannahen holländischer Patrouillen ergriffen die Menschen die Flucht und versuchten, in solche Gebiete auszuweichen, die noch nicht unter Kontrolle der Behörden standen. Ganze Stammesgruppen gerieten in Bewegung, ganze Landstriche wurden entvölkert. Wenn sich ein Weißer einem Dorf näherte, hallte der Schrei „Po-Anim“ durch den Busch. Po-Anim bedeutet in der Sprache der Marind-Anim „Knallmensch“. „Po“ ist dabei die Nachahmung des Gewehrknalls. Denn in jedem Weißen sahen sie einen Vertreter der Obrigkeit, der vielleicht von ihren heimlich durchgeführten Bräuchen erfahren hatte und nun gekommen war, über sie Gericht zu halten.

Wie rasch sich die Veränderungen vollzogen, konnte der Baseler Völkerkundler Paul Wirz an Ort und Stelle beobachten. Als er im Jahre 1920 verschiedene Stämme im Gebiet des Digul besuchte, entging der Forscher nur mit knapper Not den Nachstellungen der Kopffäger. Zwei Jahre später besuchte er dieselben Dörfer noch einmal. „Die Leute erkannten mich sogleich wieder, machten aber etwas verlegene Gesichter, daß sie mich hier wiedersahen. Sie waren kleinlaut und verdutzt. Fürchteten sie etwa, daß ich jetzt gekommen sei, um mit ihnen abzurechnen? Aber wie hatten sich die Leute verändert! Wo waren die prächtigen Gestalten mit den bemalten Gesichtern und den schmucken Haartrachten? Viele, ja die meisten, hatten die Haarflechten abgeschnitten und trugen schmutzige, zerfetzte Kleider auf dem Leib, ein Paar Hosen oder einen von Schmutz starrenden Lappen um die Lenden. So waren die Leute heruntergekommen und zahm geworden. Vorbei war es mit der Kopffägerei! Vorbei mit den Geheimbänden! Vorbei mit den Festen!“ So sehr sich die Eingeborenen auch den Eingriffen der Fremdherrschaft zu entziehen versuchten, lieber ihre Dörfer aufließen und flüchteten, als die überlieferten Traditionen aufzugeben, so wurden sie doch immer wieder eingeholt. Bis sie nicht mehr flohen und auch nichts mehr zu verbergen hatten – denn der alte Glaube war tot!

Ersatz dafür gab es freilich nicht; weder ein im Schnellverfahren aufgezwungenes Christentum noch behördlich gelenkte Maßnahmen waren geeignete Mittel, um den entwurzelten und allen Lebenslans beraubten Papuas einen neuen Lebenssinn zu geben. Statt dessen durften sie ihre Fähigkeiten und ihre Geschicklichkeit bei organisierten Belustigungen für weiße Gäste der Kolonie zur Schau stellen. Paul Wirz, der zu Beginn unseres Jahrhunderts die Südküste von Holländisch-Neuguinea durchstreifte, wurde Augenzeuge solcher Spektakel. Die „gezähmten Kopffäger“ wurden angehalten, allerlei Kunststücke – wie Turnübungen auf Stangen – auszuführen. Oder sie wurden aufgefordert, ihre Treffsicherheit im Umgang mit Pfeil und Bogen unter Beweis zu stellen. Man ließ sie auf bestimmte Ziele schießen, und wer traf, erhielt als Belohnung Zwieback oder Konfekt. Den einst freien und stolzen Menschen mußte das wie purer Hohn vorkommen.

Die Methoden, die auf Umerziehung der Eingeborenen und wirtschaftliche Ausbeutung des Landes abzielten, unterschieden sich in den einzelnen Kolonien nur unwesentlich. Aus der Sicht eines Papua war das Verwaltungssystem im britischen Südosten sicherlich erträglicher als im niederländischen Teil der Insel. Die Engländer beließen nämlich die traditionell einflußreichen Dorfführer in ihrer Funktion, während die Holländer diese Posten zumeist an Indonesier vergaben. Dadurch erwuchs den Papuas eine doppelte Fremdherrschaft, und der Willkür wurde Vorschub geleistet. Denn die Indonesier verachteten die Eingeborenen, betrachteten sich als die eigentlichen Herren im Busch und fühlten sich in ihren Handlungen weder den Holländern noch den Papuas verpflichtet.

Nach dem Ersten Weltkrieg übernahm Australien den gesamten Ostteil der Insel als Völkerbundmandat zur Verwaltung. Die neuen Herren führten die Eingeborenenpolitik ihrer Vorgänger beharrlich weiter.

G. W. L. Townsend, ein Beamter der Kolonie, berichtet in seinen Memoiren mit seltener Offenheit, wie er das Sepik-Gebiet mit dem „staatlichen Hinrichtungs-

Jagd auf Kopffjäger

strick“ eroberte. Er fuhr mit einem Regierungsboot den Sepik hinauf, besuchte Dorf um Dorf und verkündete, daß mit seinem Erscheinen das Töten von Menschen und andere Gewalttätigkeiten verboten wären und Zuwiderhandelnde streng bestraft würden. Für diese Worte erntete er überall schallendes Gelächter, denn die Papuas konnten sich nicht vorstellen, wie ein einzelner Mann sie davon abhalten könnte, ihre althergebrachten Bräuche durchzuführen. Aber das Lachen verging ihnen bald. Was sie nicht ahnten, war die ungeheure Macht, die dieser kleine Mann repräsentierte und die es ihm erlaubte, mit ihnen in einem solchen Ton zu sprechen.

Mit Hilfe von Polizeitrupps fing er die erfolgreichen Kopffjäger ein und überstellte sie dem Gericht. Nach angelsächsischem Recht wurde über sie die Todesstrafe verhängt. Aber die Richter in Rabaul schickten die Delinquenten, da sie für die Vollstreckung als zu leicht empfunden wurden, zurück nach Ambunti, wo sie Townsend eigenhändig aufhängte. Der Hinrichtungsstrick, so berichtet Townsend in einem skurrilen Detail, wurde immer aus Australien fabrikneu geliefert und war deshalb für den Zweck ungeeignet. Er war so elastisch, daß die gesunden Nacken nicht brechen wollten. So kam er auf die Idee, den Hinrichtungsstrick so lange als Schlepptau für das nachziehende Rettungsboot zu verwenden, bis er genug von seiner Dehnbarkeit eingebüßt hatte, um die jungen Kopffjäger in den Tod zu befördern.

Die geteilte Insel

Am 16. September 1975 wurde aus der ehemaligen deutschen Kolonie Kaiser-Wilhelms-Land und der australisch verwalteten Kolonie Papua der unabhängige Staat Papua-Neuguinea. Aus einem Land, das jahrtausendlang als größte politische Einheit den Zusammenschluß einer Handvoll Dörfer kannte, war damit – jedenfalls der Papierform nach – eine Nation entstanden. Die gegenwärtige Papua-Regierung unter Michael Somare strebt eine an westlichen Industrieländern orientierte Entwicklung an. Das bedeutet: verstärkte Anstrengungen zur Erschließung und Ausbeutung vorhandener Bodenschätze, Verbesserung der Infrastruktur und Aufbau des Tourismus. Dieser Weg führt aber gleichzeitig zu vermehrter Abhängigkeit von westlichen Krediten, Know-how und Technologien, zu einer Öffnung des Landes für noch nie gekannte Konsumgüter. Die räumliche Nähe zur Industriemacht Japan und deren starker wirtschaftlicher Einfluß ist unverkennbar. Der Sprung von der Steinzeit in die Daseinsform einer Welt, die von Computern und Mikroelektronik bestimmt wird, vollzieht sich dort in wenigen Jahren. Noch ist die Kaufkraft der Papuas nicht groß genug, um einen profitablen Markt abzugeben; vorerst sind nur „Abfallprodukte“ unserer Zivilisation in größeren Mengen absetzbar. Aber die nötigen Bedürfnisse und Wünsche sind bereits geweckt. Die vage Vorstellung von künftigen Reichtümern hat unter der Bevölkerung Papua-Neuguineas zu einer folgenschweren Mobilität geführt. Zu Tausenden verlassen die Bergbewohner des Inselinneren ihre angestammten Dörfer, in denen sie bis dahin lebten, eingebettet in Sippe und Dorfgemeinschaft, in aus Naturstoffen errichteten Hütten, und ziehen in die schnell wachsenden Küstenstädte. Dort trifft man sie wieder, aber in welchem bedauernswerten Zustand; dahinvegetierend in elenden, verrosteten Wellblechhütten, die sich wie Ringe um die „Städte“ legen und rasch wachsen. Die meisten dieser Menschen sind auf gut Glück in die Stadt gezogen und können keine Arbeit finden. Arbeitslosigkeit wiederum hat zur Folge, daß die Kriminalität steigt. Für viele ist Alkohol letzte Zuflucht geworden, und mancher karge Hilfsarbeiterlohn ist oft schon Monate im voraus in Alkohol umgesetzt worden. Das heißt nichts anderes als: Vollendung des Kulturverfalls, völlige Entwurzelung und Unterentwicklung. Was bleibt, ist eine Hoffnung auf einen zweifelhaften Fortschritt, der im Vergleich mit der ungeheuren Vielfalt der alten Kultur – und mit Seitenblick auf Stammeskulturen anderer Erdteile, das kann man jetzt schon sagen – ein „Fortschritt ins Nichts“ sein wird.

Überall dort, wo noch Reste traditionellen Lebens vorhanden sind, werden sie touristisch genutzt. Was ebenfalls einer Vernichtung der Kultur gleichkommt. Denn niemand wird behaupten können, daß die täglich x-te Vorführung eines Tanzes oder einer Zeremonie noch ein „garantiert echtes“ Zeugnis unverfälschten Brauchtums ist. Masken, bemalte Fratzen, Knochenschmuck, Schlamm-Männer, Stammeskrieg um geraubte Jungfrauen und Menschenfresser sind Reizworte für jeden abenteuerlustigen Zivilisationsmenschen. Zutreffen sollen sie, so wird versichert,

Der kopflose Milliardär

auf die Mt.-Hagen-Völkerschau, die alljährlich im Hochland von Papua-Neuguinea über die Bühne geht. Was man nicht erfährt, ist, daß das teuer erkaufte „Abenteuer“ mit tausenden anderen Touristen geteilt werden muß, gleichsam mit Spiegelbildern jener Gesellschaft, aus der man mit Hilfe der „Wilden“, wenn auch nur für kurze Zeit, entfliehen wollte.

Ein Stacheldraht umgibt den Festplatz, auf dem sich die Akteure im Rhythmus der Trommeln bewegen. Nach der feierlichen Eröffnungsrede des Ministers für Tourismus von einer eigens dafür errichteten Tribüne außerhalb der Stacheldrahtumzäunung beginnt das Fest. Schon sind die Leiber der Krieger mit prächtigen Farbmustern bemalt, sie haben sie mit der Schulkreide der Kinder aufgetragen; die Paradiesvogelfedern für den Kopfschmuck sind auf Pappkarton befestigt. Als Höhepunkt werden die Speere rhythmisch geschüttelt, in deren hohlen Handgriffen man die Zigarettenpäckchen aufbewahrt.

Wilde Urvölker und fremde Rituale feilzubieten, das zieht offensichtlich immer, denn die Sehnsucht des Menschen nach jungfräulicher Idylle ist unausrottbar. Irgendwo, irgendwo muß es sie noch geben. Wenn nicht, gibt man sich willig der Illusion hin.

Irian Jaya, der indonesische – westliche – Teil Neuguineas, blieb bis heute von den Auswirkungen des Massentourismus weitgehend verschont. Nur das Baliem-Tal und die Asmat-Region werden gelegentlich von kleinen Reisegruppen, Hobbyvölkerkundlern und Mochtegernforschern heimgesucht, die ihre Unternehmungen gerne als „Expeditionen“ tarnen.

Im Baliem-Tal bleiben die Aktivitäten um die Blechhüttensiedlung Wamena beschränkt. Das begehrteste Ziel in dieser Gegend ist der geräucherte Leichnam eines Dani-Häuptlings, den man im Dorf Jiwika, etwa zwei bis drei Gehstunden von Wamena entfernt, nach „ritueller Geldübergabe“ fotografieren darf. Der Weg dorthin, von den Betreffenden zumeist als mörderischer Urwaldtrip bezeichnet, ist zum Teil ein breiter Schotterweg, auf dem regelmäßig indonesische Soldaten, hoch zu Fahrrad, patrouillieren!

Das zweite, nicht weniger begehrte Reiseziel ist der Lebensraum der Asmat, die die sumpfigen Niederungen der Südküste bewohnen. Ihre kopfjagende Vergangenheit ist wohl der Hauptgrund für die Besuche der Fremden.

Mit gemieteten zweimotorigen Flugzeugen dringen die „Abenteurer“ bis zu den Verwaltungs- oder Missionsstationen vor, um von dort aus die einzelnen „Kopfjägerdörfer“ mittels Motorbooten aufzusuchen. Besonderer Beliebtheit erfreut sich das Dorf Otsjanep. Denn hier soll, jedenfalls nach der publicityträchtigsten Version, der Amerikaner Michael Rockefeller Opfer eines Kopfjagdüberfalles geworden sein. Obwohl Rockefeller mit größter Wahrscheinlichkeit „bloß“ ertrunken ist, als er versuchte, von seinem gekenterten Katamaran aus schwimmend die Küste zu erreichen, so hält sich doch die Mär von seinem gewaltsamen Ende am längsten. Trotzdem bleibt gerade Irian Jaya noch eines der wenigen Gebiete, wo kleine Reste ursprünglicher Stammesvölker, in schwer zugänglichen Regionen des Berglandes, bis heute existieren. Aber jede Hoffnung auf ein Überleben ihrer Kultur ist unberechtigt. Denn mit rasender Geschwindigkeit frißt sich die Zivilisation durch Urwald und Busch. Die Missionen erweitern stetig ihren Einflußbereich. Hinzu

kommt, daß die Papuas neben der „Zivilisierung“ und „Missionierung“ auch noch eine „Indonesierung“ erdulden müssen, die so vehement vorangetrieben wird, daß zu befürchten ist, dieses kleine Volk werde in absehbarer Zeit verschwinden. Die Indonesier roden die Urwälder der Papuas und beuten ihre Bodenschätze aus. In der Nähe von Tempagapura, einer Kupfermine auf der Südseite des Carstenszgebirges, die vom Freeport Indonesia betrieben wird, fand ich ganze Dörfer zerstört und die Bewohner vertrieben. Immer wieder klagten die Eingeborenen über diskriminierende Maßnahmen der Indonesier, nicht selten berichteten sie mir über Gemetzel in den Dörfern.

Als ich im Mai 1985 mit meinem Kameraden Fritz Lasser nach Enarotali ins Gebiet der Wissel-Seen kam, um von dort aus den geplanten Marsch zur Südflanke der Carstenszpyramide in Angriff zu nehmen, wurden wir gleich bei unserer Ankunft von der indonesischen Polizei in Gewahrsam genommen. Ein durch Bestechung ergatterter Freibrief, mit dessen Hilfe wir überhaupt so weit gekommen waren, erwies sich hier als nutzlos. Das Gebiet sei zu gefährlich für uns, hieß es von offizieller Seite, die Eingeborenen unberechenbar, und für unsere Sicherheit könne nicht garantiert werden. Der wahre Grund war natürlich ein anderer. Diesen erfuhren wir von den Papuas. Sie berichteten uns von einem Massaker, das sich eine Woche zuvor im Dorf Komopa auf der gegenüberliegenden Seite des Paniai-Sees ereignet hatte. Nach deren Darstellung nahmen einige ihrer Stammesbrüder fünf indonesische Soldaten als Geiseln, um damit die Freilassung inhaftierter Gesinnungsgenossen zu erzwingen. Daraufhin hätten die Indonesier Komopa und einen benachbarten Weiler angegriffen, dabei zirka 80 Eingeborene ermordet, die Hütten niedergebrannt und die Felder verwüstet. Im Zuge dieser Gewaltaktion hätten die Papuas zwei ihrer fünf Geiseln mit Pfeilen getötet.

In den darauffolgenden Tagen gelang es mir, mit einem Augenzeugen aus Komopa selbst in Kontakt zu treten, und, während Fritz die indonesischen Polizisten ablenkte, dessen Aussage auf meinem Tonband zu verewigen.

Die Papuas waren äußerst erpicht darauf, uns zum Schauplatz des Geschehens zu führen. Aber als die Indonesier von unseren Aktivitäten Wind bekamen, waren unsere Tage in Enarotali gezählt. Man hat uns vorerst nach Nabire an die Küste abgeschoben und dort höflichst aufgefordert, Irian Jaya auf schnellstem Wege zu verlassen.

Noch vor unserer erzwungenen Abreise suchte ich den holländischen Missionar in Enarotali auf, um mein Befremden darüber zum Ausdruck zu bringen, daß in seiner christlichen Gemeinde, und quasi vor seinen Augen, derartige Dinge geschehen, ohne daß davon etwas an die Öffentlichkeit dringe. Seine Antwort war noch befremdender. „Ich bin selbst nur Gast im Lande“, erklärte er mir, „und eine einzige unbedachte Äußerung kann die Früchte der Missionsarbeit in Frage stellen. Außerdem führen öffentliche Proteste ohnehin zu nichts, wie das Beispiel Osttimor beweist.“ Die Wurzeln für diesen Steinzeitkrieg liegen freilich viel weiter zurück. Er ist eine jener traurig-typischen Erbschaften, die der europäische Kolonialismus in der Dritten Welt hinterlassen hat. Holländer, Briten und Deutsche hatten die Insel unter sich nicht nach Volksgruppen aufgeteilt, sondern nach ihren eigenen Interessen – mit straffen, willkürlichen Strichen auf der Landkarte. Als sie die

Traurige Erbschaften

Länder in die Unabhängigkeit entließen, waren Völker zusammengefaßt, die nichts gemein haben, und Völker getrennt, die zusammengehören. Die Osthälfte der Insel – das unabhängige Papua-Neuguinea (Niugini) – entstand aus dem Territorium der deutschen Kolonie Kaiser-Wilhelms-Land und dem britischen Überseebesitz Papua. Der gesamte Westteil jedoch war mehr als hundert Jahre lang der „letzte Waggon im ost-indischen Zug“, wie die Holländer selbst diesen ungeliebten Kolonialbesitz nannten.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, als Holland all seine Kolonien zugunsten der unabhängigen Republik Indonesien abtreten mußte, erkannte man den Wert von West-Neuguinea und verstärkte die Anstrengungen, das Land zu „entwickeln“. Die Holländer beabsichtigten, die beiden Inselhälften zusammenzuschließen und einen einzigen Papuastaat zu gründen. Indonesien dagegen betrieb von Beginn an die Eingliederung West-Neuguineas in den Vielvölkerstaat. Die Legitimation dafür sah man in der Tatsache, daß West-Neuguinea Teil des niederländischen Kolonialreiches war.

Als die Verhandlungen scheiterten, spitzte sich die Neuguinea-Frage immer mehr zu. Zu Beginn des Jahres 1962 versuchten sogar indonesische Fallschirmjäger an der Südküste West-Neuguineas zu landen. In der Zwischenzeit kam es zu einer diplomatischen Lösung. Die USA, die bis dahin die Holländer unterstützten, schwenkten in der UNO zu einer pro-indonesischen Haltung um. Die Freiheit und Unabhängigkeit eines kleinen Volkes wurde wieder einmal „höheren politischen Zielen“ geopfert. Holland übergab die Inselhälfte vorerst an die Vereinten Nationen, die es ihrerseits den Indonesiern zur Verwaltung übertrugen, bis durch eine Volksabstimmung die endgültige staatsrechtliche Stellung entschieden werden sollte. Die Indonesier lösten das Versprechen der Volksabstimmung, das sie der UNO gegeben hatten, auf ihre Weise (1969). Die 800.000 Papuas, kaum des Lesens und Schreibens mächtig, seien mit dieser Wahl überfordert. So ließ man 1025 ausgesuchte „Repräsentanten“ abstimmen. Wen wundert's, daß sich 100 Prozent für den Verbleib bei Indonesien aussprachen. Das soll nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese manipulierte Volksabstimmung von der überwiegenden Mehrheit der Papuas nie zur Kenntnis genommen wurde.

Der Unmut und die Verbitterung der Papuas über diesen neuerlichen „Kolonialismus“ ist groß und äußert sich in offener Rebellion. Ein Häufchen mit Pfeil und Bogen bewaffneter Steinzeitkrieger kämpft gegen eine übermächtige indonesische Armee. Ab und zu gelingt es ihnen, eine kleine Verwaltungsstation zu besetzen und ein paar Gewehre zu erbeuten. Als Antwort darauf beschießt und bombardiert die indonesische Armee ganze Dörfer. Rund 200.000 Eingeborene sollen nach Schätzungen der Londoner „Anti-Slavery Society“ bereits getötet oder verschleppt worden sein. Bald werden sie auch zahlenmäßig den Indonesiern unterlegen sein. Durch die „transmigrasi“-Politik wurden schon mehr als 400.000 Menschen aus dem überbevölkerten Java nach Irian Jaya umgesiedelt. Eine weitere Million soll bis zum Jahre 1990 folgen. „Wir bringen Irian Jaya von der Steinzeit ins 20. Jahrhundert“, ist die fadenscheinige Rechtfertigung der Verantwortlichen in Jakarta. Das erinnert an „Die Operation ist gelungen, aber der Patient ist tot“. Denn es steht heute schon fest, wer dabei auf der Strecke bleiben wird: die Ureinwohner.

Einige Widerstandsgruppen operieren von Papua Neuguinea aus und ziehen sich nach Überfällen immer wieder dorthin zurück. Indonesische Soldaten verfolgen sie dabei in den schwer kontrollierbaren Grenzgebieten bis weit in papuanisches Territorium hinein. Das trägt nicht gerade dazu bei, die ohnehin stark belasteten Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten zu verbessern. Die Papua-Regierung in Port Moresby befindet sich auf einer ständigen Gratwanderung zwischen einer Konfrontation mit dem mächtigen Nachbarn Indonesien und der Solidarität gegenüber ihren Brüdern in Irian Jaya.

Traum und Wirklichkeit

„Auf vielen pazifischen Inseln ist das Werk der Christianisierung vollendet. Überall in diesem ganzen riesengroßen Gebiet ist die Zahl der Christen ständig und sehr eindrucksvoll gewachsen, ohne daß es irgendwelche spektakuläre Massenbewegungen gegeben hätte.“
(Stephen Neill in „Mission zwischen Kolonialismus und Ökumene“ 1955)

„Vor undenklicher Zeit lebte auf dem Inselchen Meok Wundi, bei Biak, ein häßlicher alter Mann, der einen krätzigen Hautausschlag hatte. Man nannte ihn deshalb Manarmakeri. Er lebte unverheiratet und einsam. Seine ganze Freude bestand darin, sich ab und zu etwas Palmwein zuzubereiten. Dabei entdeckte er eines Tages, daß ihm jemand seinen Wein gestohlen hatte. Er legte sich auf die Lauer, um den Dieb zu fangen. Nachts sah er, wie der Morgenstern Sampari als Jüngling in einer Baumkrone saß. Sofort kletterte Manarmakeri hoch und hielt den Dieb fest. Dieser hatte es aber eilig, noch rechtzeitig vor Tagesanbruch wieder in das Firmament zurückzukehren und sich in die Gestalt eines Sternes zurückzuverwandeln. Er bot sich daher an, dem alten Mann ein paar Wünsche zu erfüllen, wenn er ihn freiließe. Der Alte nützte die Gelegenheit und ließ sich nacheinander drei wundersame Dinge gewähren: 1. So jung und schön zu werden wie Sampari selbst. 2. Ein Zauberholz, mit dem man alles, was man wollte, nur in den Sand zu zeichnen brauchte, und schon würde es sich verwirklichen. 3. Eine Frucht, die man lediglich in die Richtung eines Mädchens zu werfen brauchte, um ein Kind zu bekommen. Mit anderen Worten: Jugend, Wohlstand und Nachkommenschaft.

Manarmakeri probierte die Gabe sogleich aus, als er die schöne Ninggai beim Baden sah. Als das Mädchen daraufhin schwanger wurde und einen Sohn gebar, gab es große Aufregung im Dorf. Um den Vater des Kindes herauszufinden, wurde ein Tanzfest veranstaltet. Alle Männer wurden dazu eingeladen. Bei dieser Party schrie der Säugling plötzlich lauthals: „Vater, Vater“, als er den Alten sah. Alle waren betreten und verstießen das ungleiche Paar. Um dieser Demütigung zu entgehen, nahm Manarmakeri seine junge Frau Ninggai und seinen Sohn Konor, zeichnete ein Auslegerkanu in den Sand und fuhr mit diesem davon. Unterwegs rief er die einzelnen Inseln, darunter auch Numfoor, ins Leben, damit sein Söhnchen Land zum Spielen habe. Einmal sah der Alte ins Wasser und bemerkte wie in einem Spiegel seine eigene unschöne Gestalt. Um seine junge, aber traurige Frau zu

beglücken, beschloß er, sich zu verwandeln und zu neuem Leben aufzuerstehen. Er machte ein Feuer aus Eisenholz und sprang in die verzehrende und zugleich reinigende Flamme. Dabei fiel seine alte Haut ab, und er wurde ein strahlender junger Mann mit weißer Haut. Da ihm diese aber ein wenig zu weiß war, ging er noch ein zweites Mal durch die Flammen dieses mythischen Purgatoriums. Nach seiner endgültigen Wiedergeburt bzw. Auferstehung wurde er aufs herzlichste von Frau Ninggai und Sohn Konor begrüßt. Ninggai nannte ihren Mann von nun an Mansren Manggundi. Da sie aber außer ihrer Familie niemanden zum Plaudern hatte, bat sie um die Erschaffung von Menschen. Mansren schuf daher die vier Stämme auf Numfoor, baute ihnen die Männerhäuser und gab ihnen Recht und Ordnung. Lange Zeit regierte er über sein Volk. Es war ein paradiesisches Leben: Die Kranken wurden geheilt, die Sterbenden wieder auferweckt, Nahrungssorgen gab es nicht, alle Streitfälle wurden in Frieden und Glückseligkeit umgewandelt. Mansren sorgte für alle. Doch eines Tages starb ein Kind, und die Mutter hatte nicht genug Vertrauen, es zu dem ‚Heiland‘ Mansren zu bringen. Teile der Bevölkerung fingen an zu meutern und gegen ihren Herrn aufzubegehren. Sie fielen von ihm ab. Das erzürnte Mansren so sehr, daß er die Menschen verließ und sich in ein fernes Land begab. Einige sagen, er sei zum Memberamofluß gegangen. Andere waren überzeugt, er sei in den Westen gezogen, dorthin, wo man seit altersher das Totenreich wähte. Dort habe er anderen Völkern den Wohlstand gebracht. Das sei der Grund, warum die Weißen nun so mächtig seien. Nun war es vorbei mit dem friedlichen Leben. Zurück blieb nur noch der Traum vom verlorenen Paradies. Einst aber würde Mansren wiederkommen und auch den Bewohnern der Geelvink Bay noch eine Gelegenheit geben, gleichzuziehen. Einst würde eine große Palme wachsen. Diese würde sich neigen, nach Numfoor fallen und so einen Verbindungsweg zum Land des Glückes herstellen. Auf diesem Weg würde Mansren dann seinen Sohn Konor vorausschicken, um den Menschen seine baldige Ankunft zu verkünden. Bei seiner Rückkehr würde das Goldene Zeitalter der Koreri anbrechen und alles neu werden.“

Diese Geschichte ist der zugrundeliegende Mythos für eine ganze Reihe von mesianischen Bewegungen, die im melanesischen Raum unter dem Begriff Cargo-Kulte (Cargo = Schiffsladung) bekannt sind. Cargo-Kulte sind Waren-Kulte und wurden zelebriert, um an die Güter des Weißen zu gelangen und in weiterer Folge seine Herrschaft abzuschütteln. Sie stehen daher unmittelbar mit dem Kommen des Weißen in Zusammenhang und sind verzweifelte Versuche der Eingeborenen, mit Mitteln ihrer untergehenden Kultur sich gegenüber den materiell überlegenen Europäern zu emanzipieren.

Tatsächlich hielten die Papuas der Geelvink Bay die ankommenden holländischen Schiffe für Boten aus dem Totenreich, vielleicht auch für Abgesandte Mansrens, die ihnen das Goldene Zeitalter ankündigten und dabei schon einen Teil der Gaben mitbrachten. Doch die Eingeborenen durften zwar die Schiffsladungen löschen, aber die Reichtümer teilten die wenigen Weißen unter sich auf. Die hier Heimischen blieben vom Güterfluß ausgeschlossen. Ihre Enttäuschung darüber schlug bald in Haß und offene Feindschaft um. Sie sahen sich als Betrogene. Propheten tauchten auf, die die Ankunft großer Schiffsladungen voraussagten, gaben sich als

Jesus, das ist Mansren

Konor, ja sogar als Mansren aus. Als sich die Prophezeiungen nicht erfüllten, gaben sie den Weißen die Schuld, die sie offensichtlich betrogen und die Güter nicht an die Papuas weitergaben. Viele Propheten verschwanden so schnell, wie sie aufgetaucht waren, andere erlangten überregionale Bedeutung und gründeten Bewegungen, die die Kolonialbehörden und Missionen vor große Probleme stellten.

Im Jahre 1886 finden wir das Motiv des Cargoschiffes zum erstenmal. Ein „Konor“ prophezeite seinen eingeborenen Brüdern, daß ein Schiff mit Gütern bald zu ihnen kommen werde. Die meisten waren von der Aussicht begeistert und hielten regelrechte Versammlungen ab, in denen sie um die baldige Ankunft des Segens beteten. Als sich die Erwartungen nicht erfüllten, nahm die Menge eine deutlich antiweiße Haltung ein. Sie organisierten sich militärisch, hielten Paraden ab und sangen Lieder wie: „Herr, wir wollen zu dir kommen, doch wir können's nicht. Vögel, seltsam, und aus Holland, sperren uns den Weg zum Licht.“

Eine ungleich größere Bewegung ist mit der Prophetin Angganita Menufaur verknüpft. Sie lebte nach dem Tode ihres Mannes, von einer lepraähnlichen Krankheit befallen, als Ausgestoßene auf der öden Insel Insulabi. Schon mehrmals war sie dem Tode nahe, aber überlebte jedesmal auf wunderbare Weise. Als sie wieder einmal in höchster Not war, erschien ihr in einer Vision Mansren, heilte sie vollständig und schickte sie als Prophetin zurück in ihr Dorf. Dort verbreitete sie die Nachricht vom bald anbrechenden Friedensreich und unermeßlichen Schätzen, die demnächst per Schiff ankommen würden. Aus allen benachbarten Inseln strömten die Leute herbei, um die Wunderfrau zu bestaunen, deren prophetische Berufung durch ihre wundersame Heilung hinreichend bewiesen war. Im Sinne einer Einverleibung christlicher Glaubensvorstellungen in den neuen Kult wurden die papuanischen Ortsnamen in biblische umgetauft. Angganita selbst nannte man nur noch „Die goldene Jungfrau“ oder „Maria“, und in Jesus Christus sah man eigentlich niemand anders als Mansren. Daher beschuldigte man die Kirchen, sie hätten diejenigen Passagen der Bibel, welche die Identität von Jesus und Mansren bewiesen, bewußt manipuliert oder vorenthalten. Das führte zu wachsender Feindschaft, die sich nicht allein gegen die Missionen, sondern auch gegen die Kolonialverwaltung richtete. Die Behörden schritten ein. Angganita wurde verhaftet und unter Anklage gestellt, aber in der Gerichtsverhandlung mangels an Beweisen wieder freigesprochen. Das wurde von Angganita und ihren Anhängern als großer Sieg gewertet, mehr noch als deutlicher Beweis der Kräfte Mansrens, und erhöhte noch die Popularität der Prophetin. Schließlich wurde sie ein zweites Mal gefangen genommen. Dabei kam es zu schweren Auseinandersetzungen zwischen Kultanhängern und der Polizei. Die Prophetin wanderte ins Gefängnis von Biak, wo sie im Jahre 1942, im Zuge allgemeiner Wirren, umkam.

Ihre Nachfolge trat ein gewisser Stefanus Simopiarief an, der später unter dem Namen „General Stefanus“ als militanter Kultführer Berühmtheit erlangte. Seine Aktivitäten begannen, als er aus einem japanischen Gefängnis entlassen wurde, wo er eine Haftstrafe wegen Mordes zu verbüßen hatte. Nach der Rückkehr in sein Heimatdorf gab er sich als neuer Konor aus. Er nannte sich auch „Dewa“, das heißt Gott, und präsentierte sich als Verkörperung Mansrens. Von Beginn an organisierte er seine Anhängerschaft militärisch, die Armee sollte 8888 Männer umfassen,

Angganita ernannte er zur Fürstin, sich selbst erhob er zum General. Mit Hilfe der Armee wollte er die politische Unabhängigkeit West-Iriens durchsetzen. Gleichzeitig schürte er den Haß gegen die Weißen, die offensichtlich die Papuas ständig betrogen. Seine Botschaft lautete: „Wir sind Christen, aber jetzt sehen wir alles in einem neuen Licht und in der rechten Wahrheit. Die Missionare haben die Papuas absichtlich getäuscht. Sie haben die ersten Seiten der Bibel entfernt. Dort steht geschrieben, daß Jesus einer von unserer Rasse war, ein Papua, und kein Weißer und Fremder, wie die Missionare uns glauben machen wollen. Von dem Augenblick an, als die Fremden bei uns ankamen, hatten wir zu gehorchen und waren keine freien Menschen mehr in unserem eigenen Land. Jetzt aber ist unsere Zeit gekommen. Die Herren sollen zu Sklaven werden und die Sklaven zu Herren.“

Seine Aufrufe wurden aggressiver. Die Beseitigung der Fremden wurde immer heftiger gefordert; und da Stefanus sich gezwungen sah, auch Taten zu setzen, übersiedelte er nach Numfoor und stiftete von dort aus die Leute an, Kirchen und Schulen niederzubrennen und ein Massaker unter den Gegnern der Bewegung anzuzetteln. Die Auseinandersetzungen ließen nicht lange auf sich warten. Zwar gelang es ihm für kurze Zeit, die Armee zusammenzuhalten und kleinere Aktionen durchzuführen, aber bald geriet er immer mehr unter Druck und wurde schließlich von den Japanern, die mittlerweile die Holländer abgelöst hatten, gefangengenommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man ihn – gemeinsam mit Angganita – enthauptet.

Alle drei hier angeführten Cargo-Bewegungen stehen in engem Zusammenhang mit dem Mansren-Mythos, bzw. finden darin ihre geistige Grundlage. Insgesamt hat Friedrich Steinbauer, dem ich diese Beispiele verdanke, 186 verschiedene Heilbewegungen im melanesischen Raum nachgewiesen. Sie offenbarten die tiefe Erschütterung und Verwirrung der Papuas, ausgelöst durch den Zusammenprall mit der materiell überlegenen Kultur der Europäer. Tag für Tag sahen sie ankommende Schiffe, deren Ladungen, das „cargo“, sich die Weißen offensichtlich ohne Gegenleistung einverleibten. Von bargeldlosen Zahlungspraktiken, wo und wie die Waren hergestellt wurden, hatten die Papuas freilich keine Ahnung. Sie kannten nur den Wunsch, die Güter des weißen Mannes zu besitzen, die sie sich anfangs durch Magie und, als das nichts nützte, durch Gewalt anzueignen trachteten.

Cargo-Kulte traten ausnahmslos in Gebieten auf, die schon lange Schwerpunkte der Missionstätigkeit waren. An ihrem Zusammenhang mit christlichem Missionsgebaren und Kolonialismus ist nicht zu zweifeln.

Die Verantwortlichen standen dem Problem hilflos gegenüber. Die einen ignorierten es einfach, wie zum Beispiel Stephen Neill, der darin keine „spektakuläre Massenbewegung“ sah; für andere, vornehmlich für die Kolonialbeamten, waren die Kulte ständige Quelle von Ärger, die es zu beseitigen galt. Die Missionare betrachteten die Heilserwartungen der Eingeborenen als bedauerliche Fehlentwicklung, der sie Kirchenzuchtmaßnahmen entgegensetzten. Zu einem tieferen Verständnis für die psychischen Nöte der Papuas kam es nicht.

Als die Eingeborenen erkannten, daß auch der Eintritt in die christliche Glaubensgemeinschaft ihnen keinen Anteil am Güterfluß der Weißen bescherte, mußten zwangsläufig Reaktionen folgen. Viele kehrten zu ihrer alten Religion zurück, na-

Komisches und Tragisches

türlich nicht, ohne von gewissen christlichen Ideen beeinflusst zu sein. Unverstandenes christliches Gedankengut vermischte sich mit mythisch-magischen Vorstellungen und bildete einen idealen Nährboden für neue Kulte und Irrglauben mit tragischen Handlungen. Das spektakulärste Geschehnis dieser Art, abgesehen von den Cargo-Kulten, das im Christentum wurzelte, aber stark antichristliche Tendenzen zeigt, ereignete sich im Mai 1961 (!) an der Nordostküste Papua-Neuguineas. Im Anschluß an eine Kapellenweihe luden die Eingeborenen den katholischen Bischof Noser zu einer Opferhandlung ein. Der Bischof, der auf gute Beziehungen zu den Papuas Wert legte, nahm ahnungslos an. Er wurde in einen Raum geführt, wo bereits die versammelte Menge in gespannter Atmosphäre der Dinge harrete, die da kommen würden. Einige Eingeweihte liefen aufgeregt hin und her und sinnierten darüber, ob man mit der Einladung des Bischofs wohl richtig gehandelt habe. Bald darauf wurde ein Hahn in den Raum getragen. Ein Mann stand nun auf und hielt für alle sichtbar ein großes, blankes Buschmesser in der Hand. Die meisten der Versammelten erwarteten nun ein Tieropfer, wie es bei solchen Anlässen üblicherweise dargebracht wird. Stattdessen erhob sich ein anderer Mann von seinem Sitz und kniete nieder. Bevor überhaupt jemand begriff, was sich hier anbahnte, schlug der Mann mit dem Buschmesser dem davor Knieenden das Haupt ab. Der Bischof und seine Begleiter waren entsetzt. Ihr Entsetzen steigerte sich noch, als sie erfuhren, daß die Eingeborenen mit dieser Handlung meinten, ein zweites Opfer Christi vollzogen zu haben!

Die Reihe ebenso tragischer wie bisweilen komischer Beispiele könnte man fortsetzen. Dennoch scheinen den Missionaren niemals Zweifel über den Sinn oder gar über die Berechtigung ihrer Tätigkeit gekommen zu sein. Im Gegenteil, ihr Sendungsauftrag stand für sie nie in Frage.

Ein Papst war es auch (Alexander VI.), der in der Bulle „Inter cetera“ den ersten Kolonialmächten, Spanien und Portugal, Herrschaftsrechte über die neuentdeckten Gebiete legitimierte und damit in weiterer Folge die europäischen Waffen zur Eroberung der Welt segnete. Im Windschatten der Eroberer und Kolonialbehörden kamen die Missionare. Ihre Methoden zur Bekehrung eingeborener Völkerschaften entsprachen dem Geist der Zeit und sind, nach heutigem Empfinden, wohl kaum mit einer der biblischen Lehren in Einklang zu bringen. Weit davon entfernt, dem braunen Bruder im Sinne christlicher Nächstenliebe zu begegnen, hat man ihnen die fremde Religion förmlich aufgezwungen. Wo es Widerstand gab, wurde dem Kreuz mit Waffengewalt Gehör verschafft. Eingeborene, die ihre althergebrachten Traditionen verteidigten und sich gegen die ungebetenen Eindringlinge erhoben, bezeichnete man als Heiden, während die Eindringlinge, wenn sie als Opfer zurückblieben, zu Märtyrern wurden.

Ganz anders stellt sich der Sachverhalt aus missionarischer Sicht dar. Man muß schon einiges verdauen können, wenn man die Missionsgeschichte verfolgt. Was hier an Glorifizierung missionarischen Tuns dargestellt wird, hält in den meisten Fällen einer kritischen Prüfung nicht stand. „Wir wollen dauernde Missionsstationen in unseren Dörfern. Wir wollen alle katholisch werden!“ Mit diesen Worten seien ihm die Eingeborenen entgegengeeilt, berichtet uns ein Pater. Glaubt man

seinen Worten, so schlug ihm, überall wo er hinkam, nur wahre Begeisterung entgegen.

„In der Ortschaft Moagendo trugen die Heiden zum Beweis ihres ernsthaften und guten Willens aus den Geisterhäusern eine Menge abergläubischer Dinge zusammen; sie errichteten förmlich Scheiterhaufen daraus, weil sie ‚nicht mehr zweckdienlich seien‘. Mit Rücksicht auf den kulturgeschichtlichen Wert dieser Götzdienstgegenstände und ihrer Bedeutung für die Missionsstudien empfahl ich aber, von der Zerstörung abzusehen. Von den Ortschaften in der Nähe von Moagendo und von den am Flußufer entlang liegenden Dörfern kamen nun zahlreiche Abordnungen fragend, was sie mit den Kultsachen anfangen sollten. ‚Wenn ihr euch ernsthaft ihrer entledigen wollt, so gebt sie mir. Ich werde sie nach Europa schaffen und dem Papst schenken.‘“

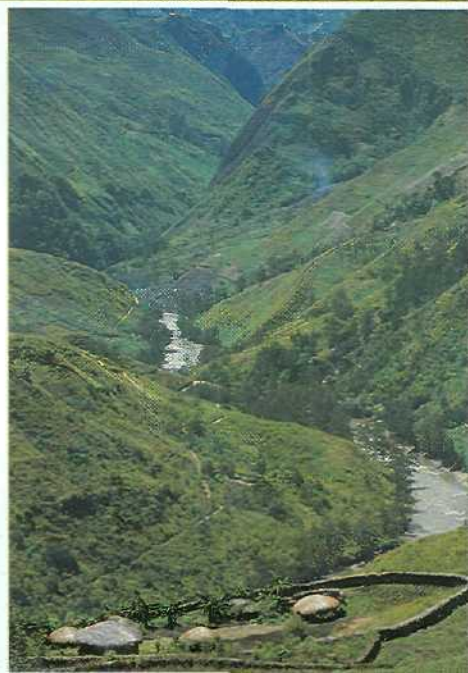
Noch im Jahre 1955 fordert Stephen Neill: „Es versteht sich von selbst, daß die Kirchen christlicher Länder einen Auftrag an der Welt haben, die Sendung eben, ihre weniger glücklichen Brüder zu missionieren.“ Nun, in Wirklichkeit waren die „Wilden“ nicht so unglücklich, wie man glauben wollte. Sie waren gar nicht so erpicht darauf, aus ihrer „Unwissenheit“ und ihrem „finsternen Heidentum“ erlöst zu werden, sondern waren in ihrer eigenen Vorstellungswelt fest verwurzelt und bedurften fremden Zuspruchs nicht. Die Missionare spürten den Widerstand, die „Gegenwehr des Teufels“, wie sie es nannten, und versuchten ihn mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu brechen. Deshalb richteten sie ihr Hauptaugenmerk nicht so sehr auf die Erwachsenen, sondern widmeten sich den Jugendlichen, die noch nicht in die Kultgeheimnisse eingeweiht waren. Die Kinder, die sich dem Zugriff entziehen wollten, wurden ausgeforscht und zum Besuch der Missionsschule angehalten. Der Papua-Politiker Albert Maori Kiki berichtet in seinen Memoiren recht anschaulich von den Praktiken der Londoner Missionsgesellschaft. „Ich wurde entdeckt und in die Schule geschleppt – schreiend und um mich schlagend. Sofort nach meinem Eintreffen verpaßte mir der Lehrer eine tüchtige Tracht Prügel. . . Man lehrte uns einfaches Englisch und Rechnen, doch als ich die Schule verließ, konnte ich kaum Englisch sprechen außer ‚komm‘ und ‚geh‘ und solche einfachen, elementaren Dinge. Ein gut Teil unserer Zeit ging dabei drauf, den Missionshof zu säubern, Zäune zu ziehen und auf die Kühe des Missionars aufzupassen. Weder mein Vater noch meine Mutter wurden je Christen. Ich sollte sie sonntags zu dem großen Abendgottesdienst mitbringen, und ich versuchte es wirklich sehr ernsthaft, weil ich geschlagen wurde, wenn sie nicht kamen. Schließlich ging mein Vater mir zuliebe hin, aber meine Mutter kam kein einziges Mal. Gewöhnlich bekam ich fünfzehn Schläge, wenn keiner von beiden kam, und siebeneinhalb, wenn nur einer nicht teilnahm.“

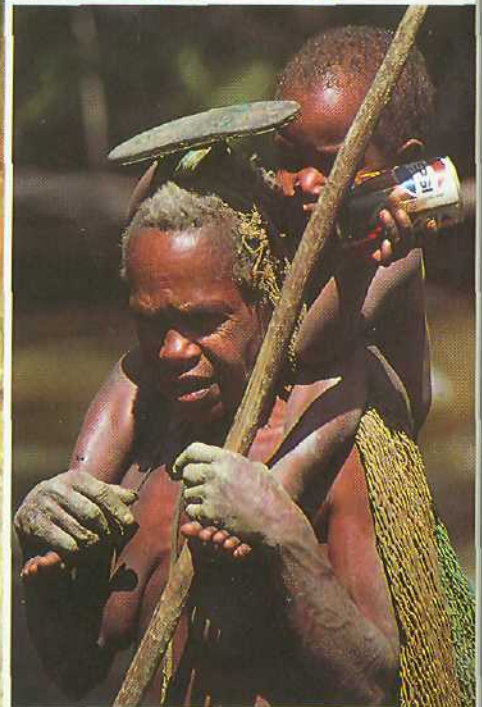
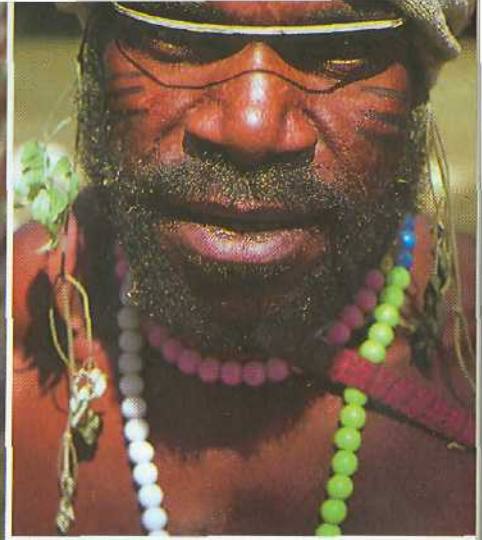
Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts hatten es die Missionen, von neutraler Sicht aus betrachtet, nicht allzu weit gebracht. Der Keim zum Untergang der Papuakulturen war bereits gelegt. Aber immer noch hielten die einflußreichen Alten am Weltbild ihrer Väter fest. Zentrum der angestammten Kulte und Symbol für die Macht der Götter und Ahnen waren die Geisterhäuser, die in manchen Regionen riesige Ausmaße hatten. Als Mittelpunkt „heidnischer“ Zeremonien und mythischer Ahnenverehrung waren sie den Gottesmännern natürlich ein Dorn im Auge.



Oben Der Idenburg mäandert durch das riesige Sumpftiefeland der Seenplatte.

Rechts Dorfanlage der westlichen Dani am Oberlauf des Baliem.





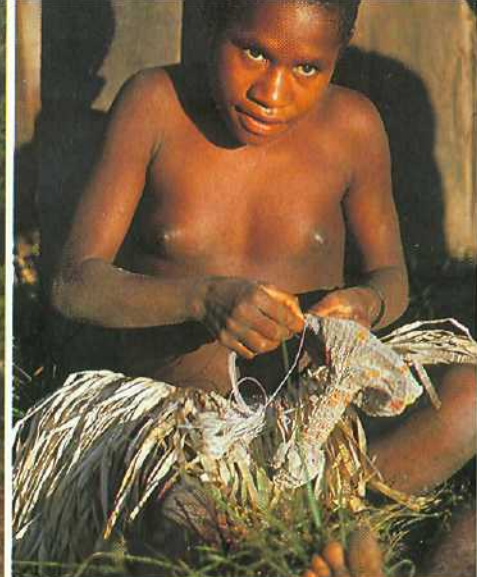
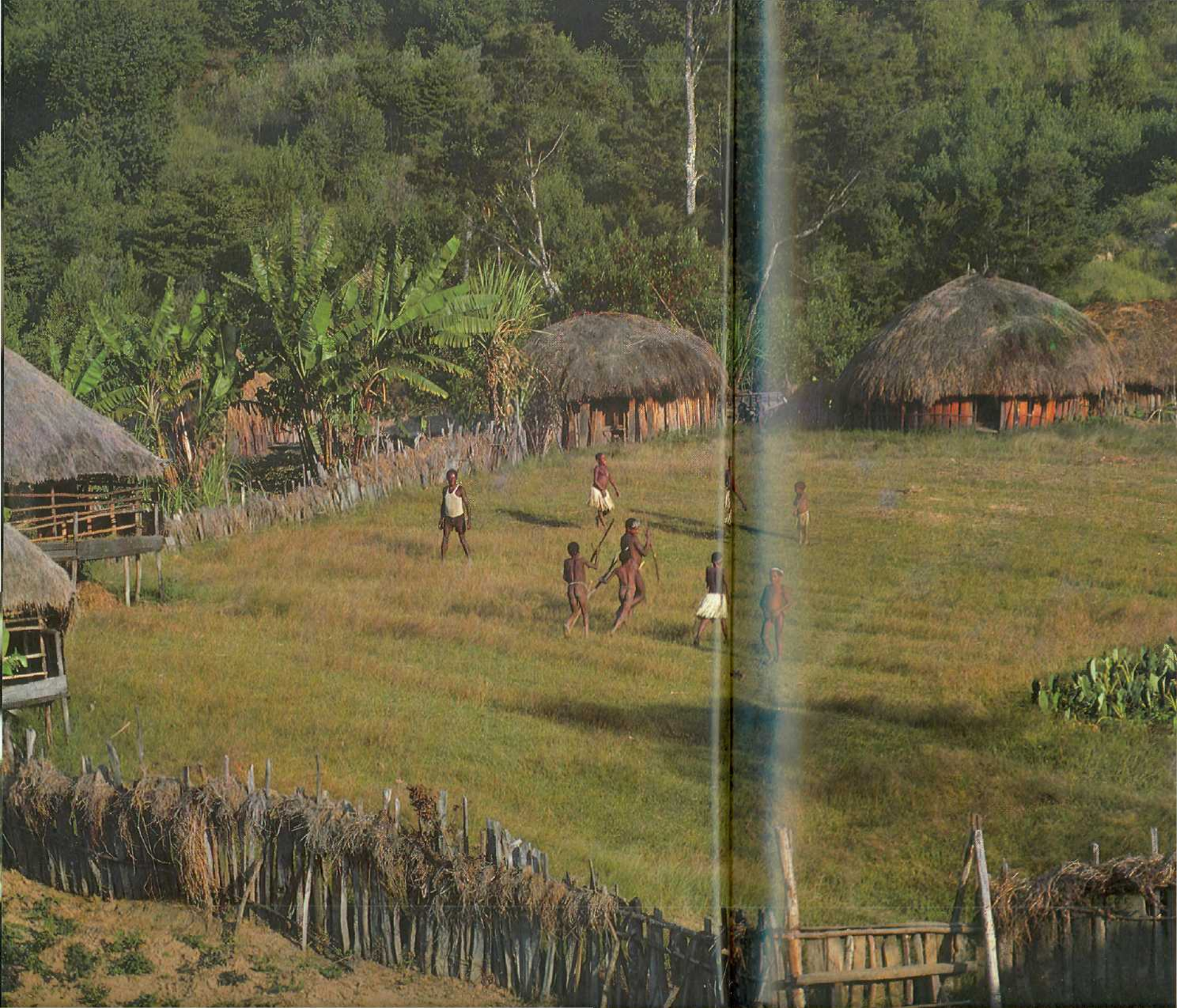
O b e n Wo immer die Papua mit unserer Zivilisation in Berührung kommen, entsteht der Wunsch, an materiellen „Reichtümern“ teilzuhaben ... Neue Bedürfnisse werden erweckt. Aber: Wer wird sie erfüllen?

L i n k s Dani-Krieger im Festschmuck. Das Gesicht ist mit einer Mischung aus Schweinefett und Ruß beschmiert. Im durchstochenen Nasenseptum steckt ein Eberhauer.



O b e n Blumen im Regenwald.

L i n k s In Papua-Neuguinea ist der berühmteste Vogel der Insel schon recht selten geworden: der gelbe Paradiesvogel. Aber auch in Irian Jaya braucht man Geduld und Glück, wenn man ihn aufspüren will.

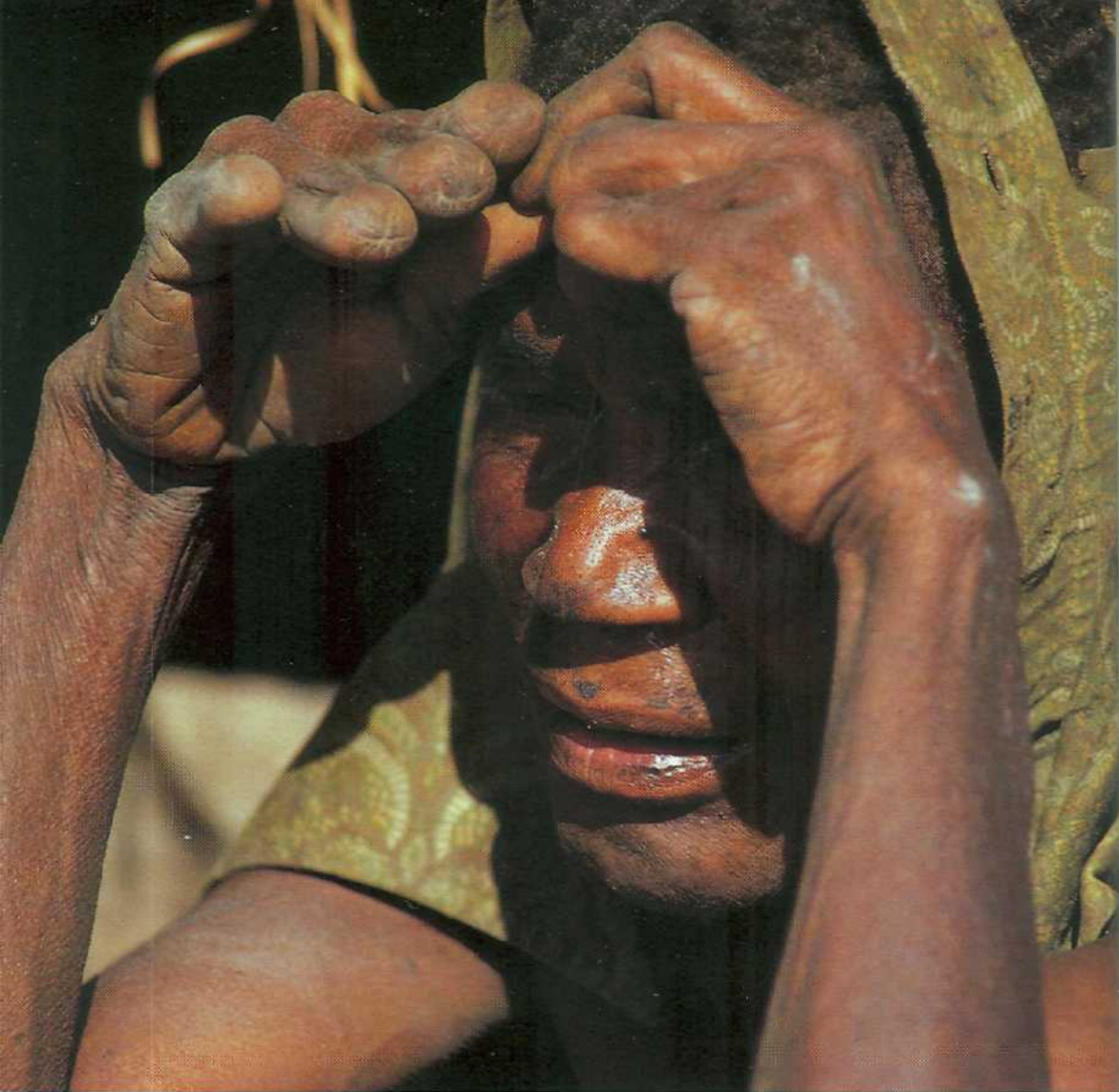


Oben Mit großer Geschicklichkeit verstehen es die Dani-Mädchen, Tragnetze zu flechten.

Mitte Unterwegs im Tal des Kyerä; auch ein Papua weiß Bade- freuden zu schätzen.

Unten Wano-Krieger aus dem Dorf Wangiba mit prächtigem Kauri- muschelschmuck.

Links Das Dorf Pirime am Oberlauf des Baliem.



O b e n Früher war es üblich, am dritten Tag nach der Verbrennung des Toten dem jüngsten Mädchen aus seiner Verwandtschaft ein Fingerglied abzutrennen. Im Leben dieser Frau müssen schon viele Verwandte gestorben sein. Nur der Daumen wird in der Regel geschont.

L i n k s Die Dani-Jungen haben ihre Körper – zum Zeichen der Trauer – dick beschmiert.

Die Villa des Missionars

Das dürfte einen einfältigen Missionar dazu bewegen haben, eines dieser Tambarans, wie die kunstvollen Geisterhäuser genannt werden, anzuzünden. Der Schock über diese Gewaltaktion war so groß, daß sich die Dorfbewohner gleich danach taufen ließen. Aber die Untat sollte sich später rächen. Einige Jahre nach Abzug des Missionars kehrte der Stamm wieder zum Weltbild der Väter zurück.

Es liegt ein seltsamer Widerspruch darin, daß einerseits die Missionare alles daran setzten, um die Eingeborenen zu überreden, ihr „Teufelswerk“ zu zerstören, während andere Weiße es mit allen möglichen Tricks zu erwerben trachteten. Richard Semon berichtet unverblümt, wie er sich Schädel im Gebiet der Milne-Bay aneignete. Ein Missionar erzählte ihm von seinen ausgezeichneten Erfolgen, und daß Kannibalismus in seinem Einflußgebiet kaum noch vorkäme; auch habe er die Eingeborenen überredet, den Hauptschmuck ihrer Häuser, die Menschenschädel, an einer besonderen Stelle vor dem Missionshaus zu vergraben. „Ich sprach dem wackeren Manne meine aufrichtige Anerkennung und Bewunderung für diese Erfolge aus und schlug vor, sein Werk noch zu krönen und die anstößigen Schmuckgegenstände, die er glücklich aus den Häusern entfernt hätte, der Wissenschaft zugänglich zu machen, indem er mir half, sie auszugraben und mitzunehmen. Zuerst wollte ihm das nicht richtig einleuchten. Endlich aber willigte er ein, und in einer sternhellen Nacht machten wir uns wie zwei heimliche Schatzgräber ans Werk, nachdem wir uns überzeugt hatten, daß alles um uns herum in tiefem Schlummer lag. Es wäre im Interesse der Missionsarbeit nicht gut gewesen, wenn die Leute erfahren hätten, daß wir die der Erde übergebenen Schädel herausgenommen und meinen Sammlungen einverleibt hätten.“

Aber auch die Diener Gottes haben im Laufe der Zeit den Wert der Eingeborenenkunst erkannt, und es gibt heute einzelne Versuche, vergangenes Kunstschaffen neu zu beleben; nur der Reichtum und die Qualität früherer Kult- und Gebrauchsgegenstände werden nicht mehr erreicht. Daß sich mit dem Ausverkauf der holzgeschnitzten Götter sogar die Missionsarbeit finanzieren läßt, zeigt die traurige Amtspraxis des australischen baptistischen Missionars, Reverend B. Beaver, in Telefomin. Dazu muß man wissen, daß das Gebiet um Telefomin im westlichen Bergland von Papua-Neuguinea bis vor kurzem noch zu den unberührtesten Regionen der Insel zählte, also eines der letzten Refugien traditioneller Kultur war.

Mächtige Tambarans waren die Zentren vielfältigen kultischen Lebens. Hierin hielt man die geheimen Knabeninitiationen ab und hier versammelten sich die Männerbünde. Zu den hervorstechendsten Merkmalen ihrer Kultur gehörten riesige Schilde, in einem für die Gegend charakteristischen Stil, und kunstvolle Hauszierbretter. Erstere wurden von mehreren Männern gemeinsam geschnitzt und dienten diesen im Kampf als gemeinsamer Schutz. Jeder der kunstvollen Schilde hatte einen eigenen Namen, galt als beseelt und war mit stilisierten Pflanzen und Ahnenfiguren geschmückt.

Was aus der Telefomin-Kultur unter Anleitung des erwähnten Missionars geworden ist, läßt sich heute an Ort und Stelle ermessen. Aus der uniformen Wellblechwelt ragt nur das Domizil des Missionars heraus. Während die Eingeborenen ringsum in verrosteten Wellblechhütten hausen und in Lumpen herumlaufen, residiert ihr Bekehrer in einer Villa, die jedem Kolonialverwalter vergangener Zeiten alle

Ehre gemacht hätte. Im Souterrain seines Wohnhauses befindet sich eine Art Museumsmagazin. Es ist gefüllt mit jenen berühmten geschnitzten Zierbrettern, die als Sitz der Ahnengeister galten und früher den Eingang jedes Hauses zierten. Mit einem Teil dieser Schätze, von denen der Missionar die werdenden Christen befreite, plant der geschäftstüchtige Gottesmann ein Museum. Der größere, dabei künstlerisch weniger bedeutende Teil dient dem Verkauf. Der Erlös kommt natürlich den „armen Heiden“ zugute. Mit anderen Worten: die Papuas bezahlen ihre Um-erziehung zum Christentum mit den Schätzen ihrer alten Kultur! Um diese Ent-wicklung zu bedauern, braucht man wahrlich kein weltfremder Romantiker zu sein. Auch fällt es schwer, angesichts solcher Beispiele, an den Segen der Mission zu glauben. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, je mehr man der Rivalitäten un-ter den verschiedenen Missionen gewahr wird. Nicht weniger als zwölf kirchliche und neununddreißig freie Missionen raufen um die zwei Millionen Papuaseelen. Von kooperativer Arbeit kann bis heute keine Rede sein. Es war mehr als befrem-dend, als ich in einem entlegenen Hochtal Irian Jayas plötzlich erfuhr, daß der Pi-lot diesen oder jenen Air-Strip nicht anfliegen darf, weil er der konkurrenzierenden Mission gehört. Was sollen bloß die Papuas denken, denen man die Stammesfeh-den verbietet, wenn sie erkennen, daß die Christen untereinander genauso verfein-det und zerstritten sind wie sie selbst?

„Hinter welcher Maske verbirgt sich denn nun euer Gott?“ fragt ein Papua zu Recht den Kulturhistoriker Helmut Uhlig und Peter Baumann. „Wie sollten wir dem jungen Papua, der kaum lesen und schreiben konnte, die verschiedenen Aus-legungen der Bibel erklären, wie ihm den Streit der Christen untereinander begreif-lich machen?“

Der Kirchenkampf ist aber nicht zuletzt darin begründet, daß vor allem die freien Missionen auf private Unterstützung angewiesen sind und daher von Statistiken le-ben. Sie stehen unter dem Druck, die Zahl der Getauften ständig vergrößern zu müssen. Die Eingeborenen sind schlau genug, dies auszunützen; sie verkaufen ihre Seele dem Bestbietenden. Derjenige Missionar, der die meisten Kokosnüsse abkau-fen kann oder eine neue Hose anzubieten hat, dem fallen in der Regel auch die See-len zu. Das hat schon manchen Papua dazu verleitet, mehr als ein Glaubensbe-kenntnis abzulegen.

Bei aller Kritik am Missionsgebaren und meinen grundsätzlichen Vorbehalten ge-genüber der Missionsidee bleiben die großen Verdienste im humanitären Bereich unbestritten, der aufopfernde Kampf einzelner gegen Krankheiten oder Alkohol. Auch ihre Leistungen in schulischer Grundausbildung sind hervorzuheben, sofern sie darüber hinausgingen, fromme Bibelsprüche und christliche Lieder zu vermit-teln. Den katholischen Missionaren ist es weit mehr gelungen, sich in die Geistes-welt der Eingeborenen hineinzusetzen, da sie allein ins Land kamen und des-halb gezwungen waren, aus ihrer angestammten Kultur herauszutreten, während Verkünder anderer Missionen häufig ihre ganze Familie mitbrachten und dadurch isoliert blieben.

Im allgemeinen kann man davon ausgehen, daß alle Missionare mit der Absicht ins Land gekommen sind, Gutes zu tun und zu helfen, wie eng auch immer ihre dog-matische Haltung ist. Das unterscheidet sie grundsätzlich von Kolonialbeamten,

Ein typisches Beispiel: Lanuk

Händlern, Glücksrittern und Vertretern anderer Spezialberufe, bei denen man das nicht ohne weiteres voraussetzen kann.

Offenkundig aber ist, daß die Missionen heute, vor allem im Ostteil der Insel, vor großen Problemen stehen. Sie haben Mühe, den Glauben an die jüngere Generation heranzutragen. Die heute Zwanzig- bis Vierzigjährigen verbindet zwar nichts mehr mit dem Geisterglauben ihrer Vorfahren, aber sie sind auch nicht mehr für das Christentum zu gewinnen. Sie sind einem anderen Wesenszug unserer Zivilisation erlegen, dem materialistischen. Ihr Weltbild besteht aus Konsumwünschen; europäische Kleidung, Radio, Motorrad und ein Leben in der Stadt. Im Dorf Korogo am mittleren Sepik, das ich im Jahre 1980 besuchte, hat man mir zum Abschied feierlich eine komplette Wunschliste überreicht.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich darunter Dinge wie Cassettenrecorder, Schuhe und Lippenstift für die Mädchen fand; sogar ein Auto mit genauer Typenangabe fehlte nicht. Die Wünsche sind geweckt. Wer wird sie erfüllen? Die gegenwärtige Entwicklung deutet an, daß die Eingeborenen, wenn nicht anders möglich, es mit Gewalt versuchen wollen. Die bedrohlich wachsende Kriminalität in den Städten Papua-Neuguineas sind ernstzunehmende Anzeichen dafür.

Die Einsicht der Missionen über mögliche vergangene Fehler kommt hier wahrscheinlich zu spät. Im Westteil der Insel, wo die missionarischen Fronten eben vorrücken, scheint man aus der Vergangenheit gelernt zu haben. Hier verzichtet man im allgemeinen auf eine Blechhütten- und Lumpenkultur und beläßt die Papuas in ihren traditionellen Häusern und Kleidungen. Auch haben sich die Methoden wesentlich verfeinert, man geht behutsamer vor; doch das Ziel ist das gleiche geblieben; es heißt Veränderung und Anpassung an eine ihrer Meinung nach überlegene Lebensform.

Wie schnell jahrtausendealte Kulturen vernichtet werden, zeigt das Beispiel eines Papua-Dorfes im Hochland von Irian Jaya, das ich innerhalb weniger Jahre zweimal besuchte.

Das Dorf Lanuk liegt im zentralen Bergland, vier bis fünf Tagesmärsche entfernt von Mulia, dem letzten Vorposten der Zivilisation. Der Weg dorthin ist schwierig und gefährlich. Ohne die Hilfe eingeborener, urwald erfahrener Papuas hätte ich weder von der Existenz des Dorfes erfahren, noch wäre ich imstande gewesen, es zu finden. Bis zu dreitausendfünfhundert Meter hohe Bergrücken und mächtige Flüsse trennen Lanuk von Mulia. Tropische Regengüsse machen einen Teil des Terrains unpassierbar; unscheinbare Rinnsale verwandeln sich plötzlich in reißende Flüsse oder stürzen in mächtigen Wasserfällen zu Tal. Kein Sonnenstrahl vermag den Urwald zu durchdringen. Tagelang marschierten wir durch wegloses Gelände, im steten Halbdunkel vermodernder Gewächse, die einen süßlichen Geruch von Fäulnis verbreiten.

Die Bewohner von Lanuk gehören dem Stamm der Wano an. Sie sind Verwandte der benachbarten Dani, deren gemeinsame Heimat einst das „Große Baliem-Tal“ war. Rein äußerlich gibt es kaum Unterschiede; auch die Wanomänner tragen als einziges Kleidungsstück eine Art Penisfutteral aus einer ausgehöhlten, getrockneten Kürbisfrucht. Die Mädchen sind bis zum Zeitpunkt der Heirat mit einem Bast-

rock bekleidet. Danach erhalten sie von ihren Ehemännern einen Rock aus lose zusammengefügten Faserschnüren.

Die Bearbeitung von Metall ist ihnen unbekannt, ebenso die Töpferei. Sie haben keine Schrift, um ihre Sprache aufzuzeichnen, und alle ihre Werkzeuge und Geräte waren bis vor wenigen Jahren nur aus Stein, Holz oder Knochen gefertigt. Auf Grund ihres isolierten Lebensraumes blieben äußere Einflüsse lange Zeit beschränkt und bewirkten kaum nennenswerte Veränderungen in ihren kulturellen Traditionen. Noch gab es kaum Unterschiede in den Besitzverhältnissen; die Natur bot ihnen alles, was sie zum Leben benötigten, und keiner besaß mehr als der andere. Nur Kaurimuscheln und Schweine bildeten eine Ausnahme. Dabei ist bemerkenswert, daß in ihrer Gesellschaft nicht der als reich angesehen wurde, der viel besaß, sondern derjenige, der am meisten verschenkte. Gelegenheiten zum Austausch von Geschenken gab es reichlich: z. B. bei Hochzeiten, Totenfeiern, Schweinefesten. . .

Muscheln und Schweine hatten aber auch magische Bedeutung. Das Schwein war zentrales Opfertier und durfte nur zu besonderen Anlässen geschlachtet werden. Kein Fest, keine Zeremonie oder magische Kulthandlung war ohne Schweineopfer denkbar. Hoden und Schwänze der getöteten Tiere dienten als Fetische, die man im Männerhaus aufbewahrte.

Das hat sich in den letzten Jahren grundlegend geändert. Seit dem Zeitpunkt nämlich, seit dem Missionare aus Mulia – mittels Helikopter – das Dorf regelmäßig aufsuchen. Schon vom ersten Besuch an verteilten sie Geschenke an ausgewählte Personen. Frauen erhalten Glasperlenschmuck und Kleider, junge Männer kurz vor der Initiation werden mit Stahläxten und Messern beschenkt. Das Ziel ist offenkundig: das allgemeine Verlangen nach Zivilisationsgütern zu wecken, andererseits die Macht der traditionellen Führer zu brechen, die ihrer Meinung nach nur auf heidnischem Aberglauben beruht.

In der Wano-Gesellschaft gibt es keinen absolut anerkannten Häuptling, sondern nur Männer („Big Men“), die auf Grund ihrer Fähigkeiten für bestimmte Bereiche kompetent sind: etwa ein Mann, der Krankheiten heilt; einer, der bei der Jagd die Führung übernimmt; ein anderer ist für kultische Belange zuständig. Die Autorität dieser Männer ist begrenzt und schwindet mit dem Verlust der Fähigkeiten, auf denen ihre Autorität beruht.

Die Veränderungen im Dorf infolge missionarischer Einflüsse waren bald deutlich spürbar. Der Wert importierter Zivilisationsgüter steigt zusehends und wird so beherrschend, daß vor allem die heranwachsenden jungen Männer dem Verlangen danach nicht widerstehen können. Einige folgen bereitwillig dem Ruf der Missionare, nach Mulia zu kommen. Dort werden sie im Schnellverfahren „missioniert“ und mit dem Auftrag, ihre Brüder zum neuen Glauben zu überreden, ins Dorf zurückgeschickt. Der gesamten Dorfbevölkerung werden Geschenke in Aussicht gestellt, unter der Voraussetzung, daß sie ihre Fetische verbrennen und sich taufen lassen. Die Berichte der zurückgekehrten „Missionierten“ von der mächtigen Religion der Weißen, die ihnen scheinbar unbegrenzten materiellen Reichtum beschert, gepaart mit der Hoffnung, daran zu partizipieren, verfehlen nicht die beabsichtigte Wirkung. Schon nach kurzer Zeit ist die überwiegende Mehrheit bereit, sich taufen

Der „Güterkult“

zu lassen. In einer großen Zeremonie werden alle Fetische verbrannt, die Waffen vernichtet und die heiligen „jao“-Steine in den Fluß geworfen. Anfangs herrscht allgemein die Meinung vor, sie würden sich nach der Taufe selbst in Weiße verwandeln. Da sich dies nicht erfüllt, bleibt die Hoffnung, am Reichtum der Weißen teilzuhaben. Das hat sich bis heute nicht verändert. Hier hat der Cargo-Kult seine Wurzeln.

Einst geheiligte Bräuche wie Initiationsfeiern und Schweinefeste müssen unter dem Druck der Mission aufgegeben werden. Am schärfsten wenden sie sich gegen die Vielweiberei. Dabei wurde ich einmal Zeuge einer Auseinandersetzung zwischen dem Dorfführer Ugimban und einem Missionar aus Ilu. Der Missionar verlangte vom Eingeborenen, daß er sich von zwei seiner drei Frauen trennen solle. Ugimban bedauerte dies sehr, da er auf jeden Fall die Jüngste behalten werde. Aber: „Warum soll ich die zwei älteren Frauen verstoßen, mit denen ich viele Jahre zusammenlebte und die mir gute Frauen waren?“

Die „neue Religion“ – oder, sollen wir besser sagen: der „Güterkult“ – beeinflußt in zunehmendem Maße auch alle anderen Bereiche des Lebens. So hat sich der Brautpreis innerhalb weniger Jahre vervielfacht. An Stelle der früher verwendeten Gegenstände wie Steine, Muscheln und Schweine sind längst Stahläxte, Glasperlen, ja sogar Radios getreten. Die jungen Männer sind deshalb gezwungen, sofern sie heiraten wollen, ihr Dorf zu verlassen, um in Missionsstationen und Handelsniederlassungen Geld zu verdienen. Eine weitere Entfremdung zu ihrer angestammten Lebensform ist die logische Folge. Das gesamte überkommene Sozialgefüge gerät ins Wanken. Ihre Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft und ihr Eingebettensein in Familie und Dorfgemeinschaft geht zwangsläufig verloren.

Die Veränderungen im Dorf Lanuk, das stellvertretend für viele ist, haben aber noch eine ganz andere Dimension; nämlich eine ökologische.

Absolute Nahrungsgrundlage der Berg-Papuas sind nach wie vor Süßkartoffeln. Durch Brandrodung wird der Urwald vernichtet und werden Anbauflächen geschaffen. Die Felder werden von den Frauen bestellt. Dazu dient ihnen als einziges Gerät ein Grabstock aus Holz. Diese Technik mag zwar in unseren Augen äußerst primitiv sein, aber sie ist dennoch viel besser geeignet, die dünne Nährstoffschicht im tropischen Urwaldboden für längere Zeit zu erhalten.

Der Brandrodungsfeldbau ist aber nur so lange ökologisch tragbar, solange die Bevölkerungsdichte nicht zu groß ist. Durch das Vordringen der Zivilisation und die damit verbundene bessere medizinische Versorgung steigen die Bevölkerungszahlen rasch. Hinzu kommt, daß die Papuas mit dem Zusammenbruch ihrer alten Kultur auch geburtenregelnde Praktiken aufgeben. So übten die Wano beispielsweise eine vier- bis sechsjährige sexuelle Abstinenz nach der Geburt jedes Kindes. Steigende Bevölkerungszahlen sind deshalb ein Problem, da ein Brandrodungsfeld nur wenige Jahre bestellt werden kann. Danach muß es mindestens zehn Jahre lang brach liegen, damit sich der Boden erholen kann. Nach einer zweiten Nutzungsperiode ist der Boden so ausgelaugt, daß nur mehr hohes Gras nachwächst. Diese Grasflächen, gleichsam „Krebsgeschwüre“ im tropischen Urwald, werden heute immer größer und beschleunigen den erschreckenden Rückgang der Regenwälder. Das Verschwinden der tropischen Regenwälder, nicht allein in Neuguinea,

sondern in vielen Teilen der Welt, ist sicherlich ein viel größeres Problem als das Waldsterben in unseren Breiten.

Die Ergebnisse der Zivilisierung sind natürlich nicht pauschal negativ. Ich bestreite nicht, daß moderne Technik in vielen Fällen bessere Lebensbedingungen schafft. Das Christentum verdrängt einen Glauben, der auf Angst beruht, und prägt Achtung vor dem Menschenleben ein. Moderne Medizin heilt sie von Krankheiten, die sie vorher nie kannten. Nur sind sie damit nicht glücklich! Denn früher hatten sie wenige Bedürfnisse, und es gelang ihnen deshalb häufig, jedenfalls viel öfter als uns konsumorientierten Abendländern, sie alle zu befriedigen.

Flußfahrt am Sepik

An diesem Tag herrscht ein heilloses Gedränge und Geschiebe am Flughafen von Port Moresby, der Hauptstadt Papua-Neuguineas. Nur mit Mühe und einigem Verhandlungsgeschick gelingt es mir, noch ein Ticket für den Flug nach Wewak zu ergattern. Dementsprechend vollgestopft ist die Kabine der modernen Fokker F-27, die überraschend pünktlich vom Rollfeld abhebt. Es scheint paradox, daß ein Land wie Papua-Neuguinea, dessen Bewohner zum Teil noch im Lendenschurz herumlaufen und Geister und Ahnen verehren, eine Fluglinie besitzt, die in bezug auf Sicherheit und Pünktlichkeit denen sogenannter zivilisierter Länder in nichts nachsteht. Alle wichtigen Punkte des Landes werden von Maschinen der nationalen Fluggesellschaft Air Niugini angefliegen. Dazu kommen internationale Flüge, die Port Moresby mit den Hauptstädten wichtiger Nachbarstaaten verbinden, z. B. Sydney, Jakarta, Manila. . .

Zwar rekrutieren sich die Piloten und das technische Personal noch überwiegend aus Weißen, aber schon sitzt der erste Eingeborene hinter dem Steuerknüppel eines modernen Düsenjets. Einen internationalen Vergleich hält die Air Niugini auch stand, was die Preise betrifft; sie sind sogar unverschämt hoch, vor allem in Anbetracht der relativ kurzen Flugstrecken. Daher versetzt es mich nicht wenig in Erstaunen, daß neunzig Prozent der Passagiere Papuas sind, von denen man annimmt, sie würden kaum so viel Geld besitzen, um überhaupt die Fahrt zum Flughafen bezahlen zu können. Noch erstaunlicher ist es, wie schnell sie sich den veränderten Lebensbedingungen anpassen. Wer erwartet, Eingeborene anzutreffen, die sich in der „Neuen Welt“ nicht zurechtfinden können, wird überrascht sein. Es ist bemerkenswert, mit welcher Selbstverständlichkeit sie sich beispielsweise des Flugzeugs bedienen, gerade so, als wäre es seit eh und je ihr ureigenstes Fortbewegungsmittel. Nichts unterscheidet reisende Papuas von anderen Reisenden. Wirklich nichts? Doch. Einen kleinen Unterschied gibt es; die Papuas pflegen mit ihren Kopfkissen unterm Arm zu verreisen!

Mittlerweile überfliegen wir bereits die Owen Stanley Range. Mit Kunaigras bewachsene Hügel wechseln mit grünen, von Urwäldern bedeckten Berghängen. Dazwischen bahnen mächtige Flüsse sich ihren Weg zum Meer. Geschickt steuert der Pilot durch das wildzerklüftete Bergland. Das Tal wird wieder breiter, und in der Ferne, nicht viel größer als eine Briefmarke, wird ein Flugfeld erkennbar. Kurze Zeit später landet die Maschine auf der holprigen Piste von Mt. Hagen. Ein Großteil der Passagiere verläßt das Flugzeug; es ist ein lustiges Bild, wie einer nach dem anderen, das Kopfkissen unter den Arm geklemmt, quer über das Rollfeld zum Flughafengebäude schreitet. Auch einige neue Fluggäste steigen zu. Nichts Außergewöhnliches. Ein paar Papua-Frauen mit prall gefüllten Tragnetzen, ein Mann, der sichtlich mit Stolz einen glitzernden japanischen Cassettenrecorder mit sich schleppt, und ein chinesischer Händler. Aber dann taucht eine Gestalt auf, bei deren Anblick es mir in dieser Umgebung die Sprache verschlägt. Ein Passagier im

Urwald-Look, von der Grasschürze abgesehen splitternackt, mit einer Feder im Haar und einer geflochtenen Tasche um den Hals. Die Stewardess führt ihn an seinen Platz und gibt sich sichtlich Mühe, ihn von der Notwendigkeit der Anschnallpflicht zu überzeugen.

Wir fliegen nun in nordöstlicher Richtung. Langsam treten die Berge zurück, das zentrale Hochland mit den viertausend Meter hohen Gipfeln liegt bald hinter uns, und die Maschine steuert allmählich der Küste zu.

Unmittelbar vor der Landung in Wewak überfliegen wir das Mündungsgebiet eines gewaltigen Flusses, dessen dunkelbraune, schlammige Wassermassen noch im Umkreis vieler Kilometer das Meer trüben. Kein Zweifel, es ist der Sepik, der mächtigste Fluß der Insel, der drittgrößte der Welt, der Wassermenge nach gemessen. Was der Amazonas für Brasilien, das ist der Sepik, wenngleich auch in kleinerem Maßstab, für Neuguinea. Er ersetzt die Straßen ins Hinterland. Er bildet mit seinen vielen Nebenflüssen, Seitenarmen und Überschwemmungsgebieten ein riesiges Sumpftiefeland und ist ein fast unberührtes Reservat für Reptilien, Insekten und Vögel. Kaum vorstellbar für einen Menschen, der aus einer Welt kommt, wo die Natur gezähmt, kaum ein Fluß noch naturbelassen dahinfließt und nahezu jedes Feuchtbiotop trockengelegt oder unter einem Stausee begraben ist. Der Sepik hat eine ganze Landschaft geformt. Mit unzähligen Windungen strebt er „ungenutzt“ dem Meer zu. Zurück bleiben abgetrennte Arme, Tümpel und riesige Überschwemmungsgürtel zu beiden Seiten.

Wewak liegt auf einer Halbinsel. Aus der Luft erkennt man am besten die ganze symmetrische Anlage des Stadtkerns. Die meisten Häuser haben Wellblechdächer, nur am Stadtrand stehen noch ein paar Strohhütten, aber schon unmittelbar dahinter fängt der Urwald an.

Nach einer langgezogenen Schleife setzt der Pilot seine Maschine sicher auf. In Papua-Neuguinea gibt es noch keine Taxis oder Autobusse. Wozu auch, es sind ja kaum Straßen dafür vorhanden. Auf den wenigen befahrbaren Verkehrswegen erfolgt der Personen- und auch der Gütertransport mit sogenannten PMW (= Public Motor Vehicles), das sind in den Städten Kleinbusse und auf dem Land Lastkraftwagen mit großer Ladefläche. Am Steuer jedes Wagens sitzt ein tollkühner Fahrer, für den jedes andere Fahrzeug auf der Straße eine Herausforderung an sein fahrerisches Können bedeutet. Die haarsträubenden Überholmanöver gleichen Duellen vergangener Stammesfehden, das Gekohle nach vollbrachter Aktion klingt wie Hohngelächter. Es sterben heute bereits mehr Papuas bei Autounfällen als bei Stammeskriegen.

Die drückende Hitze in Wewak macht mir schwer zu schaffen. Kein Wunder, schließlich bewegte ich mich noch vor knapp drei Tagen im winterlichen Südosten Australiens.

Schweißgebadet stehe ich vor der Pforte der katholischen Mission und bitte um Einlaß. Hier habe ich schon bei meiner letzten Reise ein paar Tage zugebracht und hoffe auch diesmal wieder aufgenommen zu werden. Ich sollte mich irren. „So, so, Sie wollen also hier übernachten“, wiederholt der Pater meine Frage mürrisch und mustert mich dabei unverhohlen. „Das ist ausgeschlossen, wissen Sie denn nicht, wie gefährlich es in letzter Zeit hier geworden ist; die Kriminalität hat so zugenom-

Begegnungen beim Gottesmann

men, daß nicht einmal die Mission mehr ein sicherer Ort ist. Vor gar nicht langer Zeit wurde sogar in der Kirche eingebrochen!“

Ich gebe mich noch nicht geschlagen und frage, ob er mir nicht wenigstens erlauben könne, mein Zelt im Missionsareal aufzustellen.

„Nein nein, das wäre Wahnsinn“, ereifert sich der Gottesmann. „Sie können überall campieren, wenn Sie schon so verrückt sind, nur nicht innerhalb der Mission. Denn wir können für Ihre Sicherheit nicht garantieren.“

So weit hat es wohl kommen müssen, denke ich. Die Papuas scheinen nun einen „direkten“ Weg einzuschlagen, um an die begehrten Güter der Weißen zu gelangen, ohne den „Umweg“ über das Christentum.

In der Tat lassen sich starke Abgänge in den Kirchen verzeichnen. Bereits totgesagte Kulte leben wieder auf, und Bewegungen entstehen, die stark antichristliche Tendenzen zeigen.

Auf der Suche nach einem geeigneten Nachtquartier stoße ich bald auf die Adresse eines Deutschen, der in seinem Haus Reisenden Asyl gewährt und damit ein kleines Zubrot verdient. Zu meiner größten Überraschung bin ich keineswegs der einzige Gast des Hauses; zwei Amerikanerinnen und ein junger Deutscher sind schon lange vor mir angekommen, und mit ihnen teile ich das einzig verfügbare Zimmer. Carol und Betty sind von bürgerlichem Beruf Krankenschwestern; gleichzeitig beseelt sie eine ungeheure Reiselust, der sie von Zeit zu Zeit nachgeben. Ihnen gelingt es, zu verwirklichen, wovon viele junge Menschen träumen; sie sind Aussteiger mit Sicherheitsnetz, oder, anders ausgedrückt, sie haben die Möglichkeit, nach einjähriger Unterbrechung wieder in den Beruf einzusteigen. Norbert dagegen ist ein echter Aussteiger, ein moderner Nomade, seit gut einem Jahrzehnt zieht er von Land zu Land und von Kontinent zu Kontinent, versucht, so bescheiden wie möglich zu leben. Das nötige Geld für sein Wanderleben verdient er sich durch diverse Jobs. Beim üblichen Erfahrungsaustausch lerne ich ihn besser kennen. Seine ruhige und ausgeglichene Wesensart gefällt mir. Wir verstehen uns auf Anhieb, und als das Stichwort Sepik fällt, stellen wir fest, daß wir eigentlich beide dahin wollen. Es ist ein langgehegter Wunsch von mir, einmal den größten Fluß Neuguineas auf der kulturell interessantesten Strecke zwischen Pagwi und Angoram mit einem Einbaum zu befahren. Da Norbert von dieser Idee genauso begeistert ist wie ich, steht dem gemeinsamen Unternehmen nichts mehr im Wege, und zu zweit paddelt es sich allemal leichter als allein.

Schon früh am nächsten Morgen stehen wir an der Schotterstraße nach Pagwi. Daß wir an diesem Tag mächtig Staub schlucken werden, ist uns schon nach den ersten vorbeirasenden Fahrzeugen klar. Wir sind auf eine längere Wartezeit eingestellt, aber wie so oft auf Reisen nehmen die Dinge eine andere Wendung, als man vorher dachte. Anstelle des erwarteten, hoffnungslos überfüllten PMVs hält ein leerer, klappriger Lastkraftwagen. Der Fahrer, ein junger Papua, deutet uns, auf der Ladefläche Platz zu nehmen. In einem Höllentempo, als wolle er die einhundertvierzig Kilometer nach Maprik in Rekordzeit bewältigen, braust er los. Wir haben alle Hände voll zu tun, um nicht von der ungesicherten Ladefläche zu rutschen.

Die Straße führt nun steil bergauf. Urwaldbewachsene Hänge ziehen links und

rechts vorbei. Die mächtigen Bäume neigen ihre Kronen so weit über die Straße, daß wir wie durch einen Tunnel fahren. Nach ungefähr zwei Stunden sind wir mitten im Prinz-Alexander-Gebirge. Die ersten Dörfer tauchen auf, an einer Weggabelung ist die Autofahrt zu Ende. Die letzten paar Kilometer des Weges nach Maprik legen wir zu Fuß zurück.

Der Dorfmittelpunkt befindet sich auf einer weit ausladenden Hügelkuppe. Die einzelnen Wohnhäuser stehen im Kreis angeordnet um einen großen Platz. Das Zentrum bilden drei gigantische Bauwerke, wie Hochhäuser im Busch überragen sie alles andere, was Menschenhände errichteten. Es sind Tambarans, Kult- und Geisterhäuser, wie es sie in den meisten Dörfern am mittleren Sepik gibt. Diese hier sind mit Abstand die höchsten. Ihr Anblick ist überwältigend, die eindrucksvollste Manifestation eines magisch-religiös durchtränkten Weltbildes. Allein die architektonische Leistung ist bewundernswert. Die bis zu zwanzig Meter hohen Tambarans sind nur aus Bambusstangen errichtet, kein Stück Metall und kein Nagel hält den Riesenbau zusammen. Das interessanteste daran ist die Vorderfront. Ganz oben am First thront eine holzgeschnitzte Figur. Den größten Teil der Riesenfläche bedecken aneinandergeheftete, flachgedrückte Sagoblattscheiben. Sie sind alle bemalt mit riesenhaften Gesichtern, deren hervorstechendstes Merkmal die überdimensionalen Augen sind. Ein langer Querbalken, ein einziges Schnitzwerk, schließt die bemalte Front ab. Über die gesamte Länge sind stilisierte Gesichter herausgeschnitzt, sogenannte „nggwalndu“, mythische Stammahnen, die früher bei den Initiationsfeiern der heranwachsenden jungen Männer eine wichtige Rolle spielten.

Das ganze Gebäude basiert sowohl im Grundriß wie auch im Giebel auf dem alten, heiligen Zeichen des Dreiecks. Auch die meterhohen geflochtenen Masken, die zur Einweihung eines neuen Tambaran von ausgewählten Männern durchs Dorf getragen wurden, sind mit magischen Dreiecken bemalt.

Wir stehen voll Staunen und Bewunderung davor und rätseln über die geheimnisvollen, für uns Rationalisten nicht nachvollziehbaren Kräfte, die die Menschen einst im Kult vereinten und sie veranlaßten, zur Verehrung ihrer Ahnen und Geister die mächtigen Tambarans zu bauen.

Man muß es wohl als besondere Ironie des Schicksals betrachten, daß von der hohen Kultur der Abelam ausgerechnet der kultische Mittelpunkt, das Geisterhaus, übrig blieb.

Sie werden zwar auch noch heute gelegentlich errichtet und die Malereien bei Bedarf erneuert, aber ihre einstige Bedeutung, die vielen Geheimnisse, die sich um sie rankten, sind verschwunden. Der ursprüngliche Sinn der Schnitzwerke ist niemandem mehr bekannt. Wie wenig die heutige Generation mit den Geisterhäusern ihrer Väter verbindet, wird mir an Ort und Stelle drastisch vor Augen geführt. Wir müssen schon einige Zeit in stiller Betrachtung verbracht haben, wagen es aber nicht, als Fremde und Uneingeweihte das Innere zu betreten, da nähern sich uns einige halbwüchsige Papuas. Vielleicht hat unser seltsames Verhalten ihre Aufmerksamkeit erregt. Jedenfalls mustern sie uns eine Zeitlang neugierig. Plötzlich löst sich einer aus der Gruppe und betritt, ohne zu zögern, das Tambaran, um Augenblicke später mit einer holzgeschnitzten Ahnenfigur in der Hand wieder zu erscheinen,

Erbärmliche Dokumente

die er uns selbstbewußt zum Kauf anbietet. Ich bin fassungslos über die Mißachtung und Geringschätzung der alten Kultur, die sich im Verhalten dieser jungen Menschen offenbart. Was einfältige Missionare nicht zerstört haben und im Auftrag großer Museen nicht abtransportiert wurde, wird heute Stück für Stück verkauft. Allein in den Völkerkundemuseen der Bundesrepublik und der Schweiz gewinnt man einen weit besseren Eindruck von der Kunst am Sepik als an Ort und Stelle.

Für die Papuas ist sie verloren, auch wenn man hier und da versucht, ehemaliges Kunstschaffen als „Kunsth Handwerk“ unter merkantilem Gesichtspunkt neu zu beleben. So bleibt das Niveau stets bescheiden, denn es fehlen nicht nur die alten Vorbilder, sondern auch, was noch schwerer wiegt, der einstige religiöse Hintergrund.

Kurze Zeit später betreten wir das Innere des Kulthauses. Der Eingang ist ein tunnelartiger Vorbau, so niedrig, daß man hindurchkriechen muß, als hätten die Menschen nochmals die Größe und Erhabenheit unterstreichen wollen. Das Innere ist ein gewaltig hoher Raum. Das ständige Dämmerlicht vermittelt eine mystische Atmosphäre. Ich kann mir gut vorstellen, welche erregende Stimmung jeden einzelnen ergriff, wenn sich die eingeweihten Männer versammelten, um hier in der Abgeschiedenheit des Zeremonialhauses magische Verbindung mit Geistern und Ahnen aufzunehmen. Von allen Seiten und aus allen Ecken glotzen Gesichter mit riesengroßen Augen; sie scheinen alles zu sehen, es gibt keine Möglichkeit, ihnen zu entkommen. Das gespensterhafte Augenpaar folgt jeder Bewegung.

Niemand konnte und wollte sich der magischen Kraft der Masken entziehen. Es waren keine Masken mehr, es waren die „nggwalndu“ und „wapinyan“, die Klanahnen und Yamsgeister selbst. . .

Was heute davon übrig ist: nicht mehr als erbärmliche Dokumente unaufhaltsamen Verschwindens. Vier holzgeschnitzte Figuren befinden sich noch im größten Tambaran von Maprik. In den umliegenden Dörfern – in Ulupu, in Numbungai –, die wir in den nächsten Tagen besuchen, ist es nicht viel besser.

Der kulturelle Niedergang drückt sich nicht zuletzt in der Architektur der Wohnhäuser aus. Die zweckmäßigen, grasbedeckten Holzbauten von früher werden durch „ungesunde“ Wellblechhütten ersetzt. Aus der Silhouette uniformer Blechhäuser ragen die Geisterhäuser wie Riesenzähne empor. Der Zeremonialplatz dient höchstens einigen Kindern zum Spielen. Neuer Treffpunkt der Männer ist eine Stehkneipe, in der Bier ausgeschenkt wird. Die Bemühungen der katholischen Mission in Maprik, den vollständigen Verfall alter Sitten und Bräuche aufzuhalten, sind lobenswert, aber sie erreichen nicht viel mehr, als daß immer weitere Bereiche des traditionellen Lebens verschwinden.

Die Fahrt von Maprik zum Sepik ist kurz. Wir bewältigen sie, eingeklemt zwischen Papuafrauen, die Knollenfrüchte und Obst zum Markt bringen, wie gewohnt auf der Ladefläche eines Lastkraftwagens. Kurz vor Pagwi, einem kleinen Marktflecken, beginnt sich der Dschungel allmählich zu lichten, und ein riesiger, breiter Fluß rückt in unser Blickfeld. Am Bootsanlegeplatz herrscht Hochbetrieb; aus allen Richtungen treffen Kanus ein. Die meisten der schmalen Einbäume werden schon mit Außenbordmotoren betrieben. Sie kommen von weit entfernten Dör-

fern, aus Ambunti flußaufwärts oder flußabwärts, von den Wohnplätzen der zentralen Jatmul. Alle haben sie eines gemein: sie sind hoffnungslos überladen! In dichtgedrängter Reihe sitzen die Frauen, dazwischen, davor und dahinter stapeln sich Waren aller Art.

Pagwi ist wichtiger Umschlag- und Marktplatz, angeboten werden fast ausschließlich traditionelle Güter wie Sago, Fisch, Yams, Kokosnüsse, Taro und die unentbehrlichen Betelnüsse.

Unsere Sorge ist im Moment unser Fortbewegungsmittel. Wir begeben uns schleunigst auf die Suche nach einem geeigneten Einbaum. An einem besonderen Platz am Flußufer entdecken wir die Boote der Bewohner von Pagwi; es sind durchwegs flache schmale Einbäume in verschiedenen Längen mit kunstvoll geschnitzten Spitzen in Form von Krokodilköpfen.

Jedes von ihnen wäre uns recht. Aber wo sind die Besitzer, und welchen Preis werden sie für ein Kanu verlangen? Nach den Bootseigentümern brauchen wir nicht lange Ausschau zu halten, denn die Nachricht von den zwei Weißen, die ein Boot kaufen wollen, verbreitet sich in Windeseile. In kurzer Zeit sind wir von Männern umringt. Sie fordern uns auf, das gewünschte Kanu auszuwählen. Erst dann gibt sich der Besitzer zu erkennen, indem er aus der Gruppe austritt und seinen Kaufpreis nennt. Mich beeindruckt vor allem ihre Disziplin und Solidarität; keiner versucht, den anderen zu konkurrenzieren oder sein „Produkt“ besonders herauszustreichen. Jeder setzt den Preis nach eigenem Ermessen fest. Er richtet sich, soweit ich feststellen kann, nach der Größe des Einbaums und daher auch nach dem Arbeitsaufwand. Naturgemäß ist dieser individuell verschieden; auch unter den Papuas gibt es geschickte und weniger geschickte Handwerker. Genaugenommen gibt es immer zwei Preise: Ein erster, dem, wenn man damit nicht einverstanden ist, ein zweiter, geringfügig reduzierter Preis folgt. Jedes weitere Feilschen ist zwecklos; der Eingeborene würde lieber auf das Geschäft verzichten, als das Angebot noch ein zweites Mal zu korrigieren.

Wir sind bald handelseinig. Der Preis eines Kanus ist viel geringer, als wir erwartet haben, was wohl an der kürzeren Bauzeit liegt, die sich aus der Verwendung von Metallwerkzeugen ergibt. Arbeitete früher ein Mann bis zu einem Monat an der Fertigstellung eines einzigen Bootes, so dürften es heute lediglich ein paar Tage sein.

Wir beauftragen den ehemaligen Besitzer, das Boot startklar zu machen, während wir, im Hinblick auf unsere Speisekarte für die nächsten Tage, einen letzten Gang zum Markt unternehmen. Als wir wenig später mit prall gefüllten Taschen zum Fluß zurückkehren, erwartet uns eine Überraschung besonderer Art. Einige Papuas sind emsig damit beschäftigt, unser Kanu mit Blättern zu verpacken. Sie dachten, wir wollten das Boot als Souvenir mitnehmen, und es bedurfte aller Redekunst, ihnen klarzumachen, daß wir damit den Sepik hinunterfahren werden. Die Nachricht schlägt wie eine Bombe ein. Sämtliche Dorfbewohner sind anwesend, als wir mit umständlichen Manövern den Einbaum ins Wasser setzen und die letzten Vorbereitungen für die Abfahrt treffen. Der Einstieg wird zum Balanceakt ohnegleichen: mehr als nur einmal rettet uns die hilfreiche Hand eines Eingeborenen vor einem schlammigen Bad im Fluß.

Die Enkel des Krokodils

Endlich sitzen wir beide drinnen, das Gepäck ist gut verstaut, und ab geht's. Ein kräftiger Abstoß bringt das Kanu in die Strömung, und schon gleitet es langsam flußabwärts. Die Fahrt mit dem Einbaum ist eine äußerst wackelige Angelegenheit, bei jeder unvorsichtigen Bewegung neigt sich das Boot bedenklich zur Seite und droht zu kippen. Daher lassen wir uns vorerst nur mit der Strömung treiben. Ich sitze vorne und versuche, das Gleichgewicht zu halten, während Norbert steuert. Erst später, als wir uns schon einigermaßen an das labile Fortbewegungsmittel gewöhnt haben, setzen wir die Stechpaddel kräftig ein.

Es ist ein herrliches Gefühl, auf diese Art Fluß zu wandern. Wir haben viel Zeit, irgendeines der nächsten Dörfer am Fluß ist unser Ziel. Wo es uns gefällt, da wollen wir bleiben.

Mächtig wälzt sich der dunkelbraune, mehrere hundert Meter breite Strom durch die Urwaldlandschaft, Bäume, Buschwerk, sogar kleine Inseln mit sich treibend. Zu beiden Seiten reihen sich riesenhafte Bäume, alle sind miteinander verbunden und verschlungen durch ein Gewirr von Kletterpflanzen. Nur zuweilen schiebt sich ein schmaler Schilfstreifen zwischen Strom und Urwaldmauer. An den Biegungen haben sich im Laufe der Zeit kleine Sandbänke abgesetzt, in deren Nähe gelegentlich Silberreihier im Wasser stehen und nach Fischen Ausschau halten.

Um die Mittagszeit fahren wir an schön angelegten Gärten entlang. Immer häufiger begegnen uns Frauen, die mit ihren kleinen Kanus unterwegs sind, um im Fluß zu angeln, die Fischreusen zu kontrollieren oder um auf entlegenen Feldern zu arbeiten. Kaum ein Kanu, das an uns vorbeifährt, dessen Spitze nicht kunstvoll geschnitzt ist. Fast immer ist ein Krokodilkopf dargestellt, in die Augen sind Muscheln eingesetzt, und die durchbrochene Zahnreihe zeigt äußerst realistisch das entsetzliche Gebiß. Nach der Vorstellung der Sepikleute stammen sie selbst von einem Krokodil ab. Die geschnitzten Kanuspitzen drücken wohl den Wunsch der Menschen aus, sich die Geschicklichkeit des Krokodils im nassen Element anzueignen. Das hindert sie aber nicht daran, es zu jagen, wenn sich die Gelegenheit bietet. Erst mit dem Beginn der organisierten „Feldzüge“, um den ungeheuren Bedarf an Häuten in den zivilisierten Ländern zu decken, ist es am Fluß selbst verschwunden und hat sich in die schwer zugänglichen Sümpfe zurückgezogen.

Im Sepik-Gebiet kommen zwei Arten vor: das Leisten- und das Neuguinea-Krokodil. Ersterem, das bis zu sieben Meter lang werden kann, geht man besser aus dem Wege; es greift auch Menschen an. Das Neuguinea-Krokodil wird selten länger als vier Meter. Beide Arten ernähren sich hauptsächlich von Fischen und kleinen Tieren, die in ihre Reichweite kommen.

Wir bewegen uns nun im Gebiet der Jatmul; ein Volk mit großen künstlerischen Fähigkeiten, das eine Kultur hervorbrachte, an die nur wenige andere Stammesvölker herankommen. Ihr Kunstschaffen bezog sich nicht allein auf Gegenstände des Kultes, sondern auch die profansten Dinge ihrer Umgebung wurden aufwendig gestaltet.

Zum Überleben und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse genügte ein relativ geringer Aufwand. Die Hauptnahrung, das stärkehaltige Mehl der Sagopalme, war reichlich vorhanden oder konnte leicht eingetauscht werden. In der Trockenzeit verstanden sie es, auf gut angelegten Gärten reiche Erträge an Knollenfrüchten zu erzie-

len. Dadurch blieb ihnen viel Zeit, die sie durch mannigfache Zeremonien und kulturelle Feste nutzten.

Vor der Ankunft der Weißen war ihr Leben ausgefüllt und abwechslungsreich; die Männer bevorzugten die exklusive „Klubatmosphäre“ im Geisterhaus, den Frauen blieben die Beschäftigung mit den Kindern und allerlei hauswirtschaftliche Tätigkeiten. Welch erstaunliche Parallele zu unserer Kultur!

Unter bestimmten Dörfern bestanden institutionalisierte Kopfgangbeziehungen. Die Jagdzüge wurden auf langen Kanus unternommen, bis zu zwanzig Männer desselben Klans saßen in einem Boot, jeder von ihnen hatte darin seinen bestimmten Platz. Ein Kopfgangüberfall mußte gut vorbereitet sein, und jeder Erfolg wurde mit einem großen Fest gefeiert. Die erbeuteten Köpfe präparierte man und stellte sie im betreffenden Männerhaus auf.

Heute ist die Kultur der Sepik-Leute tot. Wir brauchen nicht mehr um unsere Köpfe zu fürchten: die Zeiten der Kopfgangerei sind vorbei, aber auch die der fröhlichen Feste, der Geheimbünde und Kulte. Eckpfeiler um Eckpfeiler ihrer Kultur ist durch äußere Einflüsse zerbrochen, bis das gesamte Gebäude zusammenstürzte. Das Volk der Jatmul war zu klein und zu schwach, um die Veränderungen aufzuhalten. Der Kontakt mit unserer völlig anders gearteten, materiell überlegenen Zivilisation hat alle Traditionen hinweggefegt oder unterminiert.

Geblieben sind verschlafene kleine Pfahlbaudörfer, die unseren Weg flussabwärts säumen. Sie sind schon von weitem auszumachen. Bereits aus der Ferne erkennt man die hohen Stämme der Kokospalmen, in deren Schatten für gewöhnlich die Hütten stehen. Das Dorf heißt Korogo, dessen Bootsplatz wir an diesem Nachmittag unter den neugierigen Blicken der Bewohner ansteuern.

Ein „Big Man“, einer der Dorfältesten, begrüßt uns freundlich. Mit knappen Gesten deutet er ein paar Jungen, das Gepäck aus dem Kanu zu holen, während er uns zu einer leerstehenden Hütte geleitet. Unser Heim ist von bester Sepik-Tradition. Es ist auf Pfähle gebaut und besteht aus einem einzigen Raum mit ein paar Feuerstellen. In einer Ecke stehen einige Tonkrüge, worin Sago aufbewahrt ist. Da man auf dem Bretterboden kein Feuer anzünden darf, verwenden die Menschen etwas geneigt aufgestellte Tonschüsseln. Sie stammen alle, wie man mir sagt, aus dem Töpferdorf Aibom, das hierfür das Monopol zu besitzen scheint.

Die Pfahlbauweise ist am Sepik die einzig sinnvolle. Sie ist absolut notwendig, um sich gegen die alljährlichen Hochwasser zu schützen. In der Regel sind die Pfähle so hoch, daß man aufrecht unter dem Wohnraum stehen kann. Sehr oft befinden sich die Arbeitsplätze unter den Häusern. Dort, im kühlen Schatten, sieht man die Frauen Körbe und Netze flechten und Männer beim Schnitzen oder bei der Herstellung von Gebrauchsgegenständen.

Wir haben kaum unsere „sieben Sachen“ in besagter Hütte untergebracht und wollen gerade unseren müden Körpern, nach den Strapazen der ungewohnten Paddeltour, eine kurze Rast gewähren, als wir feststellen, daß sich der Raum immer mehr mit „Gästen“ füllt. Alle unsere Ausrüstungsgegenstände werden sorgfältig untersucht und anschließend aufgeregt diskutiert. Das Interesse an den Gütern aus der fremden Welt ist enorm. Jede Beobachtung und neue Erkenntnis wird freudig bejubelt. Die Ergebnisse geben die anwesenden Männer gleich an die Frauen weiter,

Die Sprache der wenigen Worte

die draußen vor der Hütte warten; worauf meist lautes Kichern erschallt. Jeder neu hinzukommende Mann wird freudig begrüßt und genauestens über den Stand der Dinge informiert. Schon ist ein Feuer angemacht, der aufsteigende Rauch breitet sich im ganzen Raum aus und hüllt alles in fahles Dämmerlicht.

Solch angestregtes Palaver macht natürlich hungrig, aber für das Abendessen ist längst gesorgt. Die Frauen bringen eine der zwei Hauptspeisen am Sepik: Fisch mit Sago (die zweite ist nämlich Sago mit Fisch).

Die Unterhaltung wird in Pidgin geführt, einer sehr einfachen Mischsprache, die auf dem englischen Sprachschatz und der melanesischen Grammatik basiert. Zur Kolonialzeit sind noch einige deutsche Wörter eingeflossen. Der Ausdruck „raus'em“, was soviel heißt wie: man möge „raus“ gehen, hängt sicherlich mit dem Kommandoton der alten Deutschen zusammen.

Da Pidgin kaum mehr als 1300 Wörter umfaßt, ist es natürlich weit davon entfernt, eine ausdrucksvolle Sprache zu sein. So müssen immer wieder neue Begriffe umständlich umschrieben werden, weil einfach kein Wort dafür vorhanden ist. Die Resultate sind bisweilen mehr als komisch.

Waschen heißt zum Beispiel was-was; ein Tuch oder Stoff ist ein lap-lap; ein Badetuch ist demnach ein lap-lap bilong was-was! „Bilong“ kommt natürlich von „belong“ und ist die einzige Präposition. Bei Gegenständen, die ursprünglich nicht ihrer Welt entstammen, wird es noch ein wenig komplizierter. „Bogis“ kommt von box und heißt also Kiste. Was ist eine „bogis em yu fight him teeth (Zähne = Tasten) he cry“? Eine Kiste, die schreit, wenn man sie schlägt. Ein Klavier natürlich! Manche Wörter haben doppelte Bedeutung. Daß dies zu peinlichen Mißverständnissen führen kann, zeigt die folgende Anekdote aus der Kolonialzeit. „Susu heißt Milch und gleichzeitig auch die Mutterbrust. Das ist eine durchaus logische Kombination. Die Frau eines Distriktsbeamten hatte eine große Einladung, und als das Fest bis zum schwarzen Kaffee gediehen war, brachte der Boy auch in einem kleinen Kännchen die notwendige Milch dazu, aber er hatte das Tüchlein vergessen, das man gegen die Fliegen und Mücken darüberlegt. Die Frau des Hauses mahnte ihn, das Tüchlein zu bringen, das „liklik laplap Tuch bilong susu“; er ging und brachte, allen Gästen sichtbar, in gespreizten Fingern einen netten, kleinen, rosa-roten Büstenhalter.

Auch längere Sätze kommen in Pidgin vor. Eine Neuigkeit, wie sie in der wöchentlich erscheinenden Lokalzeitung verarbeitet wird, klingt etwa folgendermaßen: „Wan pikinini i full dound long wan coconas long Wewak long 12 September naw em i ded. Em i git 8 years.“

Das verstehen Sie nicht? Ist doch ganz einfach. Ein achtjähriges Kind ist am genannten Tag, von einer Kokosnuß erschlagen, unter dem Baum gefunden worden. Pidgin-Englisch wird im gesamten melanesischen Raum gesprochen und ist heute die offizielle Landessprache Papua-Neuguineas.

Als allmählich die Dunkelheit hereinbricht, wird es leise in unserer Hütte. Mit auffällender Eile verläßt einer nach dem anderen den Raum. Das Dorf liegt plötzlich wie ausgestorben da. Anfangs rätseln wir noch über den Grund ihres ungewöhnlichen Verhaltens, aber als ich aus der Hütte trete, pralle ich entsetzt zurück. In kürzester Zeit bin ich von Moskitos so belagert, daß mir nur mehr die Flucht in die

verrauchte Hütte bleibt. Die Dämmerung, jene Zeit des Tages, die ich so liebe, ist am Sepik die schrecklichste. Da schlägt die Stunde der Moskitos! Alles Leben hört auf, wenn diese bis dahin verborgene Kolonie aus den riesigen Sümpfen auftaucht, um vorübergehend die Herrschaft zu übernehmen. Wie Wolken ziehen sie dahin und stürzen sich auf jedes warmblütige Wesen, in dessen Blut die Weibchen die Eier legen können. Nur die Schwarzen Moskitos übertragen die Malaria.

Männer, Frauen, Kinder und Hunde sind schon längst unter den Moskitonetzen verschwunden. Früher verkrochen sich die Menschen in Schilffutteralen, eine Art „Moskitonetz“, das man schon kannte, bevor der erste Weiße seinen Fuß ins Land setzte, wo sie in betäubender Hitze die Nacht zubrachten. Wir gelangen zum Entschluß, daß der Plage am besten dadurch beizukommen sei, indem wir die Nacht im Zelt zubringen. Welch fataler Irrtum, wie sich bald herausstellte. Es ist unsinnig, die papuanischen Sumpfmoskitos etwa mit den nordeuropäischen oder einheimischen Mücken zu vergleichen. Will man es dennoch tun, entsprächen die unseren einem langsamen Segelflugzeug, während ihre Verwandten in Neuguinea einem blitzschnellen Düsenjet gleichkämen.

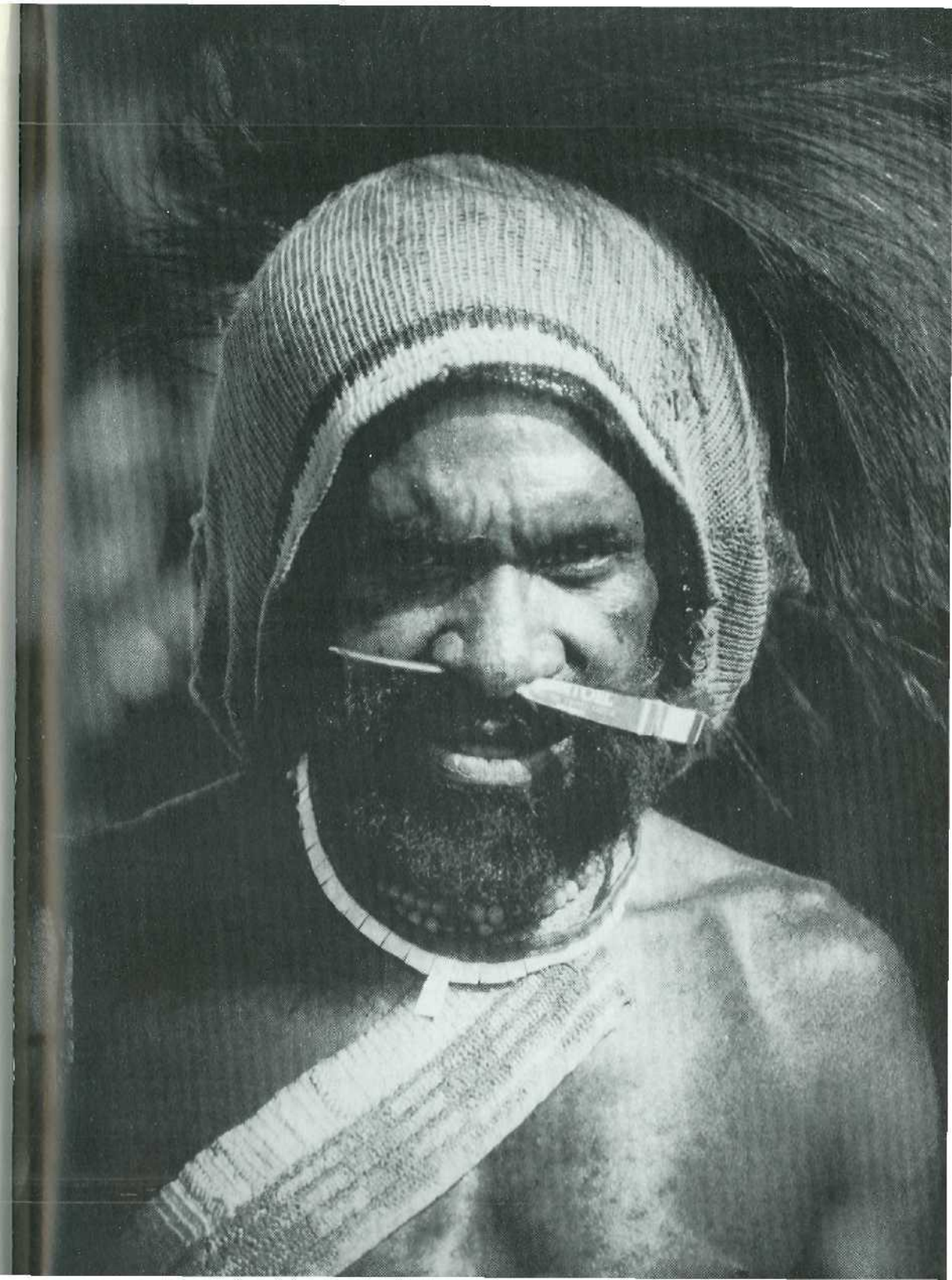
Es gelingt uns zwar, in Rekordzeit das Zelt aufzustellen, und da wir uns dabei ständig bewegen, könnte man meinen, wie seien einigermaßen ungeschoren davongekommen. Weit gefehlt! Wohl haben wir die Stiche nicht bemerkt, aber das Jucken und die wachsenden Schwellungen am Körper sprechen eine andere Sprache. Selbst der starke Jeans-Stoff war ihnen nicht zu dick.

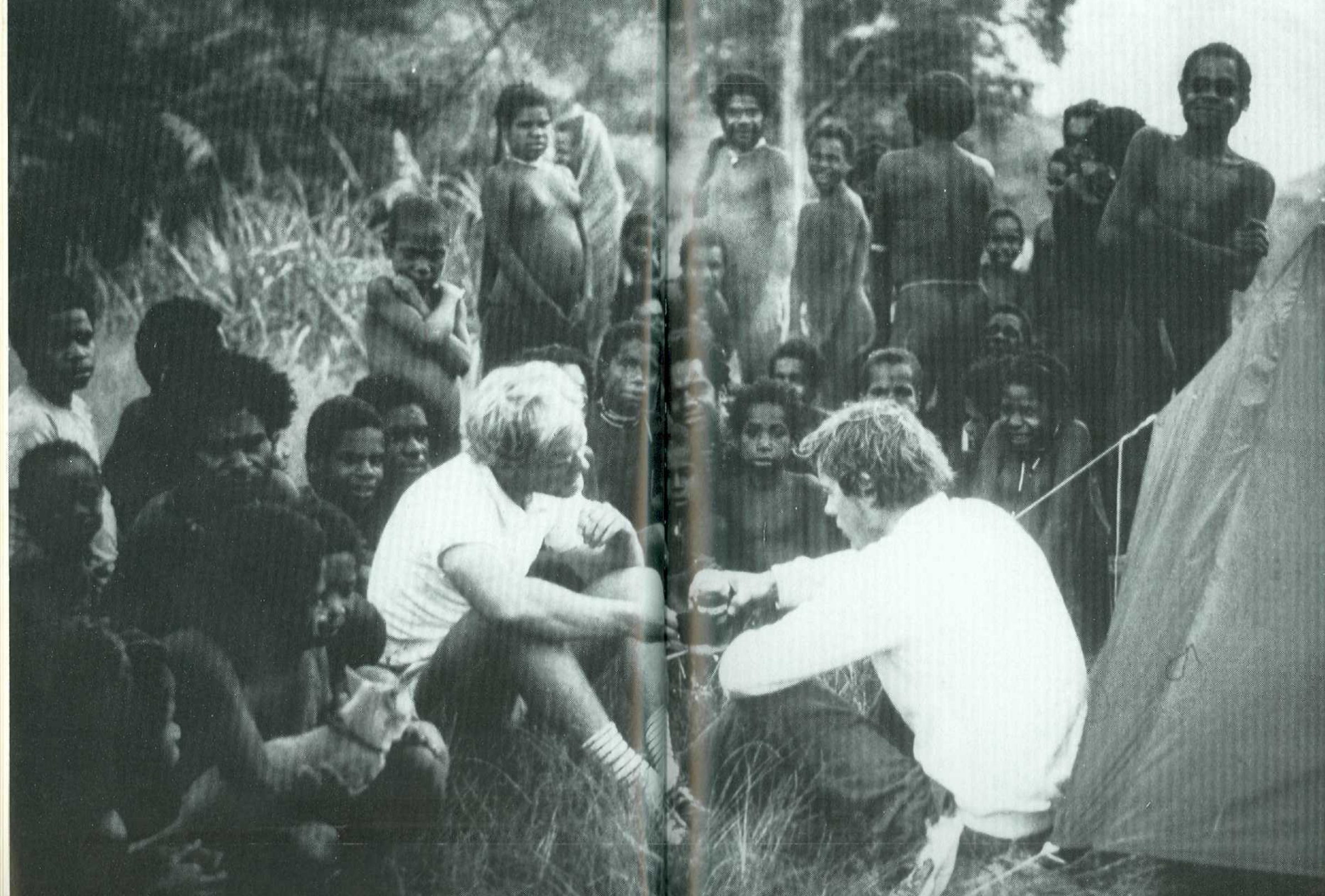
Im Zelt findet der Kampf Mensch gegen Malariamücke seine Fortsetzung; erwartungsgemäß haben einige es geschafft, hineinzukommen; nun beginnt eine mörderische Jagd nach den vermeintlichen letzten Hindernissen vor einem guten Schlaf. Nach einer weiteren halben Stunde ist auch das erledigt, aber an Schlaf ist nicht zu denken.

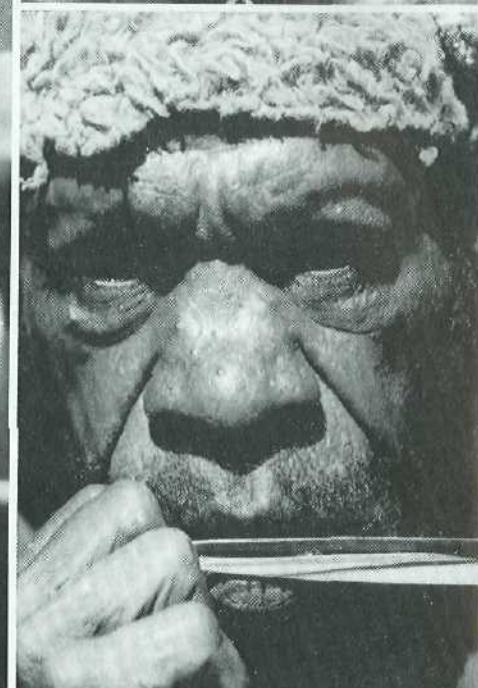
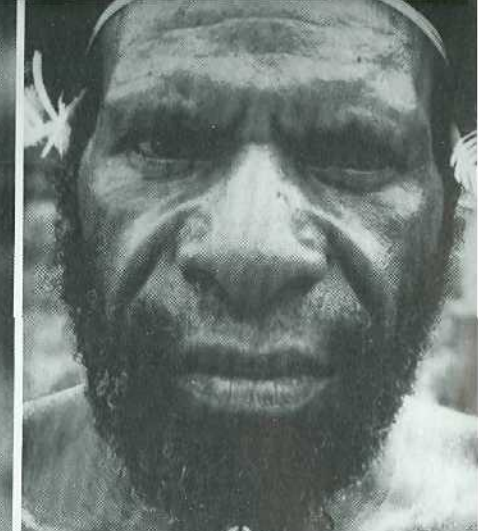
In meinem hochgebirgsgeprobten Zelt sehen wir uns bald einer mittleren Grilltemperatur ausgesetzt, die so unerträglich wird, daß wir endlich die Dummheit, im Freien zu campieren, einsehen, es den Papuas gleichtun und ebenfalls unter das Moskitonetz im Inneren der Hütte kriechen. Jetzt erkennen wir auch, wie vorteilhaft die luftdurchlässigen Wände aus Palmblättern sind; sie halten den Raum während der ganzen Nacht angenehm kühl. Spät, aber doch, finden wir den ersehnten Schlaf.

Rechte Seite Lani-Mann aus Tiom.

Folgende Doppelseite Der erste Kontakt wird durch ihre Neugierde geschmiedet. „Tuans“ sind im Süden der Baliem-Schlucht noch vielbestaunte Wesen.



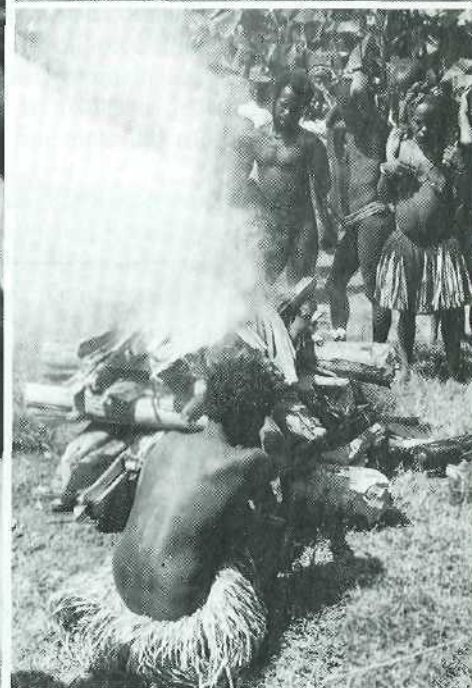




*Ganz oben Dani-Krieger aus
Passema.*

*Oben Die Maultrommel ist das
einzige Musikinstrument, das die Da-
ni kennen.*

*Links Ein Blick durch das Te-
leobjektiv meiner Kamera, womit
man weit Entferntes an sich heranho-
len kann, versetzt sie immer wieder in
Erstaunen.*



Ganz oben Junge Bräute sind aufmerksame Zuseherinnen beim Männertanz.

Oben Weinend kaut die Mutter vor dem brennenden Scheiterhaufen, auf dem der tote Körper ihres Sohnes Agoluk liegt.

Links Tanz anlässlich des Schweinefestes im Wano-Dorf Lanuk.

Am nächsten Morgen ist der allabendliche Spuk vorbei, die Moskitos sind in den Sümpfen verschwunden, dem Menschen die Natur einen halben Tag lang überlassend.

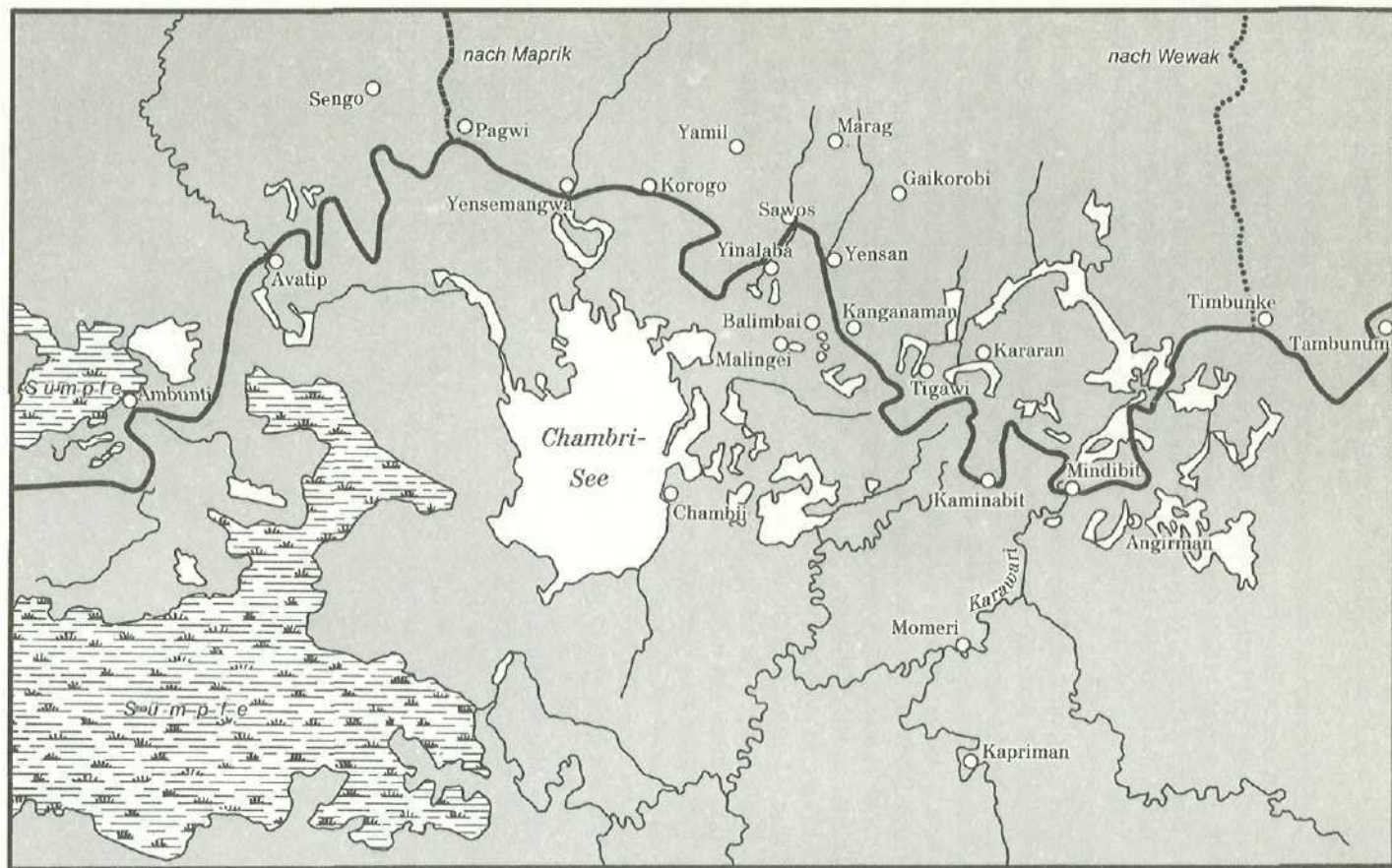
Wir begleiten unseren Gastgeber ins Geisterhaus. Der Kultbau steht etwas abseits des Dorfzentrums, umgeben von Palmen und blühenden Sträuchern, in der Mitte eines rechteckigen Platzes. Im Unterschied zu den Tambarans der Maprikregion ist es hier ein langes, breites Bauwerk; das Dach erinnert an den bauchigen Rumpf eines Wikingerschiffes, elegant geschwungen, vorne und hinten weit hochgezogen. Wie alle anderen Hütten im Dorf steht auch das Geisterhaus auf Pfählen. Das Schilfdach reicht fast bis zum Boden, es zwingt einen, sich zu bücken, wenn man eintreten will.

Bei unserer Ankunft sind die meisten Männer bereits versammelt; man erwartet an diesem Tag die Ankunft eines Regierungsbeamten, der regelmäßig den Fluß hinauffährt, bestimmte Dörfer besucht und die vorhandenen Schnitzereien aufkauft. Betelkauend diskutieren die Männer die Preise, die sie verlangen werden. Sie wissen bereits vorher: gekauft wird alles und jeder Preis bezahlt. Denn Korogo gehört zu jenen Dörfern, in denen durch staatliche Initiative die Schnitzkunst gefördert und somit künstlich am Leben erhalten wird. Das Geisterhaus ist deshalb auch, im Gegensatz zu vielen anderen, die ich sah, bis zum Bersten voll mit Schnitzwerken. Hier hängen Mwai-Masken in allen Größen, riesige Schlitztrommeln, Zeremonialstühle und kunstvoll gestaltete Aufhängehaken, wie es sie früher in jedem Haus gab. Dafür hängen die Leute ihre Habseligkeiten heute nur mehr auf rohe Astgabeln oder Haken aus billigem Kunststoff.

Die Qualität der zum Verkauf bestimmten „Kunstwerke“ ist allgemein erstaunlich gut; nach wie vor orientieren sich die Schnitzer an traditionellen Vorbildern. Daneben gibt es auch „Neuschöpfungen“, deren Qualität gegenüber den „traditionellen“ Stücken stark abfällt und deutlich ein Absinken der „Kunst“ zur Massenware erwarten läßt.

Mir gegenüber sitzt ein alter Mann und streckt mir eine Figur mit überdimensionalem Geschlechtsteil entgegen. Vor gar nicht langer Zeit hat er eine solche zum erstenmal geschnitzt, bald darauf besuchten weiße Souvenirhändler das Dorf; sie waren von dem neuen Motiv so angetan, daß sie ihm versprachen, alle weiteren Exemplare zu kaufen. Seitdem schnitzt er nur mehr Figuren mit überlangem Penis. Was tun die Papuas mit dem Geld? Nun, im Prinzip das gleiche wie wir; sie geben

Linke Seite Dani-Kinder spielen „Töte einen Reifen“, wobei hölzerne Speere durch einen geflochtenen Reifen geschleudert werden.



Die Sago-Herstellung

es aus. In der Stadt kaufen sie damit Kleider, Uhren, Radios oder setzen es in Alkohol und Zigaretten um. Einer von ihnen hat einen kleinen Laden im Dorf aufgemacht, auf den paar verstaubten Regalen stehen zwei Produkte zur Auswahl: eine Sorte Fischkonserven und Tomatenketchup. Auf diese Weise hat ein gerissener Händler auch seine Ladenhüter an den Mann gebracht. Die Ankunft des „Götterkaufmanns“ haben wir nicht mehr miterlebt, auch nicht das Fest der Dorfbewohner nach getätigtem „bisnis“ (business); denn wir sind längst wieder unterwegs, flußabwärts, im gleichbleibenden Rhythmus der Paddelschläge gleitet das Kanu pfeilschnell dahin.

Überall im Sumpf gedeihen Sagopalmen verschiedenster Art. Ihre dicken Stämme stehen so nahe aneinander, daß sich die langen, dornigen Blätter verflechten und ein fast undurchdringliches Gestrüpp bilden.

Für die Menschen am Sepik ist der Sagobaum absolute Lebensgrundlage, wichtigstes Nahrungsmittel, Symbol für Fruchtbarkeit und Mittelpunkt zahlreicher Mythen. Die größten Sagobestände liegen in einem Gürtel tropischen Regenwaldes etwas nördlich des Hauptstroms.

Das ganze sagoträchtige Waldgebiet wird vom Volk der Sawos, die mit den Jatmul eng verwandt sind, bewohnt und ausgebaut. Sie leben praktisch vom Tauschhandel mit Dörfern, in deren Umgebung keine Sagopalmen wachsen. In kleinen Waldlichtungen, die auf halbem Weg zwischen den Sawos und dem Sepik liegen, finden wöchentlich Märkte statt. Hierher kommen die Jatmulfrauen aus weit entfernten Dörfern, um den lebensnotwendigen Sago gegen Fische einzutauschen. Diese Tauschbeziehungen sind uralt und werden noch heute, trotz wachsenden Einflusses der Geldwirtschaft, aufrechterhalten.

Die Sawos gewinnen das Sagomehl aus dem stärkehaltigen Mark der Palme. In einem ersten Arbeitsgang wird der Baum gefällt, von der Rinde befreit und das Mark mit einem Hammer herausgeschlagen. Damit ist die Arbeit für den Mann erledigt; der eigentliche Prozeß der Sagogewinnung ist Sache der Frau. Das zerkleinerte Mark wird in geflochtenen Körben an einen Fluß oder Tümpel gebracht. Auf ein merkwürdiges Holzgerüst, das entweder im Wasser oder auf zwei zusammengebundenen Einbäumen steht, wird ein halbiertes, ausgehöhlter Baumstamm gelegt, und zwar nicht waagrecht, sondern so, daß ein leichtes Gefälle entsteht. Nun füllt die Frau den Vorderteil der „Holzwanne“ mit Sagomark, und indem sie abwechselnd Wasser darübergießt und die Masse knetet, wird die Stärke herausgewaschen und im aufgelösten Zustand in einem Trog gesammelt. Nach geraumer Zeit setzt sich die Stärke am Boden ab, das überschüssige Wasser wird abgeschöpft, und zurück bleibt eine Art Sagomehl, das zuerst am Feuer getrocknet und später zu Fladen verbacken wird.

Auf unserem Weg flußabwärts kommen wir an vielen „Sagowäschereien“ vorbei, selten wird hier länger als bis zu Mittag gearbeitet. Wenn die Sonne senkrecht am Himmel steht und ihre Strahlen unerbittlich herunterfallen, ziehen es die Menschen vor, sich im Schatten ihrer Häuser aufzuhalten.

Nur wir Fremden sind dumm genug, in der größten Hitze zu paddeln. Doch an diesem Tag sind wir beileibe nicht die einzigen; es ist Markt am mittleren Sepik, und

am Fluß geht es deshalb hoch her. Schnittige, motorbetriebene Einbäume rauschen vorbei, ganze Familien sind mit ihren Kanus unterwegs, meistens aber treffen wir Frauen in ihren typischen kleinen Booten. Sie sitzen mit geradem Rücken im Heck, vorne hockt oft ein nacktes, kleines Kind, dazwischen liegen aufgeschichtet einige Sagomehlbrocken.

Bald sind wir mitten in einer Gruppe heimkehrender Sepik-Leute. An ihren erstaunten Gesichtern ist abzulesen, welche Seltenheit der Anblick zweier Weißer sein muß, die, wie sie selbst, ihr Kanu selbst bedienen.

Wir haben große Mühe, mit dem Tempo der Eingeborenen Schritt zu halten, und das, obwohl in ihren Booten zumeist nur eine Person, noch dazu eine Frau, paddelt. Zu unserer Verwunderung steuern sie einen einsamen Anlegeplatz an, befestigen die Einbäume am Uferdamm und machen sich daran, die eingehandelten Waren zu entladen. Mit Sicherheit wären wir hier vorbeigefahren, hätten die Leute uns nicht aufgefordert, an dieser Stelle die Fahrt zu unterbrechen und ihr Dorf zu besuchen. Palimbei, so heißt das Dorf, liegt nämlich nicht am Sepik-Ufer, sondern fast zwei Kilometer entfernt, mitten im Sumpfgebiet. Der Weg führt durch eine ebene, offene Landschaft; nur an manchen Stellen ragen abgegrenzte trockene Flecken aus den Sümpfen, das sind die einzigen bewohnbaren Stellen weit und breit. Auf einigen sind Felder angelegt, auf ihnen werden Süßkartoffeln und Taro gezogen; dazwischen stehen vereinzelt Baumgruppen. Das Dorf selbst säumt ein dichter Wald, dahinter heben sich die Häuser markant vom monotonen Grün der Umgebung ab.

Eine zweihundert Meter lange und ziemlich breite Allee ist der Mittelpunkt des Dorfes – der Zeremonialplatz –, an dessen oberem wie auch unterem Ende ein Geisterhaus steht. Zu beiden Seiten schließen Häuserreihen an, die je eine Verwandtengruppe beherbergen. Wie allerorts am Sepik sind auch hier die Hütten auf Pfählen gebaut; bis zu drei Meter liegt der Wohnboden über der Erde. Einige Häuser haben eine kleine Terrasse, sie dienen den Hausbewohnern als Aufenthaltsort im Freien während der langen Monate des Hochwassers. Zu der Zeit können keine Felder bewirtschaftet werden, die Menschen sind vorwiegend auf ihre Sagovorräte angewiesen. Allein die Kokospalmen, die auf künstlichen Erdhügeln gepflanzt werden, können die jährlichen Überschwemmungen unbeschadet überstehen.

Palimbei ist ein sterbendes Dorf; an allen Ecken und Enden sieht man verfallene Hütten, immer mehr Menschen wandern ab, verlassen ihr Dorf wie ein sinkendes Schiff. Fragt man, wohin sie gehen, dann heißt es: nach Wewak oder Port Moresby; und das ist die große weite Welt. Es gibt natürlich auch welche, die wieder zurückkommen, aber das sind eher die Ausnahmen.

Eines Morgens, wir wollen gerade das Nachbardorf Malingei besuchen, sehen wir ihn zum ersten Mal. Er muß wohl schon längere Zeit gewartet haben, denn als wir aus der Hütte treten, überschüttet er uns mit einem Wortschwall, woraus wir entnehmen, daß er mit uns ins Geschäft kommen will. Paul, so heißt unser neuer Bekannter, überredet uns tatsächlich, anstatt nach Malingei zu gehen, ihm in sein Dorf Abusatngei zu folgen. Es ist, wie wir später erfahren, eine Splittersiedlung von Palimbei und liegt ein Stück flußaufwärts, direkt am Ufer des Sepik.

Was eine gute Sepik-Frau ist

Den einstündigen Fußmarsch benutzt er gleich, um uns mit seiner Lebensgeschichte vertraut zu machen. Wir erfahren von der Zeit, als er, noch ein halbes Kind, seine Familie verließ, um nach Wewak, in die Stadt, zu ziehen, wie es damals viele andere Dorfjungen seines Alters taten. Am Anfang war es schwierig, in der Stadt zu leben; vieles war so ganz anders als in seinem Dorf; in dieser Zeit hielt er sich mit schlechtbezahlten Gelegenheitsjobs über Wasser. Die „Durststrecke“ nahm ein jähes Ende, als das Land seine Unabhängigkeit erhielt. Plötzlich ergaben sich ungeahnte Möglichkeiten, denn der junge Staat brauchte zur Bewältigung neuer Aufgaben eine Vielzahl fähiger Menschen. Paul nützte die Gunst der Stunde und trat in den Dienst der Verwaltung ein. So verging Jahr um Jahr, mit fortschreitender Zeit wurde er der Arbeit überdrüssig und sehnte sich immer mehr nach dem Leben in seinem Heimatdorf am Sepik.

Hin und hergerissen zwischen den zwei Welten entschloß er sich, die gute Stellung aufzugeben und mit dem gesparten Geld zu seiner Sippe zurückzukehren. Es war auch an der Zeit, zu heiraten, eine Familie zu gründen, um seinen vorgesehenen Platz in der Gemeinschaft einnehmen zu können. Von Anfang an war es beschlossene Sache, daß er sich sein Mädchen am Sepik suchen würde, denn in der Stadt war der Brautpreis in astronomische Höhen geklettert, so daß er all seine Ersparnisse hätte aufwenden müssen. Noch dazu für ein Mädchen, wie er betont, das ihn nicht einmal ernähren könnte. „In den Dörfern am Sepik dagegen gibt es gute Frauen; hier verstehen es die Mädchen noch, wie man Sago gewinnt, Taro und Yams pflanzt oder mit Erfolg im Fluß angelt.“ Der ungebrochenen Tradition seiner Väter folgend, wählte er den Ehepartner außerhalb seines eigenen Klans. Bei den Jatmul ist es nicht üblich, eine Frau zu kaufen; es gibt keinen Brautpreis, der in irgendeiner Form eine äquivalente Gegenleistung darstellt; der zukünftige Ehemann überreicht der Familie des Mädchens lediglich ein paar symbolische Geschenke, die jedoch ihrer bargeldlosen Tauschwirtschaft entsprechen. Schmuck und Gebrauchsgegenstände sind solche traditionellen Heiratsgaben, die der Bräutigam mit Hilfe seiner Verwandten aufbringt.

Unserem Paul blieb also sein Geld übrig, und das gedachte er nicht, wie die anderen es taten, als rituelles Tauschmittel anstelle der früher verwendeten Muscheln „unproduktiv“ zirkulieren zu lassen, sondern er beschloß, es in ein Unternehmen zu investieren. Bald darauf betrieb er den ersten Kaufladen seiner Umgebung. Daß davon heute nur noch eine verfallene Hütte zeugt, lag sicher nicht an Pauls kaufmännischen Fähigkeiten, auch nicht an mangelndem Kundeninteresse, sondern einfach an dem Umstand, daß seine Stammesbrüder zwar bereit waren, die fremden Güter zu erwerben, aber nur im Tausch gegen herkömmliche Gebrauchsgüter. Seine Klanangehörigen bedienten sich gleich selbst aus den vollen Regalen, als „Bezahlung“ erhielt er Fisch oder Sago!

Man kann sich unschwer vorstellen, wie lange es dauerte, bis der gute Mann vor den leeren Regalen und, was noch schwerer wog, hinter der leeren Kasse stand. Doch Pauls Tatendrang blieb ungebrochen. In kürzester Zeit stampfte er ein neues Unternehmen aus dem Boden, nur mit dem einen Unterschied: er bemühte sich diesmal, so viele Verwandte wie möglich daran zu beteiligen.

Nun stehen wir davor; es erscheint wie ein „schwarzes Schaf“ inmitten schmaler,

mit Krokodilköpfen verzierter Einbäume: sein funkelnagelneues Aluminiumboot mit Außenbordmotor, einzige und unabdingbare Voraussetzung für Pauls Transportunternehmen. Der Motor ist Eigentum des Vaters, das Boot gehört der Sippe seiner Mutter, Ruder und Benzinkanister hat er selbst beigesteuert. Beim Anblick des glitzernden Bootes gerät Paul unweigerlich ins Schwärmen, mit ausladenden Gesten schildert er uns dessen Vorzüge den alten Kanus gegenüber. Zum Beweis würde er ja nur zu gerne eine Probefahrt mit uns machen, wenn es nur dieses kleine Problem nicht gäbe. Das kleine Problem, wie er es nennt, ist schlicht und einfach die Tatsache, daß sich in den Tanks kein einziger Tropfen Benzin befindet. Es läßt den Wert seines Motorbootes weit unter jenen geschnitzter Einbäume sinken. Wegen dieses kleinen Problems sind wir hier. Kein Zweifel, wem die Rolle zuge-dacht ist, das erforderliche Benzin zu kaufen; wir sind auserkoren, die ersten zahlenden Fahrgäste zu sein. Unsere Argumente, wir besäßen ohnehin ein Kanu, mit dem wir auch ohne Motor gut vorankämen, wischt er einfach mit dem Satz weg: „Einbäume sind etwas für Frauen; ein Mann dagegen fährt heutzutage mit dem Motorboot.“

Er sieht darin auch keinen Widerspruch, als er kurze Zeit später selbst in den geschmähnten Einbaum steigt, um in einem Nachbardorf Benzin zu holen. Schon bald nach seiner Rückkehr geht die Fahrt los. Um es gleich vorwegzunehmen, wir haben sie nicht bereut! Ganz beiläufig erfahren wir auch das Ziel der Flußtour: Aibom am Tor zum Chambri-See.

Davor besuchen wir noch einen Wohnplatz der Sawos. Pauls Geschäftstüchtigkeit ist wirklich phänomenal, denn damit will er unseren Aufenthalt in Aibom bezahlen und Töpferwaren einhandeln. Mit einigen Sagomehlbrocken an Bord geht's wieder flußabwärts, bis rechter Hand ein schmaler, von mannshohem Schilf verdeckter Kanal auftaucht, die Verbindung zwischen Sepik und dem Chambri-See. Der Wasserlauf heißt Kumalio, ein kohlschwarzes, kaum zehn Meter breites Rinnsal, das auf seinem Weg vom Chambri-See zum mittleren Sepik direkt am südlichen Dorfteil von Aibom vorbei führt. Die Fahrt ist äußerst reizvoll, zu beiden Seiten verneigen sich die Schilfhalme, wenn sie in unsere Wellen geraten. Fischadler sitzen auf dürren Bäumen, weiße Silberreiher, die vom Ufer aus nach Fischen äugen, ergreifen die Flucht und fliegen vor uns her. Zur Regenzeit kehrt sich die Strömung um, dann treten die Wassermassen des Sepik über die Ufer und füllen Sümpfe und Kanäle. Im ersten Augenblick unterscheidet sich Aibom kaum von anderen Sepik-Dörfern; auch hier stehen die Häuser auf Pfählen, nur die flachen Sümpfe rundherum fehlen; Aibom liegt am Fuße eines Berges.

Bei unserer Ankunft ist die männliche Dorfbevölkerung gerade am Fußballplatz, wo unter großer Begeisterung das Spiel zweier Klans gegeneinander in Szene geht. Die Frauen scheint die neu importierte Sportart wenig zu beeindrucken, die meisten sitzen im Schatten ihrer Hütten und gehen dem wichtigsten Handwerk des Dorfes nach: der Töpferei. Hier stehen wir am Ursprung all der Tonwaren, die wir auf unserer Flußfahrt in allen Dörfern in Gebrauch sahen. Den Ton dazu findet man an vielen Stellen am Abhang des Aibomberges; zur Erzielung des bestmöglichen Ausgangsmaterials werden verschiedene Tonarten miteinander vermischt. Die Herstellung erfolgt mit einfachsten Hilfsmitteln, ohne Töpferscheibe; dabei

Im Einbaum unterwegs

beeindruckt immer wieder das sichere Formgefühl der Frauen beim Modellieren. Alle Gegenstände werden mit plastischen Gesichtern verziert und anschließend bemalt. Sie stellen Buschgeister, Schweine- und Vogelgesichter dar. Das eigentümlichste Erzeugnis ist die Feuerschale, in ihrer Funktion als Herd fehlt sie in keinem Haushalt.

Infolge der Monopolstellung Aiboms als einziges Töpferdorf am Sepik findet man seine Erzeugnisse am ganzen Mittel-Sepik von Tambunum bis Ambunti. Die Existenz des Dorfes ist weitgehend von der Tonwarenproduktion abhängig; der größte Teil des zur Ernährung wichtigen Sago wird durch den Handel mit Töpfereierzeugnissen beschafft. Daher ist es für eine Frau aus Aibom in erster Linie notwendig, gut töpfern zu können. Die Tauschmärkte finden wöchentlich statt. Eine kleine Splittersiedlung namens Malinsawa, die im Grassumpf zwischen Sepik und Chambri-See liegt, ist der Marktplatz. Hierher bringen die Aibom-Frauen ihre Tonwaren und Betelfrüchte, ihre Tauschpartnerinnen aus Malingei und Palimbei erscheinen mit Sagomehlbrocken, die sie zuvor im nördlichen Wald gegen Fisch eingetauscht haben. Nur zur Hochwasserzeit, wenn die Grassümpfe völlig überflutet sind, wird der Markt in Aibom selbst abgehalten.

Paul, unser Goldstück, bringt uns für die kommende Nacht in einem leerstehenden Pfahlbau unter. Zum Abendessen gibt es zum x-ten Mal geräucherten Fisch, dazu gönnen wir uns noch den letzten Rest des mitgebrachten Brotes, das mittlerweile schon von einer ganzen Ameisenkolonie bewohnt wird. Es schmeckt uns trotzdem. Am nächsten Morgen geht Paul seinen Geschäften nach. Uns kann es nur recht sein, denn wir wollen den Tag für einen Ausflug zum Chambri-See nutzen. Ein geeignetes Fortbewegungsmittel ist bald organisiert, nur scheint man im Dorf kein großes Vertrauen zu unseren Fahrkünsten zu haben. Sie leihen uns den Einbaum nur unter der Bedingung, daß zwei Eingeborene ihn bedienen. Widerwillig sind wir damit einverstanden. Als wir zum Ufer des Kumalio kommen, werden wir bereits von zwei Burschen im startbereiten Kanu erwartet. Jetzt verstehen wir auch die Maßnahme des Bootsbesitzers, uns nicht allein fahren zu lassen, denn hier ist es nicht üblich, sitzend zu paddeln, sondern der Einbaum wird im Stehen mittels langer Stangen vorangetrieben. Diese Technik erfordert ungefähr das Balancevermögen eines Seiltänzers und hätte in unserem Fall mit Sicherheit zu einem unfreiwilligen Bad und aus der Sicht der Eingeborenen zu einem Verlust des Einbaums geführt.

Mit den beiden haben wir das große Los gezogen. Wie von Geisterhand geleitet, schwebt das Kanu dahin. Endlich finden wir wieder genügend Zeit zum stillen Betrachten, kein lautes Motorengeräusch stört die Ruhe, nur ein leises Plätschern beim Eintauchen der Stangen ist zu hören.

Einer der Jungen flüstert mir zu, daß wir nun in einem Gewässer seien, wo es viele Krokodile gebe, und wenn wir welche sehen wollten, dann sollten wir uns ruhig verhalten. Ich messe dem keine große Bedeutung bei. Wie oft habe ich Eingeborene in den Dörfern über abenteuerliche Krokodiljagden erzählen gehört! Auch sah ich hier und da ein paar Häute liegen und mußte deshalb wohl annehmen, daß es am Sepik Krokodile gibt; aber gesehen hatte ich bislang noch keines. Daher kümmerte ich mich auch wenig um die warnenden Worte der Eingeborenen, keinesfalls

im Fluß zu baden. Nur gestern abend war es anders. Als ich zum Fluß ging, um die gewohnte allabendliche Runde zu schwimmen, versuchten mich die Dorfbewohner mit geradezu beschwörenden Worten davon abzubringen. Ich wollte es zwar nicht einsehen, und mehr aus Höflichkeit den Gastgebern gegenüber als um meine Sicherheit besorgt, verzichtete ich auf das liebgewordene Vergnügen. Wie begründet die Sorge wirklich war, sollte ich erst an diesem Tag erkennen.

Aibom ist kaum unseren Blicken entschwunden; wir folgen gerade einer scharfen Flußwindung, als einer der Jungen aufgeregt „Puk-puk“, Krokodil, schreit. Vorderhand sehe ich natürlich nichts, erst als wir gefährlich nahe herankommen und die Papua-Jungen unentwegt darauf hinzeigen, erkenne ich es.

Man könnte es für ein Stück Treibholz halten, nur ein kleiner Teil des Kopfes, die Nasenlöcher und Augen ragen aus dem Wasser. Während wir uns vorsichtig nähern, denn der Wasserlauf ist zu schmal, um ausweichen zu können, beobachtet es uns unbeweglich. Aber sobald wir nur noch zehn Meter entfernt sind, taucht es hastig unter. Eine rasche Schwanzbewegung – aufspritzendes Wasser –, und schon ist es verschwunden. Gespannt warten wir, bis es wieder auftaucht. Uns interessiert vor allem, wo es an die Oberfläche kommt, denn es ist alles andere als ermutigend, in einem drei Meter langen wackeligen Einbaum zu sitzen, während in unmittelbarer Nähe vielleicht ein fünf Meter langes Krokodil auf Tauchstation lauert. Wir warten vergebens. Wahrscheinlich ist es irgendwo am verwachsenen Ufer aufgetaucht, wo es für uns nicht sichtbar ist. Trotzdem beschleicht mich ein mulmiges Gefühl. „Puk-puk Pikaninni“, es ist nur ein kleines Krokodil, beruhigt mich einer der Jungen, der meine Gedanken zu erraten scheint. Die Eingeborenen sind nämlich imstande, die Größe eines Krokodils an den Augen abzuschätzen.

Das bleibt auch die einzige Begegnung mit einem relativ kleinen Krokodil. Alle anderen Vertreter ihrer Art, die wir im Laufe des Tages noch zu Gesicht bekommen, sind um einiges größer. Das erkennen sogar wir als Laien, zwar nicht an den Augen des Krokodils, aber an den angsterfüllten Gesichtern der beiden Papuas und ihren verzweifelten Anstrengungen, die Fahrt des Kanus zu beschleunigen. Es ist kein Zufall, daß wir zumeist großen Krokodilen begegnen, denn diese sind heute geschützt. Exemplare von über zwei Meter Länge dürfen nicht gejagt werden. Die Betreffenden scheinen sich dessen bewußt zu sein, sie wagen sich immer näher an die Dörfer heran und bedienen sich mit Vorliebe an den ausgelegten Fischreusen. Der Krokodilfang ist dennoch eine große Einnahmequelle für die Sepik-Leute. Gefangen werden nur Puk-Puk Pikaninnis. Pikaninni ist die Pidginbezeichnung für Kinder. Das Einfangen der jungen Krokodile ist undramatisch, wenn auch gefährlich. Es geschieht vom Boot aus, das man so weit wie möglich in die Sümpfe und Mangroven hinein manövriert, oder zu Fuß. Die Eingeborenen behaupten nämlich, ein Krokodil würde nicht zubeißen, wenn man im Sumpf wadet, aber für die Richtigkeit dieser Theorie würde ich nicht die Hand ins Feuer legen. Der Fänger begibt sich mit Stock und Taschenlampe bewaffnet auf die Suche nach Puk-Puks. Den Stock braucht er, um eventuell größere Krokodile zu verscheuchen, und die Lampe ist sein wichtigstes Fanggerät. Mit dem starken Lichtkegel sucht er die Umgebung ab. Trifft er auf ein Krokodil, dann reflektiert dessen Auge das Licht hellrot. Das Tier ist durch den Lichtstrahl geblendet und verharret regungslos, bis der

Das Schicksal der Puk-Puk-Pikaninnis

Fänger es ohne Mühe aufließt. Die nur wenige Monate alten Puk-Puks werden dann an Krokodilfarmen verkauft, wo sie in fürchterlicher Enge, in Bassins, gehalten werden, bis sie eine passende Größe erreicht haben und es sich lohnt, ihnen die Haut abzuziehen. Bei lebendigem Leib zieht man dem Krokodil die Haut ab, eine Tierquälerei, die mit dem haarsträubenden Argument begründet wird, daß die Haut eines toten Krokodils matt und farblos wirke!

Das Endprodukt kennen wir alle: „Krokodile“ in Form von Taschen, Schuhen und Geldbörsen als begehrte Luxusartikel in den Schaufenstern der Geschäfte unserer mondänen Welt. Vielleicht würde so mancher auf das kokodillederne Prestigeobjekt verzichten, würde er den Weg der Krokodiljungen von dem Augenblick an, wo sie gefangen werden, bis dorthin, wo ihr Leder eine Damenhandtasche ziert, kennen.

Während ich den trüben Gedanken über das traurige Schicksal der Puk-Puk-Pikaninnis nachhänge, ist es mir entgangen, daß wir bereits den engen Kanal verlassen haben und einem offenen See zusteuern. Norberts Ausrufe der Begeisterung bringen mich wieder in die Gegenwart zurück. Der Chambri-See liegt vor uns. „See“ ist nicht der richtige Ausdruck; es müßte vielmehr Chambri-Wiese heißen. Denn überall stößt Gras und Schilf durch die kaum zwei Meter tiefe Wasserfläche, so daß wahrhaftig der Eindruck entsteht, man würde über eine Wiese fahren. Aber die Wiese blüht; hunderttausende Seerosen mit schneeweißen und roten Blüten bilden einen bunten Teppich, und unser Einbaum mit dem Krokodilkopf vorne drangeleitet über die schirmgroßen Blätter und schiebt die Blüten zur Seite. An diesem Wunder liegt Chambri!

Ein kurzer Spaziergang durchs Dorf endet im Geisterhaus. Es gleicht jenen, die wir schon in anderen Dörfern gesehen haben. Nur der Innenraum zeigt Eigenheiten; er ist in zwei Etagen unterteilt, und zu beiden Seiten sind erhöhte Böden angebracht. Sie ermöglichen es, daß man sich auch zur Hochwasserzeit trockenen Fußes im Zeremonialhaus aufhalten kann. Jetzt, während der Trockenzeit, sind sie voll beladen mit Schnitzereien, die wie auf Regalen zum Kauf angeboten werden. Chambri hat einen ganz eigenwilligen Kunststil. Masken, Zierbretter und Aufhängehaken sind allesamt mit schwarzer Grundfarbe bemalt, schwarz wie das Wasser des Chambri-Sees; nur die Verzierungen und Ornamente sind in den Konturen weiß. Auch die Sprache ist hier eine andere, nicht mehr der Sprache der Jatmul zugehörig, die am gesamten mittleren Sepik gesprochen wird.

Unser Aufenthalt in Chambri ist für meine Begriffe viel zu kurz, aber unsere beiden Begleiter drängen vehement zum Aufbruch, denn sie wollen unter allen Umständen noch vor Anbruch der Dunkelheit wieder in Aibom sein. Dementsprechend legen sich die beiden ins Zeug, und tatsächlich erreichen wir noch vor Beginn der Dämmerung, noch vor dem allabendlichen Moskitouberfall, das Dorf. Am nächsten Morgen heißt es auch von Aibom Abschied nehmen, mit Feuerschalen und Töpfen beladen treten wir die Rückfahrt nach Palimbei an.

Wir haben bereits den größten Teil des Weges zurückgelegt und sind nicht mehr weit vom Hauptstrom entfernt, als es passiert. Das Motorengeräusch wird plötzlich unrhythmisch, ein letztes Tuckern und dann ist es vollends still. Paul schimpft wie ein Rohrspatz und fingert fieberhaft am Motor herum, um ihn wieder in Gang

zu bringen. Ohne Erfolg. Der Motor gibt keinen Laut mehr von sich. Ein routinemäßiger Blick in den Tank macht alle weiteren Bemühungen sinnlos; wir haben keinen Tropfen Benzin mehr. Ein kleiner Fehler in Pauls Berechnungen vom voraussichtlichen Treibstoffverbrauch ist die Ursache.

Das Boot paßt sich der Fließgeschwindigkeit des Wassers an, und wir treiben langsam flußabwärts. Nur unser Ziel, Palimbei, liegt ein gutes Stück flußaufwärts und damit in unerreichbarer Ferne. Denn das breite, bauchige Aluminiumboot mit Außenbordmotor gegen die Strömung voranzubringen, versuchen wir erst gar nicht, das ist schon flußabwärts eine Sisyphosarbeit. Das schweißtreibende Vergnügen teilen wir uns brüderlich, während zwei die Stechpaddel bedienen, kann sich einer ausrasten. Auf diese Weise kommen wir doch noch zu unserer geplanten Paddeltour.

Das nächstgelegene Dorf flußabwärts, das wir gegen Abend erreichen, ist Kamina-bit. Hier gibt es alles, sogar eine Bierkneipe, nur kein Benzin. Die Leute zeigen uns die leeren Fässer. So bleibt uns nichts anderes übrig, als am nächsten Morgen die unfreiwillige Fahrt fortzusetzen. Zu Mittag kommen wir nach Mindibit. Schon von weitem deutet man uns: auch hier gibt es keinen Treibstoff. Erschöpft legen wir die Paddel nieder und lassen uns langsam abwärts treiben.

Der Sepik ist hier unheimlich breit, der Fluß des Wassers dementsprechend langsam. Dazu kommt noch, daß er Unmengen von Wassergras mit sich führt, das sich infolge der geringen Fließgeschwindigkeit verdichtet und stellenweise einen geschlossenen Teppich bildet, der die Fahrt des Bootes hemmt. Schließlich wird unsere Ausdauer belohnt. An einem kleinen Wohnplatz in der Nähe der Einmündung des Karawari in den Sepik erstehen wir aus einem halb verrosteten Faß gerade so viel Benzin, um noch an diesem Tag nach Timbunke zu gelangen.

Für uns ist hier die Flußfahrt zu Ende. Wir beschließen, auf die letzte Teilstrecke nach Angoram zu verzichten und stattdessen von hier aus die Straße zurück nach Wewak zu benutzen. Die „Straße“, übrigens eine letzter Ordnung, soll es erst seit kurzer Zeit geben. Als wir erfahren, daß die Dorfbewohner in den nächsten Tagen einen Fischtransport nach Wewak organisieren wollen, hängt der Himmel für uns voller Geigen, denn damit ist das Problem des Fortbewegungsmittels auch gelöst. Noch an diesem Nachmittag müssen wir uns schweren Herzens von Paul trennen, der es bereits eilig hat, um seine weiteren geschäftlichen Termine nicht zu versäumen. Gemeinsam besorgen wir noch den notwendigen Treibstoff für die Heimfahrt, die Menge hat Paul selbst bestimmt. Ich hoffe nur, er hat bedacht, daß die Fahrt flußaufwärts, also gegen die Strömung, führt. Ob dies der Fall war, entzieht sich allerdings meiner Kenntnis.

Die Moskitoplage ist in Timbunke viel geringer, als wir sie bisher erlebten, daher wagen wir es, zur Abwechslung wieder einmal im Zelt zu schlafen. Es ist sogar möglich, die Zeit der Dämmerung im Freien zu verbringen. Ich sitze am Flußufer und genieße zum erstenmal das Schauspiel des Sonnenunterganges am Sepik. Als große rote Scheibe spiegelt sich die Sonne in den braunen Fluten, bevor sie vollends hinter den Kokospalmen verschwindet. Der Abendhimmel färbt sich für kurze Zeit dunkelrot, aber wie überall in den Tropen zieht die Nacht rasch herauf und legt sich über die Dämmerung. Ich bleibe noch lange sitzen und lasse die Ereignisse

Mugang-Poesie

und Eindrücke der letzten Wochen noch einmal vorbeiziehen. Es waren Momentaufnahmen aus einer sich rasch wandelnden Welt. Augenblicke im gegenwärtigen Leben der Sepik-Leute, die sich von den Traditionen der Väter gelöst haben, um in eine neue, wie sie meinen, bessere Welt aufzubrechen. „Mit Vollgas aus der Steinzeit“, könnte ihr Motto sein.

Dieser Weg aber birgt auch Gefahren und kostet seinen Preis. Sie begeben sich auf unbekanntes Terrain, in das ihre althergebrachten Verhaltensmuster und Wertvorstellungen nicht mehr passen und die Ratschläge ihrer Mythen nicht mehr funktionieren. Das neue Leben bringt vor allem eine Objektivierung des Daseins mit sich, eine Auflösung der strengen Sippen- und Dorfgemeinschaften und noch nie gekannte Bedürfnisse, die es zu befriedigen gilt.

Vielen jungen Intellektuellen des Landes ist diese Entwicklung bewußt. In seinem Gedicht „Paradies im Wandel“ artikuliert der Papua-Dichter Mugareo Mugang die Gefühle vieler seiner Brüder. Es spiegelt die Zerrissenheit des Menschen wider in einer Zeit des Umbruchs und einer sich rasch ändernden Umwelt, ihre vagen Vorstellungen vom zukünftigen Fortschritt und ihre täuschenden Träume.

Niugini ist das Paradies,
Das Paradies ist Niugini,
Niugini war der Himmel
Und ist das Ja und das Nein.

Morgens. Niugini war paradiesisch,
Und wanderte ich im frühen Dämmern,
Grüßten mich süße Engelslieder
Aus den Wipfeln der Bäume.

„Ob dies wohl Engel sind, die dort singen?“
Man hörte die Christnachtglocken klingen
Und in der Ferne das Echo.

Ja, es waren die Engel Niuginis, die ihren Jubel
Immer wieder erschallen ließen.
Das alte Paradies. Unser Gott hatte dich
Uns zum Geschenk gemacht.

Unser Gott gab uns das alte Paradies:
Die Heimat der Tolai, Chimbu, Kerema
Und der Sileman;
Die Heimat der Baumwipfelengel,
Die Heimat aller Verlorenen.
Es war süß, es war jung und es war grün.

Flußfahrt am Sepik

Heute. Niugini ist kein Paradies mehr.
Niugini ist braun. Verloren ist all seine Schönheit,
Niugini verlor alle jungen Männer,
Denn brauner Boden kann sie nicht halten.

Die Chimbu, Papua, Niugini und Tolai,
Die Kerema, Kuku-kuku, Sileman,
Man sieht keinen mehr in seinem Paradies.

Keiner genießt mehr das alte Paradies.
Warum habt ihr eure Mutter alle verlassen?
Bewahrt euer Paradies,
Denn Gott hat es euch einst geschenkt.

Die „Mastas“ kamen und haben das Paradies verändert,
Die „Manki mastas“ und „Kago bois“.
Das Paradies ist verschwunden.
„Haus Lotus“ hat unsere Götter verjagt.
„Mastas“ und „Haus Lotus“ haben
Das Paradies gemordet und seine Schönheit vernichtet.

Ich bitte die „Mastas“, vorsichtig zu sein,
Ich bitte die Missionare, etwas für mein Paradies zu tun;
Ich kann jetzt kein Chimbu, Papua,
Kein Pindu, Sepik und Tolai mehr sein.

Es weint meine Mutter,
Hört ihr nicht, wie ihre Tränen fallen:
Meine verlorenen Söhne und Töchter,
Kommt in euer Paradies zurück.

Doch ich bin nur ein einfacher Niugini-Mann,
Ein Niugini-Mann, der sich verändert.
Ich bin ein Niemand,
Ich bin verloren im Paradies, das sich wandelt.

Dahin ist das Paradies von gestern,
Und das Morgen läßt nicht auf sich warten.
Ihr werdet bedrängt, Blumenengel von einst, und auch ich
Kann nicht dem Wandel entgehen;
Doch ich will immer ein alter
Paradies-Niugini-Mann sein.

(Übersetzt aus dem Englischen von Dr. F. Weidner)

Shangri-La

Es ist ein klarer, wundervoller Morgen. Wir können mit unserer kleinen Cessna-Maschine leicht von der Landungspiste des Flugplatzes Sentani hochkommen, denn außer dem Piloten, Ed Robinson, meinem Kameraden Fritz und mir sind keine Personen an Bord, und unser Gepäck ist kaum mehr als vierzig Kilogramm schwer. In einer langgezogenen Schleife schraubt sich das Flugzeug hoch. Wir fliegen über den Sentani-See hinweg. Ein paar Papuas sind mit ihren Einbäumen schon in aller Hergottsfrüh zum Fischen hinausgefahren, und sie liegen ruhig auf der spiegelglatten Oberfläche des riesigen Binnensees. Traurige Wellblechhütten säumen überall die Buchten, und dahinter erstrecken sich sanfte, kahle Hügel. Nun dreht Ed die Maschine ab, er hält geradewegs auf eine Bergkette zu, die wie eine unüberwindliche Mauer unseren Weg versperrt. Fast senkrecht fallen die letzten Ausläufer des Zentralgebirges zur Küstenebene ab, dahinter türmen sich noch höhere Gipfel auf, an denen sich hartnäckig einzelne Nebelschwaden halten. Unsere Maschine scheint unvermeidlich mit der Barriere kollidieren zu müssen; mir stockt der Atem, aber im letzten Augenblick zieht der Pilot die Maschine hoch und läßt sie gefährlich niedrig über die Baumwipfel streichen. Ein Schwarm weißer Kakadus fliegt erschreckt auf, um im nächsten Augenblick wieder in den Baumkronen zu verschwinden. Soweit das Auge reicht, ist ein Gewirr von schroffen, steilen Gebirgskämmen zu sehen, zerfurcht und zerrissen von gewundenen Tälern, in deren tiefsten Stellen sich Flüsse hindurchzwängen. Nur ab und zu sind an den Berghängen kleine Rodungen auszumachen, sie bleiben die einzigen Anzeichen menschlicher Aktivität, die aus der Luft erkennbar sind. Aber genauso abrupt wie sich das Gebirge aus der Küstenebene erhob, bricht es völlig unerwartet wieder ab und macht einer unermeßlich weiten, grünen Ebene Platz. Wir überfliegen nun den östlichen Teil der großen Seenplatte, ein Sumpftiefland, das ringsum von 3000 m hohen Bergen umgeben ist. Mächtige Flüsse, allen voran der Idenburg und Memberamo, mäandern durch die Sümpfe, zu beiden Seiten abgetrennte Arme und kleine Tümpel zurücklassend. Unzählige kleine Seen blitzen silbern auf, als wir mit unserer Cessna darüber hinwegfliegen.

Ich bin jedesmal wieder von neuem überrascht, wieviel Urwald es hier gibt. Alles scheint mit einem Teppich aus verschiedenen Grüntönen bedeckt zu sein, in dem die vorherrschende Schattierung ein Dunkelgrün ist, das die Ausdehnung des Urwaldes deutlich macht. Wie sich ein Seemann auf dem Meer nur von Wasser umgeben sieht, zeigt der Blick über die Berge und Ebenen Neuguineas nichts als Wald: das ununterbrochene, bis zum Horizont reichende Grün des Regenwaldes.

Hier gibt es nur zwei Fortbewegungsmittel: mit dem Flugzeug oder zu Fuß auf Eingeborenenpfaden durch den Dschungel. Es ist schon erstaunlich, wie schnell man heute ein Gebiet überfliegt, für dessen Durchquerung man zu Fuß Tage benötigen würde. Wer nur von Airstrip zu Airstrip fliegt, wird zwar einen allgemeinen Überblick über die Landschaften gewinnen, aber er wird das Land nicht wirklich ken-

nenlernen, denn dazu muß man diese grandiose Wildnis hautnah erleben und mit eigener Muskelkraft erkunden. Die Seenplatte ist so ein Gebiet, das zu durchforschen mein größter Wunsch wäre. Die träge dahinfließenden Flüsse und die enormen Sümpfe lassen den Einsatz von Booten angeraten erscheinen. Erst am südlichen Rand wird das Gelände wieder bergiger. Das Zentralgebirge mit seinen eisbedeckten Gipfeln tritt an die Stelle des Tieflandes. Hier ist wieder mit gut begangenen Eingeborenenpfaden zu rechnen, denn dort liegt auch das sagenhafte Jälime, eine Art Steinbruch, der den Berg-Papuas seit Menschengedenken als Steinquelle dient.

Aus der Luft macht die Seenplatte den Eindruck eines menschenfeindlichen und weglosen Landes. Das täuscht, denn zwischen der Küste und dem zentralen Bergland gibt es etliche Eingeborenenpfade. Trotz der scheinbar so abweisenden Landesnatur ist es der Lebensraum zahlreicher Stämme. Nur sind ihre Wohnplätze vom Flugzeug nicht zu erkennen; sie liegen unter dem Urwalddach, wie in einem Tunnel verborgen. Die Abhängigkeit von der Sagopalme als Nahrungspflanze zwingt ihnen ein nomadenhaftes Dasein auf. Die Menschen können nur so lange an einem Wohnplatz bleiben, solange in dessen Nähe noch genügend Sagopalmen sind; haben sie alle ausgebeutet, müssen sie ihr Dorf auflassen, weiterziehen, und neue Sagogründe suchen.

Gewisse Stammesgruppen fungieren als „Händler“. Sie bringen von der Küste Salz und Muschelschalen in das Bergland südlich des Idenburg und nehmen von dort Paradiesvogelfedern mit zurück. Diese Muschelschalen galten noch bis vor wenigen Jahren als eine Art von Währung und erfuhren erst unter zivilisatorischem Einfluß eine gewisse Entwertung. In früheren Zeiten wurden die Muscheln von Dorf zu Dorf gehandelt; niemand kann sagen, wie lange eine solche Sendung Muschelschalen vom Meer bis zu den entlegenen Wohnplätzen im Landesinneren unterwegs war. Ein Jahr vielleicht. Oder vielleicht zehn Jahre! Über die Eingeborenen im Gebiet der Seenplatte ist noch recht wenig bekannt. Ihre geringe Zahl, das Wanderleben, das sie führen und die Unwirtlichkeit ihres Lebensraumes hat sie vor Einflüssen von außen abgeschirmt. Zwei oder drei Airstrips und ein paar vorge-schobene Missionsbasen sind eingerichtet, sie sollen die umherziehenden Papuas an feste Siedlungen binden und sie möglichst bald mit den Segnungen unserer Zivilisation bekannt machen. Zur Verkündigung des christlichen Glaubens setzen die Missionen Eingeborene des Hochlandes ein, die sich in Missionsschulen durch besonderen Eifer hervorgetan haben und deshalb für die Pionierarbeit am geeignetsten erscheinen. Doch die Praxis zeigt, daß sie das mörderische, feuchtheiße Klima der Niederungen nur schwer ertragen und von Zeit zu Zeit ausgetauscht werden müssen. Daher bleibt ihr Wirkungsradius beschränkt und geht kaum über die unmittelbare Umgebung hinaus. Die meisten der kleinen, in diesem riesigen Terrain umherstreunenden Sippen-gemeinschaften sind bislang nicht erfaßt.

Einer der ersten Stammesgruppen, die man hier entdeckte, waren die sogenannten Nogullo-Pygmäen. Die holländische Forschungs-expedition unter Leitung von Sir Matthew Stirling traf im Jahre 1926 auf die kleinwüchsigen Ureinwohner. Zum größten Erstaunen der Weißen zeigten diese keinerlei Scheu oder Furcht, sondern empfingen die Fremden mit größter Zuvorkommenheit in ihren windschirmartigen

Teure Bräute

Unterkünften. Neugierig betrachten sie die seltsamen Gegenstände und Apparate im Lager der Weißen. Die Männer drücken ihr Erstaunen dadurch aus, daß sie mit den Fingernägeln gegen die Penisfutterale klopfen. Die Frauen jedoch zeigen ihre Verwunderung auf andere Art. Sie stecken den Mittelfinger ihrer Linken in den Mund, während sie mit der anderen Hand ihre Brüste auf- und abwippen lassen. Da es in ihrem Stamm nicht genügend Frauen gibt, ist es für einen Nogullo-Mann nicht leicht, eine Ehepartnerin zu finden. Angebot und Nachfrage bestimmen den Brautpreis, der in Anbetracht des Frauenmangels beträchtlich ist.

Hat ein Mann den Brautpreis einmal entrichtet, so darf er sich noch lange nicht als Bräutigam fühlen, denn nun sind die Verwandten der Frau dazu berechtigt, aus einem bestimmten Abstand mit Pfeilen auf ihn zu schießen. Dann heißt es möglichst rasch zur Seite springen, um zu überleben, sonst ist die Braut auf dem Heiratsmarkt wieder frei, und ein neuer Brautpreis kann kassiert werden.

Das Wetter bleibt an diesem Tag gut, für Neuguinea-Verhältnisse geradezu prächtig, der Flug ist abwechslungsreich und bietet uns immer neue Tiefblicke. Es ist einmal etwas ganz anderes, das Land aus der Vogelperspektive zu betrachten. Am Boden versperren einem die Bäume nach allen Richtungen hin den Ausblick, selbst auf hohen Bergrücken bleibt das Blickfeld stets begrenzt, denn auch dort wächst der Urwald bis in eine Höhe von dreitausendfünfhundert Metern. Nur aus der Luft ist ein guter Überblick möglich. Hier bekommt man auch einen Begriff davon, wie das gebirgige Rückgrat der Insel entstanden ist. Als vor vielen Millionen Jahren die Insel nach Norden driftete und mit dem Inselbogen zusammenstieß, der ihr den Weg versperrte, wurden große Blöcke der Erdkruste kilometerhoch aufgefaltet. Steile, schmale Gebirgskämme und tiefe Täler, die heute einen Fußmarsch so erschweren, sind das Ergebnis dieses Zusammenpralls.

Vom Flugzeug aus entdecke ich auch immer wieder Landschaften, die ich gerne zu Fuß erforschen würde, und ich merke sie mir, um sie später in meine Pläne einzubeziehen.

Wir müssen wohl schon eine gute Stunde unterwegs sein, und meine Aufmerksamkeit ist von der unter uns vorüberziehenden Wildnis so gefangen, daß ich nicht bemerke, wie wir uns den Bergen nähern. Erst als starke Turbulenzen die kleine Maschine erfassen und wir drinnen hin und her geschüttelt werden, richte ich die Blicke wieder auf das Geschehen vor uns. Wir fliegen durch ein schmales, von viertausend Meter hohen Bergen eingeschlossenes Tal, das, zu meinem Entsetzen, an einer bewachsenen Felswand endet.

„Laß uns umkehren“, schreie ich durch den Motorenlärm nach vorne und sehe gleich im nächsten Augenblick ein, wie unsinnig meine Forderung ist.

„Das Tal ist für ein Wendemanöver zu eng“, bestätigt der Pilot seelenruhig, was ich ohnehin schon ahnte. „Aber warum regst du dich auf, wir befinden uns doch auf dem richtigen Weg.“ Tatsächlich hat das Tal auch einen Ausgang, der allerdings aus der Ferne nicht zu erkennen ist. Unmittelbar vor der Felswand biegt es scharf nach Osten hin ab. Wir fliegen nun entlang einer Kalksteinbarriere, bis sich plötzlich und für mich völlig unerwartet eine Öffnung, so etwas wie ein Paß, auftut. Der Pilot ist gerade dabei, die Lücke anzusteuern, als er sich umdreht und zu uns nach hinten ruft: „Dort ist das Pass Valley.“ Der einzige Zugang von Norden

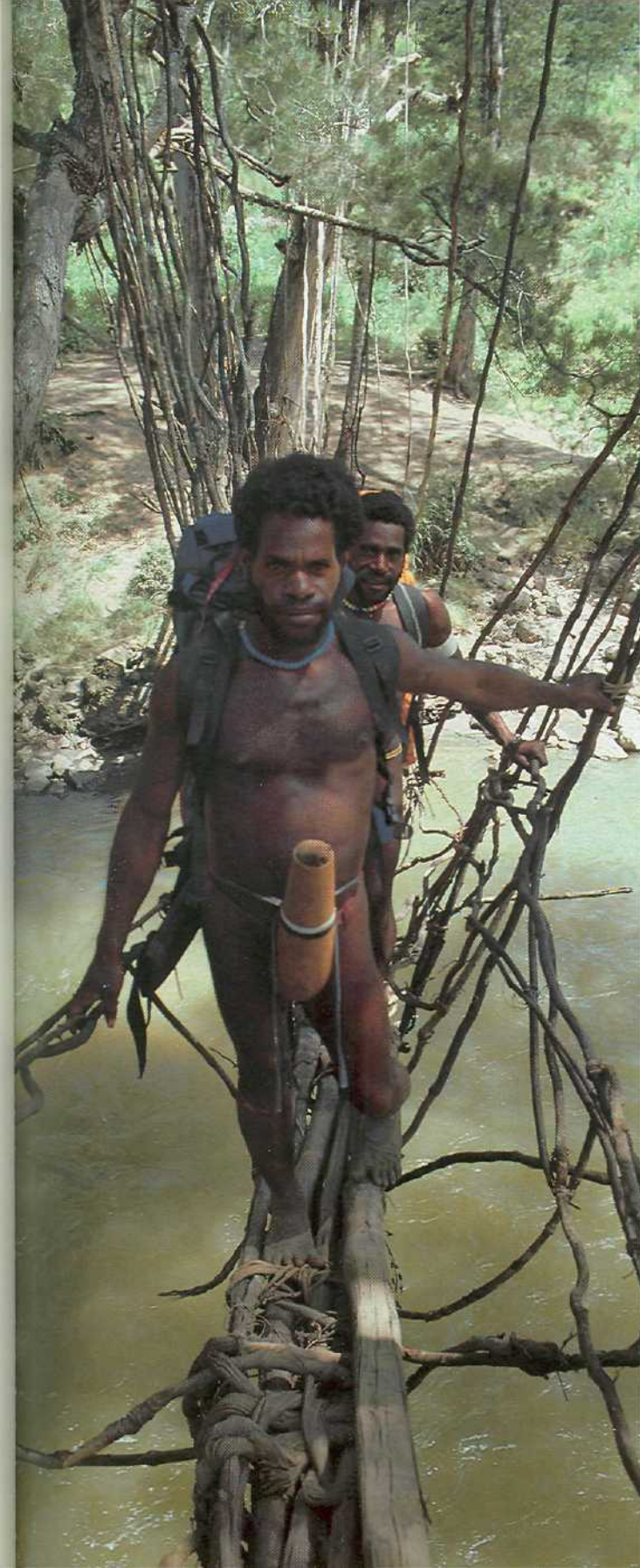
in das Tal, das heute „The Grand Valley of the Baliem“, das Große Baliem-Tal heißt.

Dieser Paß hat schließlich zur Entdeckung des bis dahin verborgenen Tales und seiner Bewohner, der Dani, geführt. Unsere Absicht ist es, dem Pionierflug des Amerikaners Myron J. Grimes zu folgen, der während des Zweiten Weltkrieges, auf der Suche nach möglichen Landeplätzen im Landesinneren, den engen Durchschlupf entdeckte und in das „unbekannte“ Tal flog.

Vielleicht war es ein Tag wie dieser, als Grimes sein Flugzeug in die Schlucht lenkte. Er hatte zwar den Auftrag, nur die Gegend nördlich der Kalksteinbarriere zu erkunden; doch es läßt ihm keine Ruhe, er muß auch untersuchen, wie es am anderen Ende der Schlucht aussieht. Geschickt manövriert er die Maschine zwischen den lotrechten Felswänden hindurch, die zu beiden Seiten himmelhoch aufragen. Nach einer guten Viertelstunde treten die Wände etwas zurück und geben den Blick frei auf ein weites, grünes Tal. Seine Neugier drängt ihn, hinunterzufliegen. Andererseits beunruhigt ihn der Gedanke, wie er durch die Schlucht zurückfinden soll, wenn Regen oder Nebel einsetzt. Aus Erfahrung weiß er, daß sich im Bergland jeden Nachmittag die Schleusen des Himmels öffnen, sich aber schon Stunden vorher die Wolken und Nebelbänke an den Gipfeln und in den Tälern verdichten. Trotzdem nimmt er das Risiko auf sich und steuert die Maschine hinunter in das geheimnisvolle Tal. Während er in geringer Höhe entlang eines mächtigen Flusses fliegt, sieht Grimes bewaffnete Krieger auf hohen Wachtürmen stehen, die drohende Gebärden zu ihm hinauf machen; manche schießen sogar ihre Pfeile in Richtung des Flugzeuges ab. Kleine Dörfer tauchen auf, deren runde Hütten wie Riesenpilze inmitten gepflegter Felder aufragen. Die Muster der weitläufigen Gartenkulturen, die von Steinwällen begrenzt und durch Kanäle bewässert sind, erinnern Major Grimes an das Snake-River-Tal seiner Heimat Idaho. Im letzten Augenblick, ehe der Nebel kommt, findet er die Schlucht wieder und landet kurze Zeit später in Sentani an der Küste.

Sein Bericht findet großen Widerhall, und die Nachricht von der Entdeckung des isolierten Tales mit den nackten Menschen geht rund um die Welt. Um eine Welt, in der Krieg herrscht. Und vielleicht liegt gerade darin der Grund für das große Interesse dieser Welt. Man sehnt sich nach einem friedlichen Ort. Das Baliem-Tal scheint ein solcher zu sein, und man beneidet die Bewohner, die offensichtlich von all den Schrecken des Weltkrieges nichts wissen. Das neuentdeckte Tal wird bald zum vieldiskutierten Objekt, und man beginnt es als vergessenes Shangri-La zu feiern. Zwei amerikanische Kriegskorrespondenten lassen sich in jenes Tal fliegen und machen aus geringer Höhe hunderte Fotos. Ihre Reportagen von Neuguineas „Shangri-La“, wo tausende Menschen leben, die offenbar noch nie Kontakt mit der Außenwelt gehabt haben, beschäftigen die Phantasie der Amerikaner. Ein solches Gebiet muß das Paradies sein!

Die amerikanische Militärführung wird bombardiert mit Anfragen und Bitten von Leuten, die dorthin auswandern wollen. Aber noch hat kein Weißer das Tal betreten, geschweige denn Kontakt mit den Shangri-La-Bewohnern aufgenommen. Es könnte ja sein, daß sie Kopfjäger sind, wie ihre südlichen Nachbarn, die Asmat oder die Marind-Anim im Südosten. Vielleicht ähneln sie den kriegerischen Kapau-



O b e n Durchquerung des Beu-Flusses auf dem Marsch zum Carstensz-Gebirge.

L i n k s Ohne Nägel und Metallwerkzeug verstehen es die Dani, kühn geschwungene Lianenbrücken zu bauen. Diese überspannt den Tiom.



O b e n „Sagowäscherei“ am Sepik. Mit Hilfe des Wassers wird die Stärke aus dem zerkleinerten Mark der Sagopalme herausgewaschen.

L i n k s Sonnenuntergang im Timbunke am Mittleren Sepik. Noch immer ist der Einbaum wichtigstes Verkehrsmittel.



*Ganz oben Der Schnee Grat
des Puncak Sumantri.*

*Oben Am Gipfel des Puncak
Sumantri mit Blick nach Norden.*

*Links Die Gipfel des Ngga Pulu
(4862 m) und Puncak Sumantri
(4808 m) ragen aus dem Igomba-
Becken auf. Im Vordergrund der
Larson-See.*



O b e n Der Komodo-Waran – er wird bis vier Meter lang und über 200 Kilogramm schwer – ist die größte Echse der Welt. Er frisst vorwiegend Aas, aber er scheut sich nicht, wenn er Hunger hat, auch Ziegen, Wildschweine, Rehe und sogar wilde Büffel anzugreifen.

R e c h t s Der Helmkasuar ist der größte Laufvogel Neuguineas.





O b e n Ein abgestürztes Missionsflugzeug, das wir am North Gap, dem einzigen Zugang ins Baliem-Tal, entdeckten.

Der Absturz

kas im Westen, was sogar wahrscheinlich ist. Aber nein, von solchen Gedanken will man nichts wissen; sie müssen die „edlen Wilden“ sein. Jene, die Jean-Jacques Rousseau im 18. Jahrhundert beschrieben hat. Eine Shangri-La-Gesellschaft wird in Hollandia ins Leben gerufen, und jeder, der über das berühmte Tal geflogen ist, erhält ein Zertifikat.

„Hier sind sie abgestürzt“, sagt Ed und zeigt auf einen steilen, bewachsenen Berg- hang. Er zieht nun die Maschine tief ins Tal hinunter, so daß wir in geringer Höhe über die Baumwipfel schweben.

„Und dort kam man zur Einsicht, daß das Baliem-Tal kein Shangri-La ist.“ Dabei deutet er mit der freien Hand auf eine kleine, unscheinbare Rodung. Denn nach der Gründung der erwähnten Shangri-La-Gesellschaft wurden regelrecht Besichtigungsflüge von Hollandia aus veranstaltet, an denen Offiziere und Journalisten teilnahmen. Ein solcher Flug startet am 13. Mai 1945 vom Flughafen Sentani. An Bord einer Dakota 47 befinden sich acht Frauen und fünfzehn Männer. Sie fliegen nur dreihundert Meter über dem Boden, um die kleinen Dörfer der Eingeborenen besser sehen zu können. Das Gelände aber steigt stetig an.

Als sie glauben, über den letzten Berggrat des Pass Valley zu fliegen – jener 2900 m hohe Bergrücken, der das Baliem-Tal im Norden umschließt –, wird die Maschine durch massive Luftbewegungen nach unten gedrückt. Zuerst berührt sie nur die Baumwipfel, dann reißt sie eine tiefe Schneise in die dichte Vegetation und kollidiert schließlich mit dem Bergrücken in 2200 m Höhe. Für die meisten der Insassen sind damit die Sekunden der Angst vorüber – sie sind tot. Aber dreien – zwei Männern und einer Frau – gelingt es, aus dem hinteren Teil des Flugzeuges herauszukriechen, der sich beim Aufprall vom brennenden Hauptteil löste. Es sind dies John S. McCollom, Kenneth Decker und Margaret J. Hastings. Mit letzter Mühe schaffen sie es, noch zwei Insassen lebend aus dem brennenden Wrack zu bergen: zwei Frauen, die lebensgefährlich verletzte Eleanor Hanna und Laura Besley, die unter schwerem Schock steht. Als der im Hochland übliche Nachmittagsregen einsetzt, beginnt McCollom nach brauchbarer Ausrüstung im ausgebrannten Wrack zu suchen. Er findet mehrere Kanister Wasser, Süßigkeiten und Signallampen.

Dann bricht eine kühle und unangenehme Nacht über die fünf Überlebenden herein. Es sollte die letzte für Eleanor Hanna sein, die noch während der Nacht ihren schweren Verletzungen erliegt. Am darauffolgenden Morgen sehen die vier das erste Suchflugzeug am Himmel kreisen, aber sie selbst können nicht gesehen werden. Trotzdem schöpfen sie neuen Mut, aber Hoffnung allein ist für Laura Besley zu wenig; sie stirbt noch am selben Tag. Am nächsten Morgen kämpfen sich die verbliebenen drei die urwaldbewachsenen Berghänge hinunter, auf der Suche nach einer größeren Lichtung, wo sie überhaupt eine Chance haben, aus der Luft gesehen zu werden. Mühsam müssen sie sich den Weg bahnen, entlang reißender Flüsse und über donnernde Wasserfälle hinweg. Völlig erschöpft erreichen sie gegen Abend eine Lichtung. Mit letzter Kraft gelingt es ihnen, gelbe Persennings auszulegen, um den möglichen Rettern ihre Position anzuzeigen. Aber es vergeht noch ein weiterer Tag, ehe ein Suchflugzeug über ihnen auftaucht, der Pilot einige Male kreist und durch das Wackeln der Flügel zu erkennen gibt, daß er die Unglückli-

chen gesehen hat. Während sich die drei Überlebenden vor Freude über die baldige Rettung in den Armen liegen, hält Decker plötzlich inne und sagt: „Was ist das für ein seltsames Geräusch?“ Und nun hören es auch die anderen. Es klingt so, als ob Hunde kläfften. Im nächsten Augenblick sind sie von einer Schar eingeborener Krieger umzingelt.

Sie starren die Fremden mit offenem Mund an. Sie bringen dieses eigenartige Geräusch hervor, indem sie die Zungenspitze im schnellen Wechsel bewegen. Heute weiß man, daß dies ihre gewohnte Begrüßungsform ist und unter ihnen als Ausdruck äußerster Höflichkeit gilt. So, als wolle man sagen: „Ich komme in Freundschaft, will mich aber nicht aufdrängen.“ McCollom reagiert schnell. Er geht mit ausgestreckten Händen auf einen der Krieger zu, den er für den Anführer hält, und fragt in englischer Sprache: „Wie geht's, Peter? Nett, dich zu treffen!“ Die Papuas sind mehr als erstaunt über das seltsame Verhalten des hellhäutigen Fremden, noch nie ist ihnen jemand waffenlos und mit leeren Händen entgegengetreten. Aber sie reagieren freundlich. Einige von ihnen helfen den Weißen bei der Errichtung des Nachtlagers, andere steigen ins Dorf ab und kommen tags darauf mit gebratenen Süßkartoffeln wieder, die sie den Weißen anbieten. Die nun folgenden Ereignisse dürften bei den Dani ähnliche Empfindungen hervorgerufen haben, wie wir sie hätten, wenn uns plötzlich eine Gruppe „grüner Marsmännchen“ mit seltsamen Flugobjekten besuchen würden. Die Eingeborenen müssen die Fremden für Götter, Abgesandte aus dem Totenreich oder ähnliches gehalten haben; wie sonst sollten sie es erklären, daß in den nächsten Tagen sich der Himmel öffnete, lärmerzeugende, große „Vögel“ auftauchten, über ihnen kreisten und eigenartige Gegenstände herunterschwebten. Die Hilfeleistenden werfen nämlich aus der Luft einen Radiosender, Medikamente und Verpflegung ab. Bald darauf setzt die Rettungsaktion voll ein. Philippinische Fallschirmspringer landen fünfzig Kilometer entfernt im Baliem-Tal und arbeiteten sich in wenigen Tagen zu den drei Amerikanern vor. Erst dreizehn Jahre später werden die Überreste der Toten aus dem Flugzeugwrack geborgen und in die USA überstellt.

Der Mann, den McCollom mit Peter angesprochen hatte, hieß in Wirklichkeit Satohok. Freilich brachte ihm der Kontakt mit der fremden Zivilisation wenig Glück, er starb einige Jahre später an Masern, einer Krankheit, die ihm der weiße Mann vererbte.

Doch der romantische Traum vom Shangri-La entpuppt sich wieder einmal als Illusion. Das friedliche Bild mit den „naiven, nackten Wilden“ täuscht. Die Dani sind mit denselben menschlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten ausgestattet wie wir; wie sollte es anders sein! Haß, Aggression und Krieg sind auch dort nicht unbekannt, wenngleich ihre Stammeskriege ritualisiert, d. h. im Kult begründet sind und nicht Eroberung oder Unterdrückung als Grundmotiv haben.

Seine 50.000 Bewohner sind aufgespalten in kleinere, oft miteinander verfeindete Gruppen, bedroht durch rituelle Stammeskriege und unerwartete Hinterhalte. Die Kinder spielen „Töte einen Reifen“, ein Spiel, bei dem Speere durch geflochtene Reifen geschleudert werden, und niemand arbeitet auf dem Feld, ohne den nächstgelegenen Wachturm im Auge zu behalten. Dieses Shangri-La ist eine Welt, in der

Flugbootlandung in 3000 Metern Höhe

die Stärke einer Gemeinschaft nur an der Stärke und Schlaueit ihrer „Kains“ (Anführer) gemessen wird. Es ist mit Sicherheit kein Paradies!

Noch war es total unbekannt, als Major Grimes über das Pass Valley flog. Obwohl die US Air Force es anfangs nicht erkannte und obwohl Kriegsberichterstatter, die die dramatische Rettungsaktion kommentierten, es nicht erwähnten: Dieses Tal ist identisch mit dem „Großen Baliem-Tal“, das schon einige Jahre zuvor vom Amerikaner Richard Archbold entdeckt worden war. Archbolds Unternehmen gehört zu den seltsamsten Expeditionen in der Geschichte Neuguineas. 1938 kam er auf die grandiose Idee, mit dem Flugboot „Guba“, das eine so große tragfähige Flügelweite hat, daß fünfzig Personen auf einem Flügel sitzen können, ohne daß es zusammenbricht, entlang des Äquators um die Erde zu fliegen. Eines der Ziele dieser Reise war es, im unbekanntem Inneren von Holländisch-Westneuguinea zu landen. Am 2. Juli 1938 startete Archbold mit seiner „Guba“ zum Flug von San Diego nach Hollandia, der damaligen Hauptstadt der holländischen Kolonie. Dort wurde die Mannschaft mit niederländischen Wissenschaftern, Offizieren und Soldaten der Armee, Strafgefangenen und vor allem mit den unentbehrlichen, im Urwald erfahrenen Dajaks aus Borneo ergänzt. Der erste Flug führte ins Sumpftiefeland des Idenburg-Flusses, inmitten der großen Seenplatte. „Umgeben von tausenden Krokodilen, geplagt von Moskitos und Blutegeln“ errichteten sie ihr erstes Lager. Bei einem der folgenden Erkundungsflüge ins südlich gelegene Zentralgebirge entdeckten sie das dichtbevölkerte Baliem-Tal, das sie in geringer Höhe überflogen. „Als die ‚Guba‘ über das Tal hinwegflog, sahen wir gut angelegte Felder, durchzogen von Bewässerungsanlagen und umgeben von Steinmauern. Alles sah aus wie Ackerland in Mitteleuropa!“

Auf der Suche nach einem möglichen Landeplatz sehen sie von Bord aus, unweit der Wilhelminaspitze, einen großen See, den Lake Habbema, der in 3200 m liegt. Ob man hier landen könnte?

Zu diesem Zeitpunkt hatte noch niemand versucht, mit einem schweren Flugboot in der dünnen Luft, mehr als 3000 m über dem Meeresspiegel, zu landen. Sie wissen, daß der See mindestens fünf Fuß tief sein muß, damit eine Landung möglich ist. Um zu untersuchen, ob dies der Fall ist, fliegen sie in geringer Höhe über den fast vier Kilometer langen See und werfen dabei Stricke ins Wasser. Am Ende jedes Strickes sind Steine befestigt, und in exakt fünf Fuß Abstand befinden sich Korken. Bleiben die Korken auf dem Wasser sichtbar, dann ist es nicht möglich zu landen; werden sie aber von den Steinen unter Wasser gezogen, dann ist der unbekannte See tief genug, daß die schwere Maschine hier wassern kann.

Alle Stricke versinken. Die „Guba“ gleitet herab und landet im blauen Wasser des Bergsees. „Als der Motorenlärm verstummt, breitet sich eine eindrucksvolle Stille aus“, schreibt Archbold. „Ich öffnete die hintere Luke und schaute herum. Dünne Föhren, die die Hänge ringsum bedeckten, schienen unseren seltsamen Vogel mit Unbehagen zu betrachten. Wir befanden uns im Herzen des unerforschten Neuguinea und waren völlig abhängig von den zwei Motoren unseres Flugschiffes. Sollten sie nicht wieder in Gang zu bringen sein, oder ein Start mißlingen, würden wir kaum lebend die Küste erreichen...“ Sie probieren den Start aufs Exempel. Die Motoren heulen auf, die Propeller hallen wider in der dünnen Bergluft, und eine

Minute später hebt die Maschine problemlos vom Wasser ab. In den darauffolgenden Tagen werden alle 105 Mann Besatzung und 72 Tonnen Ausrüstung zum Habbema-See geflogen. Am Tag des allerletzten Transportfluges erscheinen zwei Eingeborene im Lager der Weißen. Nackt, außer den Penisfutteralen und ihren geflochtenen Haarnetzen, jedoch mit Schweinefett und Ruß beschmiert, gehen sie im Lager der Fremden umher und betrachten ohne Furcht, aber mit größtem Erstaunen alles, wobei sie unentwegt mit dem Daumen gegen ihre Futterale klopfen. Es ist klar, daß sie von weit her gekommen sein müssen, denn das Gebiet um den See bietet keinerlei Möglichkeiten zur Ernährung.

Selbstverständlich war die Existenz der Hochlandbewohner zum damaligen Zeitpunkt nicht gänzlich unbekannt. Schon lange vor ihrer Entdeckung kursierten bei den Küsten-Papuas die abenteuerlichsten Geschichten über die wilden Stämme im Inneren der Insel. Sie erzählten von Völkern, deren Männer mit so furchtbar langen, beweglichen Geschlechtsorganen ausgerüstet waren, daß sie mit den Frauen zu verkehren vermochten, indem sie neben ihnen auf dem Boden sitzen – ja, sie brauchten nicht einmal dicht neben ihnen zu sitzen.

Natürlich hat noch niemand diese beneidenswerten Männer wirklich zu Gesicht bekommen. Der Ursprung des Gerüchts sind die Dani oder ihre Verwandten, und die überdimensionalen Geschlechtsorgane sind zusammengeschrumpft auf die Größe ihrer eigentümlichen Penisfutterale, die manchmal lang und gerade, manchmal aber auch auf verschiedene Weise gekrümmt sind.

Mehrere Expeditionsteilnehmer, eine Abteilung Soldaten und Träger begleiten die zwei Dani hinab ins Baliem-Tal. Hier treffen sie auf Wohnplätze, deren Männer über den Besuch so erfreut sind, daß sie die Fremden an der Rückkehr zu hindern trachten. Beim Abmarsch bilden sie ein dicht gestaffeltes Spalier und versuchen durch Lachen und hysterisches Geschrei, die Weißen zum Bleiben zu bewegen. Als sie jedoch begreifen, daß dies nicht gelingt, geben sie den Weg frei und helfen sogar der Expedition beim Einsammeln von Paradiesvögeln und verschiedenen Pflanzen.

Die Expedition ist außerordentlich erfolgreich. Botaniker entdecken 25 neue Rhododendronarten, seltsame Orchideen und Farnbäume in der Vegetationszone zwischen drei- und viertausend Metern Höhe. Ornithologen finden seltene Paradiesvogelarten, Nashornvögel und Kasuare. Am 12. Mai 1939 verläßt Archbold Hollandia, um seine geplante Umrundung der Erde erfolgreich fortzusetzen.

Während ich all diese Betrachtungen anstelle, mag vielleicht eine gute Viertelstunde vergangen sein. Die enge Schlucht des Pass Valley, die schon so manchen Piloten zum Verhängnis wurde, liegt bereits hinter uns. Das Tal, in das wir hinabgleiten, wird zusehends breiter, und in der Ferne tauchen die ersten Dörfer auf, aber die Gefahren sind damit noch nicht endgültig vorbei. Noch steht uns die Landung bevor. Daß die Flugplätze im gebirgigen Inneren der Insel nicht die allerbesten sind, war mir schon vorher klar, nur die Wirklichkeit übertrifft noch meine kühnsten Vorstellungen. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, den hellen grünen Fleck vor uns für eine Landepiste zu halten, trotzdem muß es eine sein, denn wir steuern geradewegs auf sie zu. Der Airstrip von Landikma, übrigens einer der letzten Ord-

Mission und Askese

nung, liegt ganz in der Nähe des Wohnplatzes jenes Satohok, den die drei überlebenden Amerikaner mit „Peter“ ansprachen. Im allgemeinen nennen die Piloten derartige Flugplätze liebevoll „Stamps“, und es ist alles andere als angenehm, auf einer solchen „neuguinesischen Briefmarke“ zu landen, aber dieser hat noch einen anderen Namen; „wir nennen ihn einfach den Schrammhügel“, erzählt uns der Pilot beim Landeanflug, eine Bemerkung, die ich in diesem Augenblick nicht gerade für angebracht halte. „Schrammhügel heißt er deshalb, weil es oft vorkommt, daß die Maschine mit voller Last über die holprige Oberfläche hinschrammt!“ Zwei Missionsmaschinen sind dieser abschüssigen Graslandebahn schon zum Opfer gefallen. Die letzte Bruchlandung ist noch gar nicht lange her, dabei hatte der Pilot, Jerry Latimer, den ich einmal bei einem Flug ins Hochland begleitete, großes Glück: wie durch ein Wunder entstieg er fast unverletzt der zertrümmerten Maschine.

Dementsprechend ruppig ist auch die Landung. Ein heftiger Stoß drückt uns in den Sitzen zusammen, und noch einer, aber dann rollen und hüpfen wir bis vor die Tür der Missionsstation. Eingeborene mit langen Penisbüchsen kommen angelaufen und schnippen vor Erregung mit den Fingern gegen ihre „Unterwäsche“. Der Missionar, ein blonder, hünenhafter Holländer, tritt aus seinem Haus und streckt uns freundlich die Hände entgegen. In aller Eile schleppen ein paar Papuas schwere Kisten herbei und beginnen die Maschine zu beladen, während Missionar und Pilot die kurze Zeit für einen Erfahrungsaustausch nützen. Ed hat es plötzlich mächtig eilig; er drängt vehement zum Aufbruch, denn er weiß, wie schnell sich hier in den Bergen das Wetter ändert, und er möchte unbedingt noch in den relativ sicheren Vormittagsstunden jenseits des Pass Valley sein. War ich bislang der Ansicht, daß die Landung der gefährlichste Teil einer Flugreise in Neuguinea sei, so wurde ich jetzt eines besseren belehrt. Kurz vor dem Start befiehlt der Missionar einigen der herumstehenden Dani-Männer, das Flugzeug am Schwanz festzuhalten. Während der Pilot Vollgas gibt, halten die Leute mit aller Kraft die Landeklappen fest. Der Motor heult auf, und im Augenblick der höchsten Touren streckt der Pilot eine Hand aus dem Fenster und gibt das verabredete Zeichen. Wie auf Kommando lassen nun die Eingeborenen die Maschine los, die auf der abschüssigen Graspiste so rasch beschleunigt, daß sie schon auf halber Strecke abhebt. Hätte der eine oder andere nicht rechtzeitig losgelassen, wäre er zweifellos mit hochgerissen worden.

Der holländische Missionar lädt uns ein, in seinem Haus zu wohnen. Wie bei vielen anderen Missionen, die ich während meiner Reise im Bergland besuche, gewinne ich auch hier den Eindruck, daß die Missionare keineswegs jenes entbehrensreiche Dasein inmitten feindseliger Eingeborener führen, wie es vielleicht früher einmal der Fall war, jedoch heute noch gerne dargestellt wird. Ganz im Gegenteil: ein Hofstaat von Eingeborenen verrichtet alle Arbeiten im Haus. Jeden Morgen kommen Papua-Frauen aus benachbarten Dörfern und bringen Früchte und Frischgemüse. Die Versorgung aus der Luft ist ebenfalls vorbildlich. Die Butter stammt aus Neuseeland, und australische Spezialnahrungsmittel werden über Papua-Neuguinea eingeflogen.

Wir genießen es, erstmals von missionarischer Seite nicht gleich als unerwünschte

Eindringlinge, Störenfriede oder böswillige Kritiker betrachtet zu werden. Es ist keine Unwahrheit, wenn ich behaupte, daß die Zusammenarbeit mit ihnen nicht einfach ist, und man muß etwas von einem Balancekünstler haben, um mit allen gut auszukommen. Bei den Lutheranern darf man kein Bier trinken, bei den Siebten-Tags-Adventisten kein Fleisch essen und bei den Katholiken nichts davon erwähnen, daß man in „wilder“ Ehe lebt.

Nur hier sind wir über jeden Zweifel erhaben. Das mag auch daran liegen, daß wir diesmal nicht zu unserem eigenen Vergnügen – und um Abenteuer zu erleben – unterwegs sind, sondern sozusagen in offizieller Mission. Der Flug auf den Spuren von Major Grimes war mehr oder weniger nur der Auftakt; unser wahres Ziel ist es, das Wrack einer zweimotorigen Cessna zu suchen, die vor zwei Jahren, auf dem Flug ins Baliem-Tal, bei dichtem Nebel abstürzte. Sie kollidierte mit einem 3000 m hohen Bergrücken, knapp unterhalb des Kammes, genau in jenem Pass Valley, wo sich Jahre zuvor der tragische Unfall der Amerikaner ereignete.

Unsere Auftraggeber sind die Leute der MAF (Mission Aviation Fellowship), die mit ihrer Flugzeugflotte die meisten Missionen betreuen. Die Fliegerei ist seit den Pioniertagen kaum ungefährlicher geworden. Obwohl die Erfahrung der Piloten größer und die Maschinen moderner sind, vergeht kaum ein Jahr, ohne daß irgendwo im Hochland ein Flugzeug verschollen bleibt oder zumindest an einem der berühmten „Schrammhügel“ in Brüche geht. In der MAF-eigenen Werkstatt in Sentani wird ständig an lädierten Maschinen gebastelt, doch Ersatzteile sind teuer und ihr Import ist langwierig und kompliziert. Deshalb ist es ihr größtes Bestreben, an Wracks verunglückter Maschinen heranzukommen und entweder einzelne Teile oder das ganze Flugzeug abzutransportieren. Genau diese Aufgabe haben wir übernommen.

Wir sollen mit Hilfe Eingeborener, die die ungefähre Absturzstelle kennen, einen Pfad durch den Urwald schlagen und erkunden, ob es überhaupt verwertbare Einzelteile gibt. Wenn ja, so ist die Frage zu beantworten, ob es besser ist, die ausgeschlachteten Teile ins Tal zu schleppen oder ob es nicht sinnvoller wäre, das gesamte Wrack mittels Helikopter aus dem Urwald zu heben und damit zum nächstgelegenen Airstrip zu fliegen. Noch am selben Abend werden – gemeinsam mit dem Missionar – die nötigen Vorbereitungen getroffen. Es ist auch sein Verdienst, daß am nächsten Morgen sechs wackere Dani-Männer marschbereit auf uns warten. Verwegene Gestalten begrüßen uns mit freundlichem „Wah, Wah, Wah...“ und klopfen dabei unaufhörlich auf ihre Penisfutterale. Außer den besagten „kotekas“ sind sie völlig nackt. Zwei von ihnen haben ihre Gesichter mit einer Mischung aus Schweinefett und Ruß dick beschmiert. Im durchbohrten Nasenseptum stecken Vogelknochen oder gekrümmte Schweinehauer. Alle aber tragen kunstvoll geflochtene Haarnetze aus Grasfasern. Neben ihren traditionellen Pfeilen und Bögen, ohne diese Untensilien würde kein Dani sein Dorf verlassen, sind sie mit Buschmesser und Stahläxten ausgerüstet, die sie als Belohnung behalten dürfen. Der freundliche Missionar begleitet uns noch bis zum Dorfende und wünscht uns viel Erfolg.

In der ersten halben Stunde folgen wir einem gut ausgetretenen Schweinepfad, der dann abrupt im Urwalddickicht endet. Der Weg führt nun steil bergab. Hier legen

Wackelige Brücken

die Dani richtig los. Ihre „Geländegängigkeit“ ist erstaunlich; trotz der schweren und sperrigen Gepäckstücke, die jeder von ihnen zu schleppen hat, legen sie ein solches Tempo vor, daß wir große Mühe haben, ihnen zu folgen. Es ist schon eine Freude, zuzusehen, wie geschickt sie über die schlüpfrigen Baumstämme turnen. Noch eindrucksvoller ist ihre Fähigkeit, sich im Dschungel zu orientieren. Ich muß gestehen, ich hätte nicht mehr sagen können, in welcher Richtung wir uns überhaupt bewegen. Die Dani sind unsere beste Lebensversicherung, ohne diese prächtigen Burschen hätten wir nicht die geringste Chance, das Wrack zu finden, noch würden wir hier wieder herauskommen.

Aus der Tiefe der Schlucht ist das Rauschen eines Flusses zu hören, das von Minute zu Minute anschwillt. Das verheißt nichts Gutes. Eine Flußüberquerung steht uns bevor.

Aus Erfahrung wissen wir, daß ein derartiges Unterfangen in Neuguinea zumeist ein gefährliches Abenteuer ist. Denn „Brücken“ sind, wenn überhaupt vorhanden, bestenfalls quergelegte Baumstämme, die, rundherum mit feuchtem Moos bewachsen, schwer zu bewältigende Hindernisse sind.

Erschöpft und mit fliegendem Atem kommen wir an den Fluß, dessen trübe Wassermassen in Katarakten zu Tal stürzen. Erwartungsgemäß ist weit und breit keine Brücke zu sehen. Aufgeregt laufen die Dani hin und her, wobei sie angestrengt nach einem möglichen Übergang Ausschau halten.

Es vergeht vielleicht eine Viertelstunde, dann ist ein Stück flußabwärts plötzlich lautes Jubelgeschrei zu hören. Wir folgen der Richtung, aus der die Schreie kommen, und als wir die betreffende Stelle erreichen, sehen wir, wie gerade der erste Träger, von Felsblock zu Felsblock hüpfend, den Fluß überquert. Zwei weitere folgen auf dieselbe Art. Kaum sind sie am jenseitigen Ufer angekommen, beginnen sie auf beiden Seiten Bäume zu fällen und die vom Geäst befreiten Stämme so zu legen, daß sie zwischen den einzelnen Steinbrocken eine Verbindung herstellen. Zweifellos machen sie das nur unseretwegen, für die „Tuans“ aus Europa, die sich so ungeschickt anstellen.

Während die Dani leichtfüßig mit den schweren Gepäckstücken hinüberturnen, sehen wir uns außerstande, es ihnen gleichzutun. Wir setzen uns rittlings auf die glatten Baumstämme und schieben unsere Körper Zentimeter für Zentimeter voran. Unsere Art der Flußüberquerung ist bestimmt kein ästhetischer Genuß, aber in diesem Fall heiligt der Zweck die Mittel.

Am jenseitigen Ufer angekommen, bleibt uns kaum Zeit für eine Verschnaufpause, denn nun geht es steil bergauf. Das ganze Land scheint nach dem Berg-und-Tal-Bahn-Prinzip konstruiert zu sein. Es gibt kaum ebene Flecken; entweder rutscht man halsbrecherische Berghänge hinunter oder man klettert mit Händen und Füßen steil bergauf.

Einer der Dani geht voraus und erkundet den Weg, der im Zickzackkurs zufällig umgestürzten Bäumen folgt, die am feuchten Waldboden langsam vermodern. Nicht die geringsten Anzeichen menschlicher Anwesenheit sind zu erkennen, kein Pfad, kein abgedrückter Zweig und keine Kerbe weisen den Weg. Dennoch sind sich die Dani ihrer Sache sicher. Instinktiv finden sie immer wieder die richtige Richtung.

Der Regenwald hat unsere kleine Gruppe nun vollends aufgenommen. Wir sehen uns von tropfnassem, moosbewachsenem Dschungel umgeben. Die Bäume ringsum sind so gewaltig in Umfang und Höhe, und ihr Geäst ist so dicht mit parasitären Pflanzen durchflochten, daß das Sonnenlicht es nicht durchdringen kann. Manchmal sind diese Schmarotzergewächse so dicht, daß der Baum abstirbt und eine Lücke im Kronendach hinterläßt. Auf diesen Augenblick warten all jene Pflanzen, die bis dahin ein kümmerliches Schattendasein führten. Sie schießen nun hoch und ringen miteinander um einen Platz an der Sonne. Wem es gelingt, durch das Blätterdach zu stoßen und mit seiner Krone die Lücke zu füllen, wird überleben. Alle anderen Gewächse sterben aus Mangel an Sonnenlicht ab und bilden mit ihrer verwesenden Substanz den Dünger des Urwaldes.

Der Weg durch den Regenwald ist im wahrsten Sinne des Wortes dornenreich! Im dichten Unterholz aus Gestrüpp und Lianen wachsen die langen Ranken der Rotangpalme mit ihren gefährlichen Stacheln, an denen man sich verfangen kann. Ist man erst einmal an ihnen hängengeblieben, was mir häufig passiert, bleibt kein anderer Ausweg, als sich methodisch von einem Stachel nach dem anderen zu lösen. In 2700 m Höhe geht der Regenwald in einen Nebelwald über, der so heißt, weil es eine kalte, graue Welt ist, in der die Bäume an vielen Tagen in Nebel gehüllt sind. Fritz und ich sind uns einig; es ist der wildeste, aber zugleich schönste Urwald, den wir je gesehen haben. Die Bäume stehen hier nicht mehr so dicht aneinander, aber sie sind über und über mit Moosen, Farnen und zauberhaften Orchideen besetzt. Von der Dschungeldecke hängen dicht bemooste Lianen herunter, und ich kann der Verlockung nicht widerstehen, ein wenig Tarzan zu spielen. Aber dieser Betätigungslust wird bald ein Dämpfer aufgesetzt. Sobald ich an einer dieser langen, herabhängenden Ranken ziehe, werde ich von einer Kaskade verrotteter Lianen, stacheliger Äste und verfilztem Laubwerk überschüttet. Und in diesem Laubkissen tummelt sich allerlei unangenehmes Kleingetier; Zecken und Blutegel, die sich gleich an der Haut festsaugen oder, wenn man Pech hat, trifft man gar auf eine giftige Schlange.

Der Nebelwald ist ein gefährliches Gelände, denn an vielen Stellen verschlingen sich die Baumwurzeln ineinander zu höhlenartigen Gebilden, die mit einer Mooschicht bedeckt sind. Man muß sich sehr vorsichtig auf diesem Wurzelgerüst bewegen, weil ein falscher Schritt unweigerlich einen Sturz aus beträchtlicher Höhe zur Folge hätte. Obwohl ich mir die größte Mühe gebe, meinen Schritt an die Trittfolge des vor mir gehenden Dani anzupassen, kommt es immer wieder vor, daß ich ausrutsche und in das meterhohe Wurzelgerüst einbreche.

Das Terrain wird nun zunehmend steiler. Immer häufiger stehen wir glatten Felswänden gegenüber, die die Dani mit erstaunlichem Geschick überwinden. Kurz bevor der übliche Nachmittagsregen einsetzt, entdecken wir einen breiten, ebenen Felssockel, worüber sich eine leicht überhängende Wand aufbaut. Einer der Dani, der vor zwei Jahren dabei war, als man die sterblichen Überreste des Piloten holte, erkennt die Stelle auf Anhieb wieder. Es ist ihr damaliger Lagerplatz. Viel ist davon nicht mehr übriggeblieben. Der notdürftige Unterstand von einst ist zusammengebrochen und von der wild wuchernden Vegetation längst verschlungen.

Fritz und ich würden am liebsten noch ein Stück weitermarschieren, aber die Dani

Schwieriger Aufstieg

sind nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Sie bestehen darauf, hier zu biwakieren. Während wir den Lagerplatz von Gestrüpp und allerlei Astwerk befreien, beginnen die Eingeborenen mit dem Bau einer regensicheren Hütte. Aus allen Richtungen schleppen sie geeignete Stämme und starke Äste herbei, die sie geschickt mit Rotang und Faserschnüren zu einem stabilen Gerüst verbinden. Die Seitenwände bleiben einfach offen, nur die Arbeiten am Dach erfordern größere Sorgfalt. Um es wasserundurchlässig zu machen, wird es mit einer dicken Schicht aus Baumrinde und Blättern bedeckt. Der rechteckige Unterstand ist so groß, daß wir sogar unser Zelt darunter aufstellen können. Bald ist ein Feuer in Gang gebracht, und als der Regen voll einsetzt, sitzen die Dani bereits gutgelaunt auf ihren trockenen Pandanusmatten, die sie immer als Schlafunterlage mitführen.

Am nächsten Morgen herrscht prachtvolles Wetter, doch es ist bitterkalt. An jenen Stellen des Dschungels, wo die Sonnenstrahlen durch die Baumwipfel dringen, entstehen scharfe Kontraste zwischen Licht und Schatten. Der ganze Urwald dampft förmlich, ist erfüllt von Nebelfetzen, die sich im Licht der Sonne langsam auflösen. Die Dani sind längst wach; mit klappernden Zähnen und zitternd vor Kälte hocken sie rings ums Feuer. Wie bereits zum Abendessen, gibt es auch zum Frühstück Süßkartoffeln und Maiskolben. Die Bataten werden einfach so lange ins Feuer gelegt, bis sie einigermaßen weich sind. Danach nimmt man sie mit Holzzangen aus der Glut, befreit sie von Asche und verbrannter Kruste, und fertig ist das Dani-Hauptgericht. Als höchster kulinarischer Genuß schwebt es ihnen vor, eine Prise Salz darüberzustreuen.

Der weitere Aufstieg ist schwierig. Obwohl wir Buschmesser einsetzen, dauert es Stunden, bis wir ein paar kümmerliche hundert Meter überwunden haben. Die Bäume bieten zwar keine beträchtlichen Hindernisse mehr, wie zuvor im Regenwald, längst haben knorrige Nadelbäume die Eichen und Süd-Buchen der niedrigeren Regionen abgelöst. Aber das Unterholz ist äußerst dicht. Hier herrschen Sträucher vor. Myrten und Rhododendren bilden an manchen Stellen ein fast undurchdringliches Dickicht. Es ist eine märchenhafte, eine schöne Welt hier oben. Das üppig leuchtende Rot, Orange und Gelb der Rhododendren belebt eine sonst grüne Landschaft.

Mir ist jedes Gefühl für Zeit und Orientierung abhanden gekommen, all meine Aufmerksamkeit gilt dem Weg; wie ein Schatten folge ich Schritt für Schritt den Eingeborenen. Wir müssen wohl schon einige Stunden unterwegs sein, und ich bin gerade dabei, mich über eine kleine Felsstufe hinaufzumühen, als unter den vorseilenden Dani große Aufregung entsteht. Einer von ihnen hat ein Stück dünnes Blech gefunden, das zweifellos von unserem gesuchten Flugzeug stammt. Die Unglückstelle muß in allernächster Nähe sein. Aber in welcher Richtung sollen wir weitergehen? Wir beschließen, die ganze Umgebung systematisch abzusuchen. Der Erfolg läßt nicht lange auf sich warten. Nach und nach finden wir weitere Flugzeugteile, die uns den Weg weisen, und kurze Zeit später entdecken wir das Wrack selbst. Es steckt mitten in einer abschüssigen, felsdurchsetzten Flanke. Beim Absturz hat sich die Maschine überschlagen, denn sie liegt nun auf dem Rücken, festgekeilt zwischen geknickten Baumriesen. Das Gelände ist an dieser Stelle so steil,

daß wir das letzte Stück hinaufklettern müssen. Schon bei der ersten Berührung mit den Baumwipfeln müssen die beiden Flügel abgebrochen sein, denn sie liegen weit vom Rumpf entfernt, während der Flugzeugkörper mit voller Wucht die Vegetation durchschlug und sich in den Berghang bohrte. Das Vorderteil ist völlig zertrümmert, nur die hintere Hälfte des Rumpfs, die kleinen Heckflügel und einzelne Klappen haben die Kollision einigermaßen unbeschadet überstanden. Insgesamt ist die Maschine erheblich stärker demoliert, als wir annahmen.

Unserer Meinung nach ist es nicht lohnenswert, das Wrack auszuschlachten. Wir fotografieren es von allen Seiten, um den Technikern der MAF Gelegenheit zu geben, sich anhand der Bilder über den Zustand des Wracks zu informieren. Als wir mit unserer Tätigkeit fertig sind, stürzen sich die Dani auf das Flugzeug. Sie suchen vor allem nach bunten Elektrodrähten, die so begehrt sind, daß sie von der Maschine nicht eher ablassen, bis jeder von ihnen ein Stück erbeutet hat. Die Drähte werden vorzugsweise zur Befestigung ihrer Penisböcher verwendet; sie ersetzen die unangenehm scheuernden Grasfasern.

Ich wäre noch gerne bis zum Bergkamm hochgestiegen, aber die Dani zeigen wenig Lust auf einen zusätzlichen Urwaldtrip und verweigern mir einfach ihre Unterstützung. Mit einem Buschmesser bewaffnet, versuche ich, mich allein hochzuarbeiten. Es ist zwecklos! Ich bleibe buchstäblich im Dickicht stecken. Die Oberfläche des Mondes wird bestimmt öfter von Menschen betreten als dieser Urwald. Die Natur hat hier ganze Arbeit geleistet. Die Lücke, die das herabstürzende Flugzeug in das Pflanzenkleid riß, ist bereits zugewachsen. In ein paar Jahren schon wird die Vegetation so weit fortgeschritten sein, daß das Wrack praktisch unauffindbar ist. Vielleicht sind wir die letzten, denen es gelungen ist, es zu finden.

Die Dani

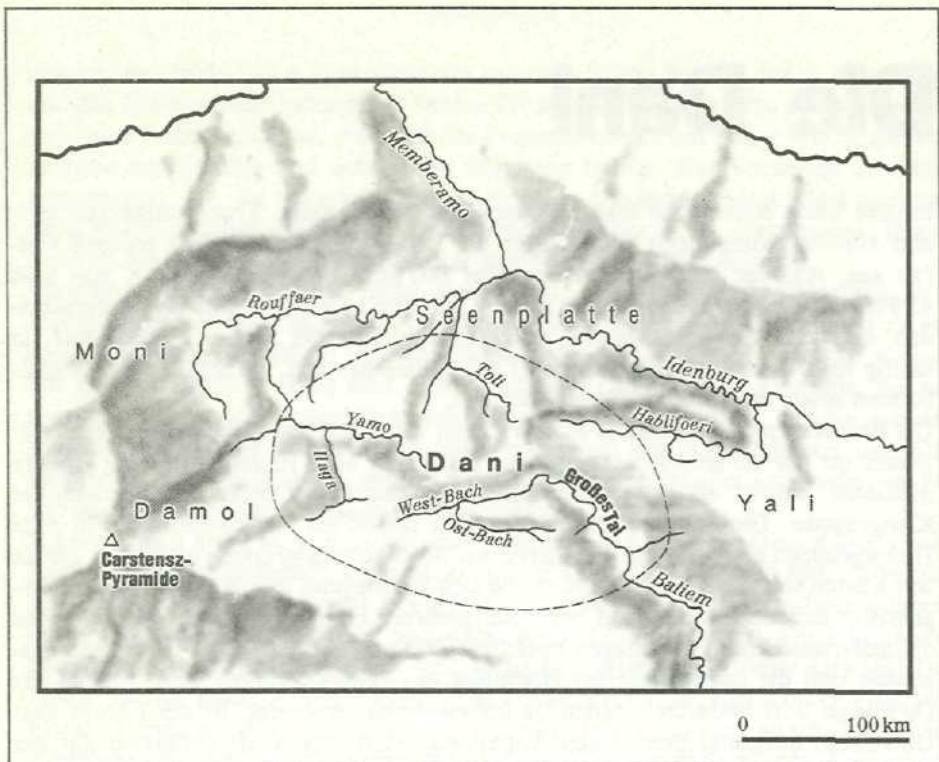
Es gibt keine einheitliche Stammesgeschichte Neuguineas. Trotz annähernd gleicher Umweltbedingungen zeichnet sich das Leben der Papuas durch enorme Vielfalt aus. Auf der Insel werden ungefähr 800 Sprachen gesprochen – das sind 45 Prozent aller Sprachen auf der Erde –, die sich so sehr voneinander unterscheiden, daß jeder Sprachenbegabte resignieren muß. Jeder Stamm, jedes Dorf, ja häufig sogar jede Sippengemeinschaft hat andere Mythen, Rituale, andere Sozialformen sowie unterschiedliche Kultobjekte.

Die Bevölkerung setzt sich aus einer Vielzahl von Stämmen zusammen, deren Mitglieder oft nur die gemeinsame Sprache verbindet. Man findet kaum eine größere politische Einheit als den Zusammenschluß einzelner Dörfer oder verwandter Klangruppen. Die Stämme lassen sich nach rassischen Gesichtspunkten in zwei Hauptgruppen einteilen: die melanesischen Bevölkerungsgruppen einerseits, die an den Küsten siedeln, und die Papuas, die sich vorwiegend in den Hochländern ausgebreitet haben. Letztere sind bestimmt mehrere Hunderttausend, sie bewohnen die malariasicheren Höhenlagen zwischen 1000 und 3000 Metern. Ihre Siedlungsgebiete sind die unzugänglichen Hochtäler des Zentralgebirges, und obwohl der Dschungel dort undurchdringlich, ja unbewohnbar erscheint, ist der Kampf ums Überleben, aufgrund ihrer guten Anpassung, nicht härter als anderswo auf der Welt. Die einzelnen Stämme des Hochlandes siedeln räumlich getrennt in abgeschlossenen Regionen.

Mit 184.000 Seelen sind die Dani die größte ethnische Gruppe Neuguineas. Ihr Lebensraum erstreckt sich über die oberen Regionen dreier großer Flußsysteme. Am Hablifoeri-Fluß leben zirka 15.000 Dani. Der Rouffaer mit seinen Nebenflüssen, dem Toli, Ilaga und Yamo, ist die Heimat weiterer 69.000 Dani. Der dritte große Fluß, der aus dem Hochland kommt, aber im Unterschied zu den vorher genannten nach Süden abfließt, ist der Baliem. Hoch oben im Kwiyawogwi-Plateau, wo sich die Quellflüsse des Baliem zu einem einzigen Strom vereinigen, leben rund 50.000 Dani. Der verbleibende Rest von ebenfalls 50.000 Ureinwohnern siedelt im Grund des Großen Tales (Grand Valley of the Baliem). Sie bilden eine eigenständige kulturelle Einheit und unterscheiden sich von der Mehrheit der Dani-Bevölkerung, den „Westlichen Dani“ oder „Lani“, wie sich selbst auf Grund ihrer Sprachzugehörigkeit nennen.

Die Nachbarn der Dani in westlicher Richtung sind die Monis, im Süden grenzt ihr Gebiet an das Territorium der Damal, und im Osten leben die Yali. Dazwischen liegt Niemandsland, dichter Urwald. Dort finden wir hohe Pässe und tief eingeschnittene Flußtäler. Verbindende Pfade sind vorhanden, aufgrund seltener Benutzung sind manche jedoch in schlechtem Zustand. Eine uralte Handelsroute verläuft vom Baliem-Tal aus in Richtung Ost – West, entlang der Hauptkette des Zentralgebirges, bis zu den Wohnplätzen der Kapaukas an den Wissel-Seen.

Auf eines seiner berühmten Gemälde hat Paul Gauguin geschrieben: „Woher kommen wir? Wie sind wir? Wohin gehen wir?“



Diese Worte hatten ihm die Eingeborenen Tahitis eingegeben, aber man kann sie auch auf die Dani anwenden. Woher kommen sie?

Die Frage nach der Herkunft der Dani ist gleichzeitig die Frage nach dem Ursprung der Bewohner Neuguineas oder der Melanesier überhaupt. Auch wenn dieser heute noch nicht restlos geklärt ist, so kann doch als sicher gelten, daß die Vorfahren der Dani zu jenen Völkerschaften gehörten, die in verschiedenen Wellen vom asiatischen Festland in die west-pazifischen Inseln strömten. Als Jäger und Sammler waren sie vorerst gezwungen, an den sumpfigen Küstenregionen zu verbleiben, wo sie zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes ausreichend Sagopalmen fanden. Erst mit der Ankunft der Süßkartoffel und der Erfahrung, daß diese auch in höheren Regionen ertragreich ist, war die Voraussetzung gegeben, jene Bergtäler zu besiedeln, in denen sie heute leben. Der Vorstoß von den sumpfigen Niederungen in die zentralen Berggebiete brachte auch einen Kulturwandel mit sich. Die Jäger und Sammler wurden zu seßhaften Gartenbauern. Aber nicht alle Wesenszüge der alten Kultur sind deshalb untergegangen, einige sind bis heute lebendig geblieben und weisen zurück in ihre Vergangenheit als mobile Wildbeuter. Der Akt der Schweinetötung, wobei man mit einem Pfeil aus bestimmter Entfernung auf das Tier schießt, erinnert beispielsweise stark an ehemalige Jagdgewohnheiten. Auch die Musik der Dani ähnelt viel mehr der nomadisierender Völker als etwa jener seßhafter Bauern.

Eines der größten Probleme, dem man beim Versuch einer Darstellung der Dani-Kultur gegenübersteht, sind die lokalen Unterschiede. Genausowenig wie es eine

Das Ende der Vielfalt

einheitliche Stammesgeschichte Neuguineas gibt, gibt es eine einheitliche der Dani. Es ist mir durchaus bewußt, daß ich bei allen Aussagen, die ich hier treffe, Eigenheiten einzelner Dörfer unberücksichtigt lasse.

Die zweite große Schwierigkeit, der man in diesem Zusammenhang begegnet, ergibt sich aus den Veränderungen, die das Leben der Dani allerorts erfassen. Sie sind in erster Linie auf Kontakte mit westlicher Zivilisation zurückzuführen. Aber auch hier sind wiederum regionale Unterschiede zu beobachten. Die Dani im Großen Tal widersetzen sich im allgemeinen Kulturwandlungen in stärkerem Maße als ihre Verwandten, die Lani (die westlichen Dani). Naturgemäß ist der Kulturverfall im Umkreis von Missionsstationen und Verwaltungsposten ungleich weiter fortgeschritten als in entlegenen, schwer zugänglichen Dörfern. Überall verschwunden sind die rituellen Stammeskriege, die vor allem bei den Dani im Großen Tal wichtiger Bestandteil ihres Lebens waren. Initiationsfeiern und Schweinefeste werden immer seltener durchgeführt, Fetischverehrung und Vielweiberei wird unter dem Druck der Missionen aufgelassen, die Männerhäuser als Zentren für Geister- und Ahnenkult haben insbesondere bei den Lani viel von ihrer einstigen Bedeutung verloren, der Wert der Muscheln ist geschwunden, und Steinäxte fand ich nur mehr in wenigen Dörfern, unweit der geheimnisvollen Steinquelle Jälime, in Gebrauch.

Ich müßte daher, wann immer ich von verschwundenen Traditionen erzähle, in der Vergangenheitsform sprechen. Aber ich habe die Gegenwart vorgezogen. Ich brachte es einfach nicht über mich, von meinen Danifreunden zu erzählen, als ob sie gestorben wären. Dies erscheint mir schon deshalb gerechtfertigt, da sich die erwähnten Veränderungen in einer einzigen Generation vollzogen haben und die meisten meiner Informanten eigentlich zwei Leben in einem einzigen vereinigen. Hineingeboren und aufgewachsen in der steinzeitlichen Kultur ihrer Väter, sind sie heute im Aufbruch begriffen in eine „hoffentlich“ bessere Welt. Das Ungeheuer „die Zeit“ und die weltumspannende westliche Zivilisation haben ihre Krallen auch in die entlegenen Schlupfwinkel der Bergregionen geschlagen. Die Nivellierungsarbeit ist voll im Gange; alles wird vereinheitlicht, missioniert und zivilisiert.

Eine weitere Facette der Vielfältigkeit unserer Erde an Kulturen wird damit verschwinden. Natürlich kann man behaupten, daß im Laufe der Geschichte viele Kulturen untergegangen sind, aber ist deshalb das Schicksal dieser Neuguinea-Völker weniger bedauerlich?

Während meiner Neuguinea-Reisen innerhalb eines Zeitraums von fünf Jahren habe ich weite Teile des Dani-Territoriums zu Fuß durchstreift. Meine größten Probleme dabei waren nicht etwa die physischen Strapazen bei der Durchquerung ausgedehnter Urwälder oder bei der Überwindung reißender Flüsse und Wasserfälle. Auch an die Blutegelplage und die eintönige Süßkartoffelkost konnte ich mich gewöhnen. Mein größter Widersacher war die Zeit. Die indonesischen Behörden gewährten mir keine längere Aufenthaltsdauer als zwei Monate. Ich mußte sogar froh sein, wenn ich überhaupt bestimmte Regionen aufsuchen durfte. Wie oft wäre ich gerne weitermarschiert oder in diesem und jenen Dorf länger geblieben, aber als die Zeit abgelaufen war, mußte ich das Land verlassen. Mein einziger Trost war, daß ich wiederkommen konnte. Doch jedesmal fielen mir die Veränderungen auf, ich war immer von neuem erstaunt, wie rasch sich hier alles wandelt.

Im Großen Tal

Wamena liegt inmitten des malerischen Hochtales, das nur der Baliem auf seinem Weg zur Südküste durchfließt. Es ist die Nabelschnur zur Zivilisation, der einzige Ort im Hochland, der mit einem regulären Flug erreichbar ist. Das soll allerdings nicht viel heißen, man darf sich darunter nichts Großartiges vorstellen. Denn der Begriff „Ort“ ist nur eine freundliche Umschreibung für die wild zusammengewürfelte Wellblechsiedlung. Die einzige „Sehenswürdigkeit“ ist der Markt. Hierher kommen jeden Morgen Frauen aus den umliegenden Dörfern und bieten ihre herkömmlichen Waren zum Tausch oder Kauf an. Ein paar Indonesier betreiben kleine Läden, wo als Alternative zum Dani-Markt landesfremde Güter angeboten werden. Das Angebot mag zwar aus der Sicht des verwöhnten Europäers bescheiden sein, aber für die Dani sind es bestaunenswerte Dinge. Erstmals sehen sie westliche Konsumgüter, und schon so mancher richtet begehrlieh seine Blicke darauf. Wie lange wird es dauern, bis sie dem Drang nach Befriedigung ihrer Konsumwünsche genausowenig widerstehen können wie wir?

Wamena ist auch ein Ort großer Frömmigkeit. Gleich drei verschiedene Missionen kümmern sich um das Seelenheil der Eingeborenen. Hinzu kommen noch indonesische Verwaltungsbeamte, deren Aufgabe es ist, staatliche Autorität und Obrigkeit zu demonstrieren. Für den nötigen Nachdruck sorgt eine Einheit Soldaten, die sogar über Hubschrauber verfügt, mit denen sie gelegentlich Einsätze gegen die „Rebellen“ der OMP (Organisation für ein freies Papua) fliegt.

Für mich ist Wamena der Ausgangspunkt zum Marsch in die Baliem-Schlucht. Da ich die Strecke bis zum Eingang der Schlucht von vergangenen Aufenthalten her kenne, kann ich es wagen, ohne ortskundigen Führer loszuziehen. Der Weg nach Kurima ist sicherlich einer der leichtesten, die ich im Hochland kenne, und verdient somit den Namen „Dani-Highway“ zurecht.

Der Urwald (Primärwald) von einst ist durch den Zugriff des Menschen fast vollkommen verschwunden. Das gesamte Tal, einschließlich der Hänge zu beiden Seiten, ist zu einem einzigen Garten umfunktioniert. Überall werden Süßkartoffelarten und Taro gezogen. Während im Talgrund mittels künstlicher Bewässerung intensiver Anbau möglich ist, wird an den Berghängen und in der Baliem-Schlucht Brandrodungswanderfeldbau betrieben.

Bald treffe ich auf die ersten Dani, vor denen mich die Indonesier eindringlich gewarnt hatten. Ganz im Gegensatz zu ihrem kraftstrotzenden, wilden Aussehen erweisen sie sich als äußerst höfliche Zeitgenossen. Die langen Penisköcher stolz vor sich her tragend, mit rußgeschwärzten Gesichtern und langen „Muschelkrawatten“, die Äxte leger über die Schultern gelegt, so schreiten sie vor mir her. Ihre wiederholten Angebote, meinen Rucksack zu tragen, lehne ich entschieden ab; aber die Einladung, in ihr Dorf zu gehen, nehme ich gerne an. Von einem Dorf zu sprechen, heißt der Dani-Wirklichkeit nur bedingt nahezukommen. Denn ihre Siedlungen sind eigentlich nur Ansammlungen von Gehöften oder Weiler, von einem gemeinsamen Lattenzaun umschlossen. Der einzige Zugang ist ein schlupflochartiger

Das Männerhaus

Einlaß, durch den wir uns einzeln hindurchzwängen. Mit ausgesuchter Höflichkeit führen mich meine Gastgeber gleich zum Männerhaus, das dem Eingang gegenüberliegt. Eine Ehre, die nur zu schätzen weiß, wer informiert ist, daß in dieser Hütte nicht einmal alle Eingeborenen Platz nehmen dürfen. Weibliche Stammesmitglieder und noch nicht eingeweihte Knaben kennen die exklusive „Klubatmosphäre“ des Männerhauses nur vom Hörensagen. Durch den niedrigen Eingang kann man nur in gebückter Haltung in das Innere der Hütte gelangen. Als ich eintrete, steigt mir sofort beißender Rauch in die Nase; der Geruch von ranzigem Schweinefett erfüllt die Luft. Ich kauere mich in bandscheibenzermürenden Stellung auf den Boden, um dem aufsteigenden Qualm zu entkommen.

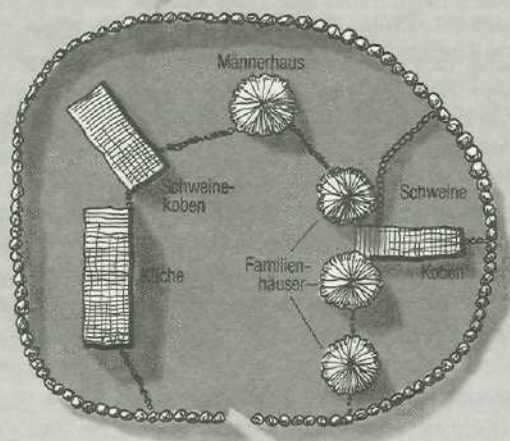
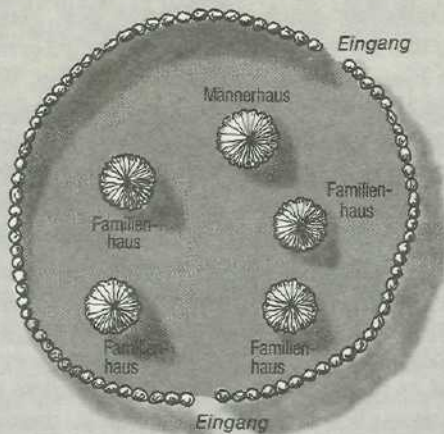
In der Zwischenzeit sind alle Honoratioren des Dorfes eingetroffen. Zitternd vor Kälte scharen sie sich rund ums wärmende Feuer. Lautlos ist die Dunkelheit über die kleine Siedlung hereingebrochen, die Nachtkälte ist empfindlich zu spüren. Zum Abendessen gibt es die üblichen Süßkartoffeln, dazu spende ich zum allgemeinen Wohlgefallen etwas von meinem Salzvorrat. Als bald ist eine angeregte Unterhaltung im Gange, von der ich allerdings ausgeschlossen bleibe. Denn hier im Süden des Tales und in der Baliem-Schlucht wird ein anderer Dialekt gesprochen als nördlich von Wamena. Daher sind meine im Norden erworbenen Sprachkenntnisse nutzlos, ich muß mir vorerst mit Indonesisch behelfen, bis ich mir ein neues Vokabular erarbeitet habe.

Während sich die Dani vermutlich über die Geschehnisse des Tages unterhalten, benütze ich die Gelegenheit, das Innere des Männerhauses zu inspizieren. In der Mitte des kreisrunden Raumes befindet sich die Feuerstelle. Sie wird von vier Stangen eingerahmt, die am oberen Ende kuppelförmig zusammengebunden sind. Auf ihnen ruht das Dachgerüst. In halber Höhe zwischen Boden und Dachmittelpunkt ist eine Zwischendecke eingezogen. Sie markiert das eigentliche „Schlafgemach“, das über eine Leiter und einen schmalen Durchschlupf erreichbar ist. An den Wänden des Erdgeschosses, dem Aufenthaltsraum, hängen Pfeile, Bogen, Äxte und Reservepenisfutterale in allen Längen. Rituelle Gegenstände wie heilige Steine, Muschelbänder, Schweinehoden und Schwänze sind, wenn noch vorhanden, an einem bestimmten Platz untergebracht. Meistens an dem Teil der Wand, wo sich die Sitzplätze der „Big Men“, also der einflußreichen Klanführer, befinden.

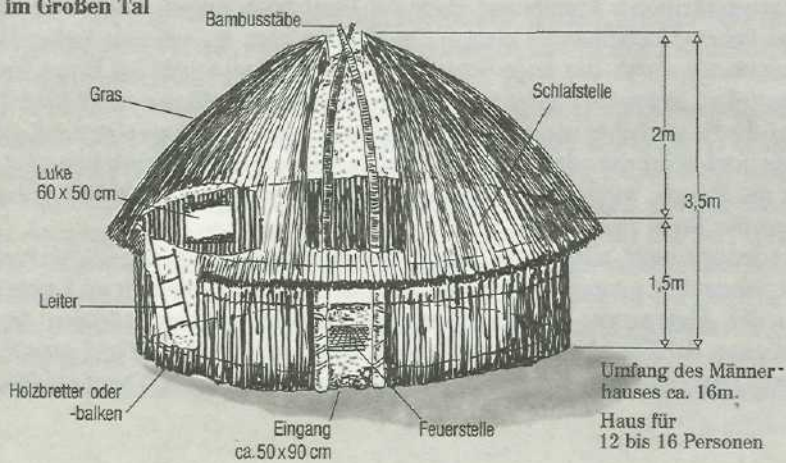
Zu fortgeschrittener Stunde legt einer der Dani noch einmal trockene Holzscheite in das Feuer. Nacheinander steigen die Männer über die schmale Leiter hoch und verschwinden durch das enge Schlupfloch in der Decke. Als ich ihnen kurze Zeit später folge, liegen sie bereits am Rücken ausgestreckt. Eine andere Schlafstellung lassen die Penisköcher nicht zu. Vom aufsteigenden Rauch gereizt, schließe ich die Augen und versuche, den aufkommenden Husten zu unterdrücken. Tatsächlich zieht der Rauch, wie in einer Räucherammer, unablässig hoch und dringt durch das poröse Dach nach außen.

Es ist jedoch nicht allein der Qualm, der in dieser Nacht mein Schlafvergnügen trübt; wesentlich unangenehmer sind jene Mitbewohner, die sich im Laufe der Zeit unter den Haarnetzen der Dani eingenistet haben. In regelmäßigen Abständen wacht einer der Eingeborenen auf, springt hoch, reißt sich das Netz vom Kopf und beginnt seine geplagte Kopfhaut zu massieren. Die netten Tierchen fühlen sich

Weiler der Lani



Weiler im Großen Tal



Heimtückische Tierchen

auch in weißer Haut recht wohl. Bald spüre ich deutliches Kribbeln und Jucken an empfindlichen Körperstellen und beteilige mich am frohen Spiel der Dani. Als das Morgengrauen anbricht, bin ich der erste, der in die Kälte hinaus flüchtet, um endlich wieder frische Luft zu atmen. Nach dem landesüblichen Frühstück, das sich vom Abendessen nur darin unterscheidet, daß die Bataten kalt gegessen werden, schultere ich meinen Rucksack und ziehe weiter. Anfangs noch in Begleitung einer Schar Kinder, die nicht eher von mir ablassen, bis ich jedem von ihnen ein paar bunte Luftballons geschenkt habe.

Mein Weg nach Süden führt in der Nähe einer Salzquelle vorbei. Ich folge einigen Frauen, die mit zerhackten Blättern und Stengeln gefüllte Netze mit sich schleppen, zu einem braunen Tümpel. Die Salzmenge, die die Dani ihrem Körper zuführen, ist relativ gering, denn Salz ist sehr kostbar und muß entweder eingetauscht oder, wie in diesem Fall, in den wenigen Salzquellen gewonnen werden.

Der Prozeß der Salzgewinnung ist mühevoll und obliegt zur Gänze den Frauen. Zerhackte Stengel und zu saugfähigen Fasern zerkleinerte Grönpflanzen werden dafür bereits aus den Dörfern mitgeschleppt. An der Salzquelle angekommen, steigen die Frauen in die Sole und weichen darin die Pflanzenteile so lange ein, bis sie vollgesogen sind. Die schweren, klatschnassen Pflanzen werden dann in die Tragnetze gepackt und ins Dorf transportiert. Erst dort erfolgt die eigentliche Gewinnung. Die Pflanzenteile legt man einfach auf die Hüttendächer zum Trocknen aus, um sie anschließend zu verbrennen. Die zurückbleibende Asche ist das fertige „Dani-Salz“!

Nach einiger Zeit verengt sich das Tal zu einer Schlucht. Der Pfad führt nun wieder unmittelbar am Ufer des Baliem entlang, der sich am südlichen Talabschluß in lotrechten Wänden verliert. Am Eingang zur Baliem-Schlucht liegt das Dorf Kurima.

Von Kurima aus verlaufen zwei Routen südwärts. Entweder man folgt den Bergkammen im gewohnten Bergauf – Bergab, oder man wählt den Pfad, der den Flußlauf in unmittelbarer Nähe begleitet. Ich entscheide mich aus Gründen der leichteren Orientierung für den Weg durch die Schlucht. Ganz nah treten hier die Berge zusammen, der Baliem schießt mit einer solchen Geschwindigkeit durch die 80 km lange Enge, daß nicht einmal Fische vom südlichen Flachland hinaufschwimmen können. Es gibt im gesamte Baliem-Tal keine Fische. Erst südlich der Schlucht, wo der Baliem aus dem Gebirge austritt und als breiter, träge dahinfließender Strom dem Meer zustrebt, betreiben die Eingeborenen wieder Fischfang.

Bald nach dem Eingang der Schlucht schlängelt sich der Pfad zu einer kühn geschwungenen Hängebrücke hinunter. Ein wahres Kunstwerk, gefertigt aus Lianen und Rotang, ohne Verwendung von Metall, überspannt den Fluß.

Obwohl ich keinen Grund habe, hier zu übersetzen, denn mein Weg führt am rechten Ufer entlang weiter, drängt mich meine angeborene Neugier, die atemberaubende Konstruktion zu betreten. Die Brücke hängt so stark durch, daß die Erbauer zu beiden Seiten hohe Holzgerüste errichten mußten, an denen die Strangenden befestigt sind. Erst durch diesen Kniff hat die Brücke genügend Höhe, so daß sie auch Hochwasser und Sturzfluten standhält. Ich kletterte an den Holzstangen

hoch, bis ich am Einstieg der Brücke stehe. Das erste Stück, bis zur Mitte, führt steil nach unten. Schwindelfreiheit und Trittsicherheit sind hier unbedingt erforderlich.

Mit jedem Schritt gerät das ganze Gerüst ins Schwingen, und bei einseitiger Belastung neigt es sich bedenklich zur Seite. Während ich hin und her turne, dabei Balanceübungen vollführe, sind einige Dani angekommen und beobachten mich belustigt. Sie müssen warten, bis ich wieder festen Boden unter den Füßen habe, denn es darf stets nur eine Person die Brücke überqueren.

Es ist klar, daß eine solche Brücke nur dann gebaut wird, wenn Menschen zu beiden Seiten daran Interesse haben. Sie müssen so lange Pfeile, an denen Lianen befestigt sind, hin und her schießen, bis es gelingt, einen starken Strang daraus zu flechten und an beiden Ufern zu verankern. Ist einmal ein Rotangseil gespannt, wird es mit zusätzlichen Lianen zu einem dichten Flechtwerk verstrickt, mit einem Geländer versehen und, wenn es sich um eine „Luxusausführung“ handelt, sogar mit dünnen Baumstämmen ausgelegt.

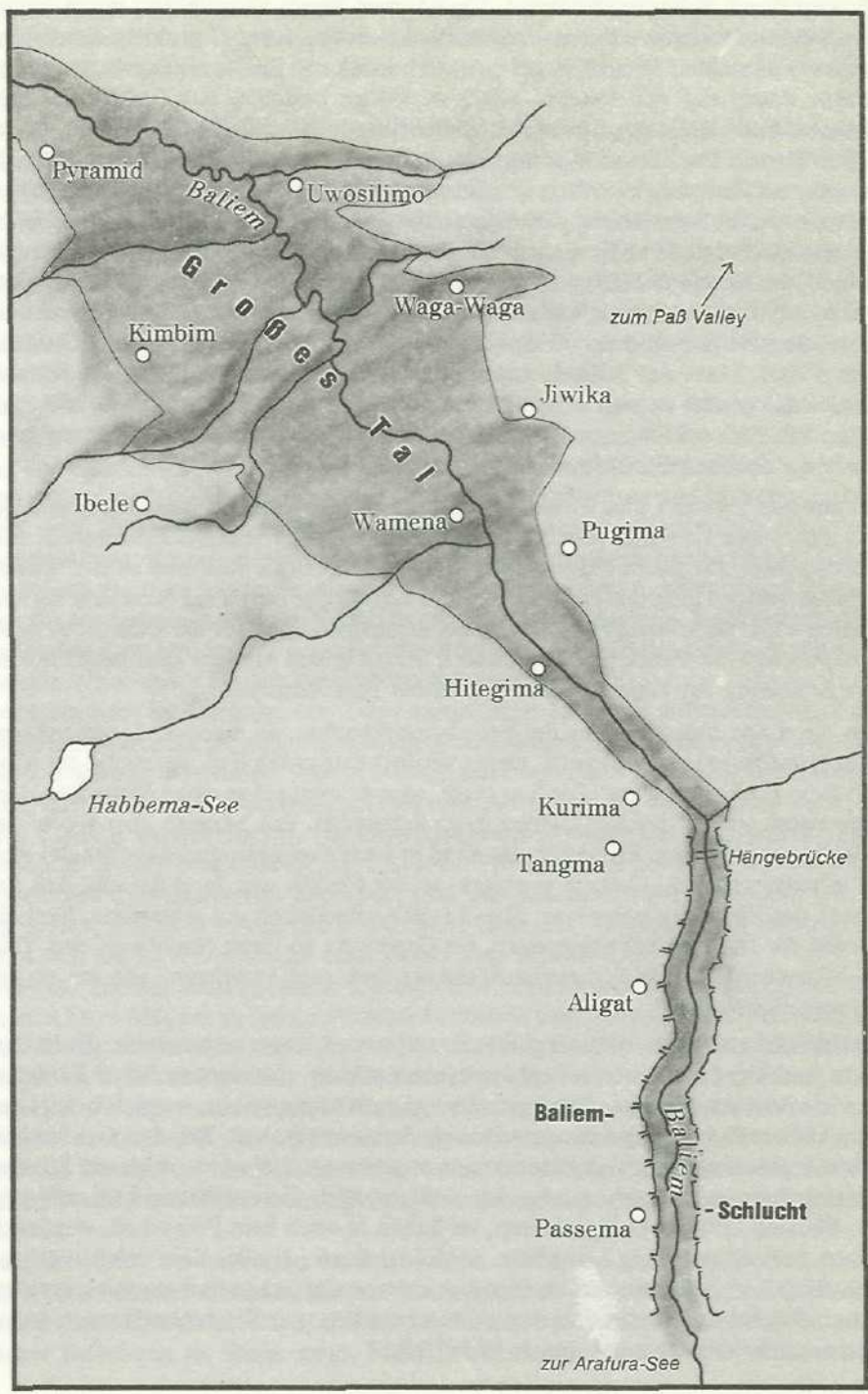
Die Benutzerfrequenz ist an dieser Brücke ungewöhnlich hoch, davon konnte ich mich in der kurzen Zeit, in der ich mich dort aufhielt, überzeugen. Kein Wunder auch, denn sie ist weit und breit die einzige Möglichkeit, den Baliem zu überqueren, und bildet nicht zuletzt ein wichtiges Glied in der Verbindung zwischen dem Territorium der Dani und dem Land der Yali.

Ich bleibe weiterhin am rechten Flußufer. Der Pfad wird zunehmend schwieriger und ähnelt bald jenen, die ich während vieler Wanderungen lieben und zugleich fürchten gelernt habe. Als ich mich einige Male verlaufen habe und die vermeintlichen Wegspuren sich jedesmal als Schweinepfade entpuppen, die regelmäßig im Urwald enden, schließe ich mich in der Nähe von Aligat einer Gruppe Dani an. Nachdem ich mich durch Salz- und Tabakgeschenke bestens bei ihnen eingeführt und sie überzeugt habe, daß ich mit den verhassten Indonesiern nichts zu tun habe, nehmen sie mich freundlich in ihrer Mitte auf. Zu meiner Freude stellt sich heraus, daß wir nicht nur den gleichen Weg vor uns haben, sondern daß sie aus Passema stammen, genau jenem Dorf, das ich besuchen will. Der Kontakt mit ihnen, so hoffe ich, wird mir die Aufnahme im Dorf wesentlich erleichtern.

Ein gutes Stück nach Aligat, das etwas abseits des Flusses liegt, schlagen wir unser Nachtquartier in einer leerstehenden Hütte auf. Am nächsten Morgen begleitet uns wieder das gewohnte Rauschen des Baliem, das aus der Tiefe der Schlucht zu uns heraufdringt.

Das Vorwärtstkommen ist hier ungemein schwierig, um nicht zu sagen gefährlich, denn wir queren zumeist steile Bergflanken. Ein Ausrutscher oder ein falscher Schritt würde unweigerlich einen Sturz in die Schlucht nach sich ziehen. Es ist rührend, wie sich die Dani um mich kümmern. An besonders abschüssigen Stellen zeigen sie mir genau, wo ich meinen Fuß hinsetzen habe. Stets ist eine hilfreiche Hand da, und mein Rucksack ist schon längst in einem ihrer Tragnetze verschwunden.

Passema kündigt sich schon lange vorher an. Zunächst wird der Pfad immer deutlicher, dann tauchen die ersten Rodungen auf. Immer häufiger müssen wir Holzzäune überklettern, die die einzelnen Gartenparzellen abteilen und sie vor der Ver-



wüstung durch Schweine schützen. Dazwischen liegen Brachfelder, deren karger Sekundärwuchs darin erinnert, daß hier einst artenreicher Urwald bestand. Nun sehen wir die ersten Frauen in gebückter Haltung mit den unentbehrlichen Grabstöcken emsig auf den Feldern arbeiten. Einige befinden sich bereits auf dem Heimweg und ziehen scheinbar leichten Schrittes, mit prallgefüllten Netzen an uns vorbei. Da die Dani keine Flurbereinigung kennen, verläuft der Pfad in undurchschaubarem Zickzack zwischen den Gärten hindurch. Außerhalb der Eingrenzungen streunen die Schweine – sie sind dunkler Hautfarbe – scheinbar unbeaufsichtigt umher. Beim Anblick eines besonders wohlgenährten Tieres kann ich nicht verhindern, es mir als fetten Schweinebraten vorzustellen; daran kann auch das freundliche Grunzen wenig ändern. Aber ich weiß nur zu gut, daß jedes Schwein seinen Besitzer hat und der Gedanke an Schweinefleisch eben nur ein Gedanke bleiben darf. Denn das Schwein ist wichtigstes „Kulturgut“ der Dani, und Schweinediebstahl gehört zu den schlimmsten Vergehen, die man in ihrer Gesellschaft kennt. Ein Flirt mit einem verheirateten Dani-Mädchen würde ihr „Besitzer“ eher tolerieren als einen Schweinediebstahl.

In manchen Dörfern gibt es mehr Schweine als menschliche Bewohner, und gewöhnlich teilen sie sogar ihre Schlafplätze mit den vierbeinigen Kameraden. Nebenbei gesagt: für einen Dani hat ein Schwein zwei Beine und zwei Arme! Einem Außenstehenden mag der Gestank und der Dreck, der durch die Schweine hervorgerufen wird, als scheußliche Schweinerei erscheinen, aber für die Dani ist es sichtbares Zeichen für Glück und Wohlstand. Schon in den Mythen kommt die besondere Beziehung der Dani zu ihren Schweinen zum Ausdruck.

„Als die ersten Menschen aus der Erde hervorkrochen, an einem Ort, der Jalugari (Wurijala-Gebiet) genannt wird, trafen sie dort eine große Sau, die zuerst ein Kind und dann ein Ferkel gebar. Die Sau sagte ‚nggum‘ und gebar einen Menschen, und sagte dann ‚nggak‘ bei der Geburt eines Schweines. Ein Mensch aber tötete das Neugeborene der Sau. Er kochte das Kind in einer Erdgrube und daneben das Ferkel in einer anderen. Danach probierte er das Fleisch und fand heraus, daß das Fleisch des Kindes zu bitter war, aber das Schweinefleisch gut schmeckte. Deshalb wurden die Dani zu Schweineessern, im Gegensatz zu ihren Nachbarn, den Yali, die Menschenfleisch auf dieselbe Weise kochen und verzehren, wie sie es mit Schweinefleisch tun.“

Die Nachricht von der Ankunft eines „Tuan“ ist uns längst vorausgeeilt, die letzten Meter zum Dorf legen wir in Begleitung einer ständig wachsenden Schar Eingeborener zurück. Ich folge den Dani geradewegs zum Männerhaus, wo sich bereits der „Gemeinderat“ zur Begrüßungszeremonie versammelt hat. Bei der Gelegenheit wird mir gleich ein Platz im Männerhaus zugewiesen. Ich würde mich am liebsten sofort dorthin zurückziehen, aber ich weiß, was ich meinen Gastgebern schuldig bin. Mangels anderer Gelegenheiten, sie haben ja noch kein Fernsehen, werde ich vorerst einmal ausgiebig betrachtet. Geduldig lasse ich alles über mich ergehen. Schließlich bin ja ich es, der zu ihnen gekommen ist, ohne daß sie mich gerufen hatten, folglich habe ich mich ihren Gewohnheiten und Wertvorstellungen anzupassen, auch wenn es nicht immer leicht fällt.

Penis mit Flagge

Das Leben der Dani kennt keine Privatsphäre, es ist so öffentlich, daß es praktisch unmöglich scheint, etwas vor anderen geheim oder versteckt zu halten. Intimität in unserem Sinne gibt es nicht. Endlich weiß ich, wie es ist, ein berühmter Star zu sein.

Während der ersten Woche meines Aufenthaltes herrscht praktisch Ausnahmezustand. Nachdem die Neugier an meiner Person geschwunden ist, verlagert sich ihr Interesse mehr und mehr auf meine Ausrüstung. Besonders fasziniert sind sie von meiner Filmkamera. Ein Blick durch das Teleobjektiv, womit man weit Entferntes näher holen kann, und schon halten sie mich für einen großen Zauberer. Der größte Hit ist das Tonbandgerät. Abend für Abend sitze ich mit ihnen rund ums Feuer und nehme ihre Gesänge auf. Jede Aufnahme muß ich ihnen vorspielen. Wen wundert's, daß nach wenigen Tagen die Batterien leer sind. Ungläubig und enttäuscht betrachten sie das Gerät, das fortan stumm bleibt.

Einen beträchtlichen Teil des Tages verbringe ich mit Kranken oder solchen, die vorgeben, krank zu sein. Wie bei vielen anderen Stammesvölkern herrscht auch hier der Glaube vor, jeder Weiße sei ein Mediziner. Immer wieder kommen Eingeborene zu mir, deren Körper mit schlimmen Geschwüren und Infektionen bedeckt sind. Einige haben eindeutig Frambösie, eine dort weit verbreitete tropische Hautkrankheit, die mit einem himbeerähnlichen Geschwür beginnt, das im fortgeschrittenen Stadium ganze Hautpartien befällt. Da sie kaum Abwehrstoffe besitzen, führen bereits harmlose Verletzungen zu folgenschweren Infektionen. Bei Frauen sind es häufig die scheuernden Röcke aus Faserschnüren, die ständig eiternde Wunden im Bereich der Hüften hervorrufen.

Trotzdem wäre es unsinnig, den Dani europäische Kleidung aufzuzwingen. Entsprechende Versuche wurden hier und da unternommen, nur endeten sie zumeist in einem Desaster. Vor einiger Zeit erließ die indonesische Verwaltung die Verordnung, daß Dörfer mit indonesischer Administration nur mit entsprechender Kleidung betreten werden dürfen. Die Dani lösten das Problem der ungeliebten „Hosenaktion“ auf verblüffende Weise. Ein paar Garnituren Hosen und Hemden wurden einfach im Männerhaus deponiert, und wer gerade zu einem Verwaltungsposten mußte, griff sich Hemd und Hose. Man kann sich vorstellen, in welchem Zustand sich die Kleidungsstücke nach kurzer Zeit befanden.

In diesem Zusammenhang mache ich noch eine Entdeckung. Mir fällt auf, daß die meisten Dani-Männer zwischen Penisköcheransatz und Haut, um das Scheuern zu verhindern, ein Stück roten oder weißen Stoff legen. Mit denselben Stoffetzen pflegen sie auch die Futterale oben zuzustopfen. Man wird es kaum glauben, aber es sind Reste einer indonesischen Flagge. Im Jahre 1962, als die Indonesier West-Neuguinea von den Holländern übernahmen, wurden diese in ungeheuren Mengen über die Dörfer des Hochlandes abgeworfen. So erfüllen sie für die Dani einen höchst praktischen Zweck, wengleich nicht jenen, den die Indonesier ihnen zudachten.

Nach der ersten Woche nimmt das Interesse an mir rapide ab, der Alltag kehrt wieder im Dorf ein. Ich bin nun Gast im Männerhaus wie jeder andere, der hier zu Besuch ist, mit dem Unterschied, daß ich in keinerlei verwandtschaftlicher oder politischer Beziehung zu ihnen stehe. Mein Lebensrhythmus paßt sich vollkommen

dem ihren an. Ich stehe mit den Männern in aller Frühe auf, begleite sie zu ihren „Arbeitsplätzen“, wenn es gilt, ein Stück Urwald zu roden, Zäune auszubessern oder eine neue Hütte zu bauen. Ich bin dabei, wenn sie ausziehen, um Vögel und Baumkänguruhs zu jagen, in benachbarten Weilern Verwandte zu besuchen und wenn sie abends ums Feuer hocken und der aktuellste Klatsch die Runde macht. Auf Grund der starken Trennung zwischen Männer- und Frauenwelt sind meine Kontaktpersonen vorwiegend männlichen Geschlechts. Obwohl nach westlichen Vorstellungen größte Ungleichheit zwischen den Geschlechtern herrscht, insbesondere nach der Kindheit, würde ich meinen, daß dies die Dani-Frauen nicht so empfinden. Sie verrichten zwar die Hauptarbeit zur Sicherung des Lebensunterhaltes; schon frühmorgens sieht man sie auf die Felder hinausziehen, wo sie praktisch den ganzen Tag verbringen. Dennoch gewinne ich nicht den Eindruck, sie seien unglücklich darüber. In den Pausen, die sie während der Arbeit häufig einlegen, sieht man sie zusammen scherzen und lachen oder mit den Kleinkindern spielen. Das bedeutet aber nicht, daß die Männer keinerlei nützliche oder sich wiederholende Arbeit leisten. Genau wie den Frauen ist auch ihnen Müßiggang fremd. Ihre Arbeiten erfordern physische Stärke und Ausdauer. Sie sind Holzfäller, Baumeister und nicht zuletzt die Beschützer der Familie. Ihre Hände besitzen nicht nur Kraft, sondern auch Geschicklichkeit. Kraftstrotzende Dani-Krieger sitzen stundenlang, um ihre Pfeile mit dekorativen Mustern aus geflochtenen Schnüren zu verschönern oder aus Orchideenranken Frauenröcke herzustellen. Aber neben der schweren Arbeit erleben die Männer, im Gegensatz zu den Frauen, alle Dramatik des Lebens. Sie haben den rituellen Krieg förmlich zum Gesellschaftsspiel erhoben, das zumindest genauso sehr zur Sicherung ihrer männlichen Privilegien dient wie dem persönlichen Prestige und zur Beschwichtigung der Geister. Die rituellen Stammeskriege sind heute praktisch verschwunden. Ab und zu drohen bewaffnete Auseinandersetzungen, wenn Delikte wie Frauenraub oder Schweinediebstahl vorkommen, aber zumeist gelingt es durch „Wiedergutmachung“ in Form von Schweinezahlungen, eine bewaffnete Auseinandersetzung zu verhindern. Schon eher richten sie ihre Pfeile auf den gemeinsamen Feind: den indonesischen Soldaten.

Mit dem Verbot der rituellen Kriege ist auch eines der hervorstechendsten Merkmale der Dani-Kultur verschwunden, gewissermaßen ein Eckpfeiler eingestürzt, denn genauso wie der Ackerbau und die Schweinezucht bestimmte er das Leben der gesamten Gruppe. Geblieben ist die Struktur einer Bauernkriegergesellschaft, der man den Hauptsinn genommen hat, so als würde man einem Königtum den König nehmen.

Ein kompliziertes System von Verwandtschaftsbeziehungen und politischen Allianzen mit der Verpflichtung gegenseitiger Hilfe verbindet die Dani-Gesellschaften über die engen Siedlungsgrenzen hinweg. Die Bedeutung dieser Bindungen kann im sozialen, ökonomischen, auch im kultischen Bereich liegen. Für den Fremden ist es außerordentlich schwierig, die einzelnen Personen hinsichtlich ihrer Klan-, Sippen- und Allianzzugehörigkeit einzuordnen. Es bedarf eines großen Zeitaufwandes und großer Geduld, will man es gewissenhaft tun. Aber noch erheblich schwieriger wird die Sache bei den Tauschbeziehungen. Ein ständiger Fluß an Geschenken zwischen den Verwandten bzw. in zu Konföderationen zusammenge-

Die fünfzig Klans

geschlossenen Gruppen hält die Beziehungen lebendig, schafft Abhängigkeiten und Verpflichtungen. Das wichtigste Geschenk ist das Schwein. Gelegenheiten zum Schenken gibt es viele. Auffallend dabei ist, daß dies ausschließlich in aller Öffentlichkeit geschieht, vorzugsweise bei Hochzeiten, Totenfeiern oder anlässlich eines großen Schweinefestes. Jemandem etwas heimlich zu geben oder diskret verpackt, wie es in unserer Gesellschaft üblich ist, wäre für einen Dani undenkbar. Im Gegenteil, jeder soll sehen, wer wem etwas schenkt.

Jede Schenkung läuft nach einem starren Zeremoniell ab. Zumeist überschüttet der Schenkende den anderen mit Lobeshymnen, ohne aber dabei zu vergessen, seine Großzügigkeit ins rechte Licht zu rücken. Angesichts einer solchen Laudatio fällt es dem Angesprochenen schwer, das Geschenk abzulehnen. Aber er weiß nur zu gut, daß er damit in aller Öffentlichkeit eine Verpflichtung eingeht, gewissermaßen einen Vertrag unterzeichnet. Denn ein Geschenk ist bei den Dani nichts Uneigennütziges; es zieht unweigerlich ein Gegengeschenk nach sich, das den Wert der erhaltenen Gabe nicht nur egalisieren, sondern übersteigen muß.

Auch in der Dani-Gesellschaft ist die kleinste soziale Einheit die Familie. Im Unterschied zu unserer Kultur lebt die Dani-Familie nicht in einem gemeinsamen Haushalt. Sogar bei monogamen Ehen bewohnt die Familie mindestens zwei Hütten. Während die Frau mit ihren Töchtern und Kleinkindern im Familienhaus lebt, verbringt der Mann gemeinsam mit den älteren Söhnen die meiste Zeit im Männerhaus. Heiratet ein Mann mehrere Frauen, so muß er für jede einzelne eine runde Familienhütte bauen. Legt er Wert auf ein harmonisches Familienleben, so wird er trachten, seine Frauen auf verschiedene Weiler zu verteilen. Von den Frauen gemeinsam benützt wird das rechteckige Küchenhaus, worin jede Frau ihre eigene Feuerstelle hat. Hier bereitet sie das Essen für alle Familienmitglieder und darüber hinaus für Waisen, Witwen, Junggesellen oder Gäste, die sich gerade im Dorf aufhalten.

Während innerhalb der Kernfamilie keine Tauschverpflichtungen bestehen, sind bereits in der nächstgrößeren Einheit – dem Weiler – kaum durchschaubare Transaktionen im Gange. Noch viel wichtiger und ausgeprägter sind die Tauschverflechtungen unter den Angehörigen des Klans. Jeder Klan ist eine verschworene „Großfamilie“, deren Mitglieder zwar auf verschiedene Weiler verteilt sind, die aber eng miteinander kooperieren. Die Klanzugehörigkeit wird nur vom Vater vererbt. Eheschließungen innerhalb des eigenen Klans sind streng verboten. Eingehiratete Frauen behalten stets die Klanzugehörigkeit und demzufolge auch den „Mädchennamen“ (= Klannamen des Vaters) bei, nur die Kinder übernehmen automatisch den Namen des Mannes, der in den meisten Fällen auf einen bestimmten Ahnherrn zurückgeht.

Im Großen Tal gibt es rund fünfzig Klans. Sie alle gehören zu einer der beiden Heiratsklassen, entweder zu den *wida* oder den *waiya*, die die Dani-Bevölkerung praktisch in zwei Stammeshälften unterteilen.

Die Aufteilung der einzelnen Klans auf die zwei Heiratsklassen hält sich annähernd die Waage. Jeder einzelne Dani ist also eingebunden in seinen Familienverband, in die Dorfgemeinschaft, darüber hinaus noch in seinen Klan und zuletzt in die Gruppe der *wida* oder *waiya*.

Auf meine Frage nach dem Ursprung der beiden Heiratsklassen wird mir immer wieder folgende Geschichte erzählt:

Nach dem Glauben der Dani sind ihre Ahnen zusammen mit den Tieren aus einem Erdloch an das Licht der Welt gekrochen. Die ersten Menschen, die hinausgelangten, waren zwei Männer und zwei Frauen. Jeder der beiden Männer nahm sich eine von ihnen zur Frau. Aber als die Nacht kam, war keine der beiden Frauen zu sexueller Betätigung bereit. Am nächsten Tag beschlossen die Männer, ihre Frauen zu tauschen, und siehe da, das Sex-Life funktionierte plötzlich. Daraus schlossen sie, daß sie zuerst wohl ihre eigenen Schwestern genommen hatten, und um dies in Zukunft zu verhindern, teilten sie den Stamm in zwei Hälften und erließen ein Gesetz, das nur Eheschließungen mit Mitgliedern der anderen Heiratsklasse erlaubte. Zwischen Geburt und Tod durchläuft jeder Dani einige markante Lebensabschnitte. Der Eintritt in ein neues Stadium wird entsprechend gefeiert. Die wichtigsten Feierlichkeiten sind Einweihungsriten (Initiation), Heiratszeremonien, Schweinefeste und Totenfeiern. Schenkungen sind unter allen Beteiligten fällig. Den Geistern bringt man Schweineopfer dar.

Die unbeschwerte Kindheit der Dani ist denkbar kurz. Nur die ersten Lebensjahre verbringen die Mädchen und Knaben gemeinsam und vertreiben sich die Zeit durch allerlei Spiele. Ihre wichtigste Bezugsperson in diesem Lebensabschnitt ist die Mutter. Aber der Ernst des Lebens oder, sagen wir, die Vorbereitung für den Ernst des Lebens beginnt schon sehr früh. Bei den Mädchen noch früher als bei den Jungen. Lange bevor sich die Knaben wie Männer verhalten müssen, sind die Mädchen schon kleine Frauen. Sie sind eher erwachsen als ihre männlichen Altersgenossen, teils von Natur aus, teils weil sie es sein müssen. Schon bald begleiten sie die Mutter zur Arbeit und lernen durch Zuhören und Beobachten alle Tätigkeiten, die die Dani-Frau verrichten muß. Genauso wie die erwachsenen Frauen ziehen auch sie frühmorgens, die Tragnetze schuppenartig über den Rücken gelegt, auf die Felder hinaus. Dort sieht man sie Süßkartoffeln pflanzen, Unkraut jäten oder auf die kleinen Geschwister aufpassen. Die Knaben beginnen sich im Alter von vier bis fünf Jahren von der Mutter und den weiblichen Geschwistern abzusondern. Sie schließen sich mehr und mehr den älteren Jungen an. Alle tragen bereits den Penis-köcher, und ihr Schlafplatz ist das Männerhaus. Die „Spiele“ lassen schon ihre spätere Rolle als Krieger erkennen.

Es gibt ein Spiel, bei dem sich die Akteure in zwei Gruppen in bestimmter Entfernung voneinander aufstellen und Graswurfspeere hin und her schleudern. Schon nach kurzer Zeit entwickeln sie erstaunliche Geschicklichkeit, den Geschossen auszuweichen. Manchmal kommt es aber vor, daß jemand von einem ungesesehenen Grasspieß an empfindlicher Stelle getroffen wird. Eine solche Erfahrung, die recht schmerzlich sein kann, läßt die Grenze zwischen Spiel und Ernstfall verwischen. Ein anderes „Kriegsspiel“ heißt bezeichnenderweise *sigogo wasin*, „Töte einen Reifen“! Dabei werden von den Knaben, die in zwei Gruppen mehr als zwanzig Meter voneinander entfernt stehen, abwechselnd Reifen aus geflochtenem Rohr durch die Luft geschleudert. Ein Reifen ist dann „getötet“, wenn ein Knabe ihn mit seinem Speer im Flug durchbohrt hat.

Die Jugendzeit steht im Zeichen der strengen Geschlechtertrennung. Die Kontakt-

Ehe und Scheidung

möglichkeiten sind gering, daher entwickeln sich tiefe Freundschaften meist nur zwischen Gleichgeschlechtlichen. Solche Freundschaften werden offen gezeigt. Nicht selten sieht man Jungen händehaltend spazierengehen, oder Mädchen sich umarmen, während sie miteinander reden. Gleichgeschlechtliche sexuelle Beziehungen sind jedoch äußerst selten.

Sobald die Heranwachsenden das heiratsfähige Alter erreicht haben – Mädchen früher als Jungen – erfolgt die Heirat beim nächsten Großen Schweinefest, das in regelmäßigen Intervallen alle vier bis fünf Jahre stattfindet. Die Dani betrachten die Ehe als die einzig mögliche Form des Zusammenlebens. Ausnahmen gibt es nur bei schwerer körperlicher oder geistiger Abnormität. Auch Witwen und Witwer heiraten nach einer angemessenen Trauerzeit von drei bis sechs Monaten wieder.

Die Partnerwahl ist frei, nur mit der Einschränkung, daß es eine Person der anderen Heiratsklasse sein muß. Eheschließungen innerhalb der eigenen Heiratsklasse werden als Inzest betrachtet. Wahrhaft drakonische Strafen stehen auf blutschänderische Beziehungen zwischen Geschwistern, Cousins oder Cousinen.

Die Dani behaupten zwar, daß Mädchen wie auch Jungen den Partner frei wählen dürfen, aber es ist offensichtlich, daß in der Praxis gesellschaftliche und wirtschaftliche Aspekte eine große Rolle spielen. Die Partner werden nämlich vorwiegend in den Dörfern der eigenen politischen Allianz gesucht. Solche Heiraten dienen der Friedenssicherung, binden die befreundeten Klans fester aneinander und tragen wesentlich dazu bei, Fehden innerhalb der Gruppe zu verhindern.

Daher geschieht es immer wieder, daß Verwandte bei der Wahl des Ehepartners Einfluß zu gewinnen trachten. Die Leidtragenden sind dann die Mädchen, wenn sie von ihren Verwandten zu einer Ehe mit einer bestimmten Person gezwungen werden. In solchen Fällen hofft man, daß späterer sexueller Kontakt den Widerstand des Mädchens brechen wird. Die ungewöhnlich häufigen Scheidungen widerlegen diese Hoffnung.

Eine Scheidung scheint bei den Dani, bei oberflächlicher Betrachtung, recht einfach zu sein. Sie ist es auch, aber nur, solange sie schon nach kurzer Ehezeit erfolgt, noch keine sexuellen Kontakte bestehen und folglich auch keine Kinder vorhanden sind. Je länger die Ehe besteht, desto schwieriger und komplizierter ist die Scheidung. Wie wir später noch sehen werden, wird mit der Eheschließung eine nicht mehr endende Kette von Tauschhandlungen ausgelöst, die bei einer Scheidung wieder rückgängig gemacht werden müssen. Es ist also die „Gütertrennung“, die eine Scheidung nach vielen Ehejahren so erschwert. Welch erstaunliche Parallele zu unserer Gesellschaft!

Unterschiede zu unserer Kultur gibt es bei der Partnersuche; auch die Liebe hat bei den Dani eine andere Qualität. Die Kontaktmöglichkeiten sind gering, sie beschränken sich im wesentlichen auf öffentliche Ereignisse, an denen beide Geschlechter teilnehmen. Soweit ich es beobachten konnte, sind es meistens die Mädchen, die einen Flirt beginnen oder ihr Interesse an einem bestimmten Mann zum Ausdruck bringen. Dies geschieht nicht durch persönlichen Einsatz, sondern mittels Dritter. Bei einem Mädchen werden die Brüder zu Vermittlern; ergreift ein Junge die Initiative, so werden ihn seine Schwestern unterstützen. Erst mit ihrer Hilfe kommt ein Rendezvous zustande, im geheimen versteht sich, ein verstecktes

Liebesnest wird ausgewählt, wo man sich zu erstmalig trifft. Ein persönlicher Kontakt kann auch anlässlich eines festlichen Ereignisses, das zumeist in einem fröhlichen Zusammensein bis spät in die Nacht hinein ausklingt, herbeigeführt werden. Solche Runden finden im Anschluß an Hochzeiten, Totenfeiern und Schweinefeste statt.

Während meines Aufenthaltes im Dorf Passema wurde ich selbst Zeuge einer derartigen „Party“:

Die Dunkelheit ist schon längst hereingebrochen, als mich die Dani-Freunde zu einem der größten Familienhäuser bringen. Bei meiner Ankunft ist das Innere der Hütte bereits bis auf den letzten Platz gefüllt. Männliche und weibliche Dorfmitglieder, die dunklen, glänzenden Körper fest aneinandergedrückt, sitzen rund um die Feuerstelle. Männer und Frauen singen abwechselnd, es klingt, als würden sie miteinander reden, wobei die einen fragen, die anderen antworten. Die männlichen Akteure klatschen im Rhythmus der Lieder oder klopfen mit ihren Fingernägeln im Takt gegen die Penisfutterale. Zwei von ihnen spielen auf der Maultrommel. Die Mädchen befestigen große Kaurimuscheln am Ende einer Rute und führen sie wie einen Taktstock hin und her. Ein Junge und ein Mädchen, die Gefallen aneinander gefunden haben, tauschen während des Singens geflochtene Armbänder aus, und Mädchen reichen ihren Favoriten Muschelbänder.

Wenn das Feuer ziemlich niedergebrannt ist, rücken die Pärchen enger zusammen und beginnen Zärtlichkeiten auszutauschen. Allmählich verläßt ein Paar nach dem anderen den Raum und verschwindet im Dunkel der Nacht. Voreheliche Sexualität ist in der Dani-Gesellschaft erlaubt, nur gibt es kaum Gelegenheiten dazu, denn es sind keine Partner dafür vorhanden. Die Dani-Mädchen heiraten bereits im zarten Alter von zwölf bis vierzehn Jahren.

Der Akt der Heirat ist in der Dani-Gesellschaft nur in zweiter Linie die Sache von Individuen, in erster Linie ist es die Verbindung zweier Familien bzw. Klans. Eine Heirat vermag bestehende Streitigkeiten aus der Welt zu schaffen, noch offene Rechnungen zu begleichen und der „Wirtschaft“ neue Impulse zu geben. Nur mit Hilfe seines Klans kann der Bräutigam seine Brautpreiszahlungen entrichten, und die Braut ihrerseits benötigt wieder die Unterstützung ihrer Verwandtschaft, um die Zahlungsverpflichtungen zu erfüllen.

Die erste Zahlung fällt dem Bräutigam zu. Die Verhandlungen über die Höhe dieser ersten Transaktion, sagen wir des „Brautpreises“, werden vorwiegend zwischen den Eltern des jungen Mannes und den Brüdern des Mädchens geführt. Üblicher Brautpreis sind Schweine, Muscheln, Waffen und Werkzeuge. Wird eine Einigung erzielt und der Brautpreis entrichtet, was häufig in Raten geschieht, so ist die Braut von ihrer Familie einmal freigekauft, der erste Schritt zur Heirat ist getan. Eine Dani-Heirat ist nämlich nicht, wie bei uns, ein einziger formeller Akt, sondern zieht sich oft über Jahre hin.

Im Großen Tal finden Eheschließungen ausschließlich alle vier bis fünf Jahre – während eines „Großen Schweinefestes“ – statt. Ein derartig großes Intervall bringt mit sich, daß dabei Ehen zwischen Partnern geschlossen werden, die eigentlich noch zu jung dafür sind. In solchen Fällen wird die Ehe erst ein bis zwei Jahre später vollzogen.

Die Welt der Geister

Die zweite Heiratszahlung wird vom Vater des Mädchens geleistet. Sie fällt zeitlich mit der Zeremonie zusammen, an der dem Mädchen anstelle des Bastrockes ein Kleid aus gewundenen Faserschnüren, wie es jede erwachsene Frau trägt, angelegt wird. Diese feierliche Handlung kommt der Knabeninitiation gleich und wird von den Dani als unerlässlich im Hinblick auf die künftige Fruchtbarkeit der Frau angesehen. Erst nach dem zeremoniellen Bekleiden ist der Übergang vom Mädchen zur Frau besiegelt, und sie ist berechtigt, dem Mann in sein Dorf zu folgen.

Eine weitere Zahlung ist für den Bräutigam fällig, wenn es zum sexuellen Kontakt kommt und die Frau daraufhin schwanger wird. Diese Zahlung, die sich über einen längeren Zeitraum hin erstreckt, sanktioniert den Anspruch des Mannes auf die Kinder der Ehe.

Die Scheidungsrate ist bei den Dani sehr hoch, besonders während der ersten Monate der Ehe, wenn noch keine Kinder da sind und der Brautpreis noch nicht voll entrichtet ist. Eine Scheidung verläuft ohne große Zeremonie, sie ist dann vollzogen, wenn eine Frau den Mann verläßt oder von ihm fortgeschickt wird und zu einem anderen zieht. Nur wenn der Bräutigam bereits alle Zahlungen getätigt hat, gibt es Komplikationen. In diesem Fall erwartet er, für seine Investitionen entschädigt zu werden. Der Brautpreis für eine geschiedene Frau ist deshalb immer niedriger.

Die Dani-Frau hat selten mehr als drei Kinder. Denn nach der Geburt eines Kindes beginnt ein Beischlaftabu, das zu bis zu fünf Jahren sexueller Abstinenz zwingt. Diese ungewöhnlich lange Zeitspanne – wenn man unser Verhalten als das normale betrachtet – wird, soviel ich weiß, strikt eingehalten.

Ein gewisser Ausgleich dafür ist die Polygamie. Andererseits ist Geburtenkontrolle unbedingt notwendig, weil der Boden nur eine bestimmte Anzahl von Menschen ernähren kann. Durch dieses Regulativ und auf Grund der hohen Kindersterblichkeit bleibt die Bevölkerungszahl relativ konstant.

Zur Welt der Dani gehören nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten und die Geister. Sie sind allgegenwärtig, besitzen die Fähigkeiten der Lebenden und darüber hinaus noch einige mehr. Sie können gehen, Bataten essen und kämpfen, sind aber auch rachsüchtiger als die Menschen, unsichtbar und unberechenbar. Auf Grund ihrer Körperlosigkeit sind sie mächtig und gefährlich, aber nicht so allmächtig, daß die Lebenden ihrer Willkür ausgeliefert wären. Magie und Rituale sind geeignete Mittel, die Geister im Zaum zu halten oder sich ihrer Hilfe zu versichern. Am besten läßt sich das Verhältnis der Dani zu ihren Geistern so beschreiben: Sie tun alles, damit diese bleiben, wo sie hingehören, und die Lebenden in Ruhe lassen. Ein derartiger Zustand wäre ideal, wird in Wirklichkeit aber nie erreicht. Wie sonst sollen sie das wiederholte Vorkommen von Krankheiten, Unglücksfällen und gewaltsamem Tod erklären. Jede Krankheit, so glauben sie, wird durch übernatürliche Einflüsse hervorgerufen. Es gibt in ihren Augen keine rein physische Erkrankung, sondern immer ist die Seele – das *etai-eken* (Samen des Singens), wie sie es nennen – befallen. Daher muß eine erfolgreiche Behandlung rein magischer Natur sein. Ein Experte im Umgang mit Geistern muß herangezogen werden. Bei den Dani erfüllt der Schamane diese Funktion. Er besitzt das Wissen und das Recht, mit den Geistern zu kommunizieren, sie beim Namen zu nennen oder ihren

Beistand zu erwirken. Wer seinen Beistand benötigt, muß vorerst einmal tief in die Tasche greifen. Häufig sind Schweineopfer und aufwendige Rituale für eine Behandlung notwendig; seine persönliche Entlohnung erfolgt in Kaurimuscheln.

Aber nicht immer muß eine Krankheit durch das Wirken der Geister hervorgerufen sein. Auch Sterbliche stehen im Verdacht, Schwarze Magie zu betreiben. Jede Frau wird dessen für fähig gehalten. In einem solchen Fall ist die Behandlung ungleich schwieriger, um nicht zu sagen: unmöglich. Es sei denn, man ist imstande, den oder die Übeltäter ausfindig zu machen.

Zentrum der Geisterverehrung ist das Männerhaus. Hier werden die heiligen Steine aufbewahrt. Das sind besonders schön geschliffene Steine, die die Ahnengeister des betreffenden Clans repräsentieren. Sie sind für die rituellen Stammeskriege von großer Bedeutung. Vor jeder Kampfhandlung werden die Steine verehrt, ein zu diesem Zweck bestimmtes Schwein geschlachtet und die Ahnengeister aufgefordert, die Kriegern vorauszuweilen und die Feinde zu schwächen.

Als besonders bedrohliche Situation empfinden die Dani den Tod eines Menschen. Dementsprechend aufwendig ist das Ritual der Totenfeier; gilt es doch, die Totengeister zu beschwichtigen und sie an die ihnen bestimmten Orte außerhalb des Dorfes zu verweisen.

Keine Totenfeier gleicht der anderen, denn das Geschlecht des Toten, sein gesellschaftlicher Rang und vor allem die Todesart bestimmen das Ritual. Der Tod eines Mannes ist im allgemeinen von größerer Wichtigkeit als das Ableben einer Frau; der natürliche Tod eines einflußlosen alten Mannes wird weniger Aufregung bringen als der eines jungen Kriegers. Zu den folgenschwersten Ereignissen im Dorf zählt der Tod eines Mannes durch Feindeshand. Wenn dies geschieht, genügt es nicht, den Totengeist allein durch Schweineopfer und Magie zu besänftigen; es würde nichts nützen: Er würde immer wieder zu den Lebenden zurückkehren und im Laufe der Zeit ihre *etai-eken* schwächen. Nur der Tod eines Feindes kann das Gleichgewicht wiederherstellen, den Geist besänftigen, so daß er die Verwandten in Ruhe läßt. Da dieser Glaube bei allen Dani vorherrscht, führt dies zu einem nicht mehr endenden Kreislauf von Blutrachekriegen.

Die Rituale der Totenverbrennung beschließen auch das letzte Stadium im Leben eines Dani. Bei einer Wanderung von Wamena nach Pyramid hatte ich selbst Gelegenheit, einer Totenverbrennung beizuwohnen. Die Totenfeier bei den Dani im Großen Tal unterscheidet sich stark von der, die ich bei den westlichen Dani erlebte:

Als ich um die Mittagszeit ins Dorf Kimbim komme, sind die Vorbereitungen bereits voll im Gange. Der Tote, ein einflußreicher alter Mann, der in der Nacht eines natürlichen Todes starb, wird gerade in Hockstellung, mit an die Brust angezogenen Knien, im Männerhaus an die Wand gelehnt. Die hockende Haltung wird durch Verschnüren erreicht und bewirkt, daß der Körper während der darauffolgenden Nacht in sitzender Stellung erstarrt. Am nächsten Morgen wird in der Mitte des Dorfplatzes ein Stuhl aus Ästen gefertigt, die Sitzfläche mit Graskissen bedeckt und die Leiche so hineingesetzt, daß das Gesicht dem Eingang zugewandt ist. Die Frauen umringen nun die Leiche, stimmen ihre Klagelieder an, die während der ganzen Nacht bis zum darauffolgenden Morgen ununterbrochen erschallen. Die

Der Tod fordert ein Fingerglied

Frauen scheint ein Todesfall wesentlich mehr zu berühren als die Männer. Ihr Wehklagen – besonders der engen Verwandten – scheint kein Ende zu nehmen. Der Tote wird nun mit Muschelbändern und Paradiesvogelfedern reich geschmückt, sogar das Beschmieren des Körpers mit einer Mischung aus Schweinefett und Ruß darf nicht fehlen. Der Tote gleicht einem Lebenden wie ein Ei dem anderen. Daß eine Totenfeier auch ein großes gesellschaftliches Ereignis ist, erkennt man spätestens dann, wenn es zur Verteilung von Tauschgeschenken kommt. Muschelbänder wechseln die Besitzer, und Schweine werden gespendet. Wie immer zahlt sich in solchen Fällen Freigebigkeit aus. Ein Mann, der viel gibt, weiß, daß er bei künftigen Gelegenheiten viel zu erwarten hat.

Das Schlachten der Schweine wird nach der üblichen Methode durchgeführt. Während zwei Männer das Schwein halten, schießt ein dritter einen dafür vorgesehenen Pfeil in die Lunge des Tieres. Das Tier stirbt an den Folgen des Blutverlustes. Die Ohren, Schwänze und Kieferknochen werden sofort abgetrennt und wandern ins Männerhaus, wo sie als Fetische zur Erinnerung an den Verstorbenen aufbewahrt werden. Der Leichenschmaus findet noch vor der Verbrennung statt. Im Anschluß daran werden, unter heftigsten Protesten der klagenden Frauen, die Muschelbänder von der Leiche entfernt und nach einem undurchschaubaren System unter den Männern verteilt.

Im letzten Akt wird der Stuhl auseinandergenommen, zu einem Scheiterhaufen geschichtet, der eine so große Plattform hat, daß der Leichnam darauf Platz findet. Während man das Feuer entzündet, schwillt der Klagegesang der Frauen noch einmal an. Ist das Feuer kräftig genug, nehmen die engsten Verwandten den Toten und heben ihn auf den qualmenden Scheiterhaufen. Gleichzeitig treten zwei Männer heran, von denen der eine ein Grasbündel über den Leichnam hält, während der andere einen Pfeil hineinschießt. In diesem Augenblick wird der Geist des Mannes befreit, er verläßt den Körper an der Stelle, wo der Pfeil im Bündel steckt. Das Grasbündel wird nun mitsamt dem Pfeil aus dem Dorf gebracht, während der vom Geist verlassene Körper langsam verbrennt.

Am dritten Tag nach der Verbrennung des Toten gibt es noch ein anderes, eigenartiges Ritual. Dabei wird mit einer Steinaxt dem jüngsten Mädchen aus der Verwandtschaft des Toten ein Fingerglied abgehackt. Das amputierte Fingerglied wird zusammen mit der Asche des Toten in der näheren Umgebung des Dorfes vergraben und soll wahrscheinlich ebenfalls den Totengeist beschwichtigen und an der Rückkehr ins Dorf hindern.

Die Erschließung eines Gebirges

Neuguinea, diese riesige Tropeninsel beiderseits des Äquators, ist ein Genesisland; es sieht aus, als ob es eben erst erschaffen worden wäre. Unwillkürlich denkt man an ausgedehnte Sümpfe, an menschenfeindliche Urwälder unter der Glut der Tropensonne. Man sieht wagemutige Forscher sich mühevoll vorwärts bewegen, umgeben von Moskitoschwärmen und bedroht von kriegerischen Eingeborenen. Zwangsläufig fallen einem alte Geschichten ein, über Kopfgängerei, Kannibalismus, über Steinzeitmenschen, die eine uns Weißen feindliche Umwelt ihre Heimat nennen. Nur wenige werden mit Neuguinea Assoziationen wie Gebirge, Schnee und Eis verbinden; dennoch, auch das gibt es in diesem vielfältigen Land. Tief im Inneren der Insel, im Norden wie auch im Süden von Schwemmländern umschlossen, liegt das fünftausend Meter hohe, eisbedeckte Carstenszgebirge, das die Ureinwohner ehrfurchtsvoll „Dugundugu“, d. h. „Welt des ewigen Schnees“, nennen. Es ist der höchste Teil eines gebirgigen Rückgrates, das die gesamte Insel von Osten nach Westen durchzieht. Die meiste Zeit des Jahres ist das Gebirge von dichten Wolken umhüllt, und nur an wenigen Tagen sind die Eisgipfel von der 70 Kilometer entfernten Südküste aus sichtbar. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß man diese erst vor rund 360 Jahren entdeckte.

Im 17. Jahrhundert gelangte diese Region immer mehr in die Einflußsphäre der Holländer, deren Ost-Indien-Kompanie mit fragwürdigen Praktiken ein Handelsmonopol zur Ausbeutung der Gewürzinseln errichtete. Einige holländische Seefahrer dieser Zeit unternahmen bedeutende Entdeckungsfahrten, die es verdienen, hier erwähnt zu werden.

Im Jahre 1605 segelte Willem Jansz von Banda nach Neuguinea. Er erreichte sogar die Kap-York-Halbinsel in Australien, ohne aber zu erkennen, welche Entdeckung dabei gemacht wurde. Auf der Rückfahrt nach Banda verlor Jansz neun Besatzungsmitglieder durch ein unfreundliches Empfangskomitee der Küstenpapua im Verlauf einer kurzen Exkursion an die Küste.

Jacques le Maire und Willem Schouten brachen im Jahre 1616 von Europa auf, umsegelten das Kap Horn und durchquerten den Pazifik mit ihrer „Eendracht“. Sie entdeckten dabei Neu Irland, wo es ebenfalls zu Zwischenfällen mit Eingeborenen kam.

Vorbei an den Admiralitäts- und Vulkaninseln erreichten sie schließlich die Küste Neuguineas, wo sie die Mündung des Kaiserin-Augusta-Flusses und die Schouten-Inseln entdeckten.

Die bedeutendste Reise dieser Zeit aber unternahm Jan Carstenz, der mit seinen Schiffen „Pera“ und „Arnhem“ zu Beginn des Jahres 1623 von Amboina (heute Ambon, Molukken) aufbrach. Am 11. Februar erreichte er die Südwestküste Neu-

Die Reise des Jan Carstensz

guineas, wo es noch am selben Tag zu einem folgenschweren Zwischenfall mit Eingeborenen kam. Jan Carstensz berichtet darüber:

„Noch am selben Tag (11. Februar 1623) geht der Kapitän des Schiffes ‚Arnhem‘, Dick Meliszoon, ohne mein Wissen und in höchst unbesonnener Weise auf einer Pinasse an Land. Fünfzehn Mann, teils Offiziere und zum Teil einfache Soldaten, mit nur vier Musketen bewaffnet, begleiten ihn, um an der Küste zu fischen. Plötzlich stürmt eine Anzahl dunkelhäutiger Wilder aus dem Wald, die zuerst den Assistenten Jan Willemsz van der Briel ergreifen und in Stücke reißen, da er unglücklicherweise unbewaffnet ist. Danach töten sie mit Pfeilen, Keulen und mit den Rudern, die sie sich von der Pinasse schnappen, nicht weniger als neun unserer Männer, die unfähig sind, sich zu verteidigen. Gleichzeitig verwunden sie die restlichen sieben, unter ihnen den Kapitän, der als erster zu flüchten versucht. Diesen sieben jedoch gelingt es, an Bord der Schiffe zu kommen, trotz der gefährlichen Lage – in einer Pinasse mit nur einem Ruder. Der Kapitän betont immer wieder seine Umsicht und Besonnenheit und fordert Freispruch von der Schuld, die er auf sich geladen hat.“

Er erlag aber seinen schweren Verletzungen bereits am nächsten Tag, und somit erlebte er nicht mehr die wichtigste Entdeckung dieser Reise.

„Am Morgen des 16. Februar steht die Sonne bei Aufgang bei $5^{\circ} 46'$, den vorangegangenen Abend bei $20^{\circ} 30'$. Die Differenz, geteilt durch zwei, ergibt $7^{\circ} 42'$. Der Wind kommt von Nordost. Wir segeln ungefähr in einer Entfernung von eineinhalb Meilen zur Küste, der Boden ist lehmig und die Wassertiefe beträgt 5 bis 6 Fuß. In einer Entfernung von ungefähr zehn Meilen schätzungsweise sehen wir im Landesinneren eine sehr hohe Gebirgskette, von deren höchstem Gipfel Schnee herunterleuchtet. Wir betrachten es als eine ganz besondere Entdeckung, Schnee so nahe am Äquator zu finden. Wir halten bis gegen Abend unseren Kurs – Südost – entlang eines weiten Schwemmlandes, an das wir bis auf zwei Fuß Meerestiefe herankommen. Dort ankern wir für ungefähr fünf Stunden; während dieser Zeit steigt der Wasserspiegel auf fünf Fuß. Wir gelangen in tiefere Gewässer und ankern dort während der ganzen Nacht.“

Dies ist der Bericht von Jan Carstensz über die Entdeckung der eisbedeckten Berge Neuguineas. Sein Name ist im höchsten Gipfel dieses Gebirges (Carstensz-Pyramide) verewigt.

Im Zuge derselben Entdeckungsfahrt segelte Carstensz eine beträchtliche Strecke entlang der Kap-York-Halbinsel Australiens, im Glauben, immer noch auf Neuguinea zu sein. Aus dem eben geschilderten Vorfall mit Eingeborenen könnte man irrtümlich glauben, daß hinterlistige Aggression der Papuas den Weißen gegenüber die Regel war und die „edlen christlichen“ Seefahrer sich ständigen Attacken „barbarischer Heiden“ zu erwehren hatten. Dem war nicht so. Die meisten Auseinandersetzungen resultierten aus Fehlverhalten der Weißen gegenüber den an sich scheuen und grundsätzlich freundlichen Schwarzen.

Ein anderer Ausschnitt aus dem Logbuch des Jan Carstensz mag die „Humanität“ einiger dieser Entdecker ins richtige Licht rücken.

„Es ist unmöglich, hier mit Booten oder Pinassen an Land zu gehen, infolge des morastigen Bodens, in dem jeder Mensch bis zu den Hüften versinken würde. Die

Wassertiefe beträgt nicht einmal – in 3 bis 4 Meilen Entfernung zur Küste – mehr als 3 bis 4 Fuß. Das Land ist halb überflutet und mit undurchdringlichem Urwald bedeckt. Die Bäume unmittelbar an der Küste sehen den Nadelbäumen unserer Heimat ähnlich und tragen anscheinend keinerlei Früchte.

Die Eingeborenen sind kohlschwarz wie die Kaffer und bewegen sich splitternackt. Sie haben zwei Löcher in der Mitte ihrer Nase, in denen Schweinehauer oder Schwertfischknochen stecken, die auf jeder Seite mindestens drei Finger breit herausragen, so daß ihre Erscheinung mehr an Monster als an menschliche Wesen erinnert. Sie scheinen teuflisch und bössartig zu sein.

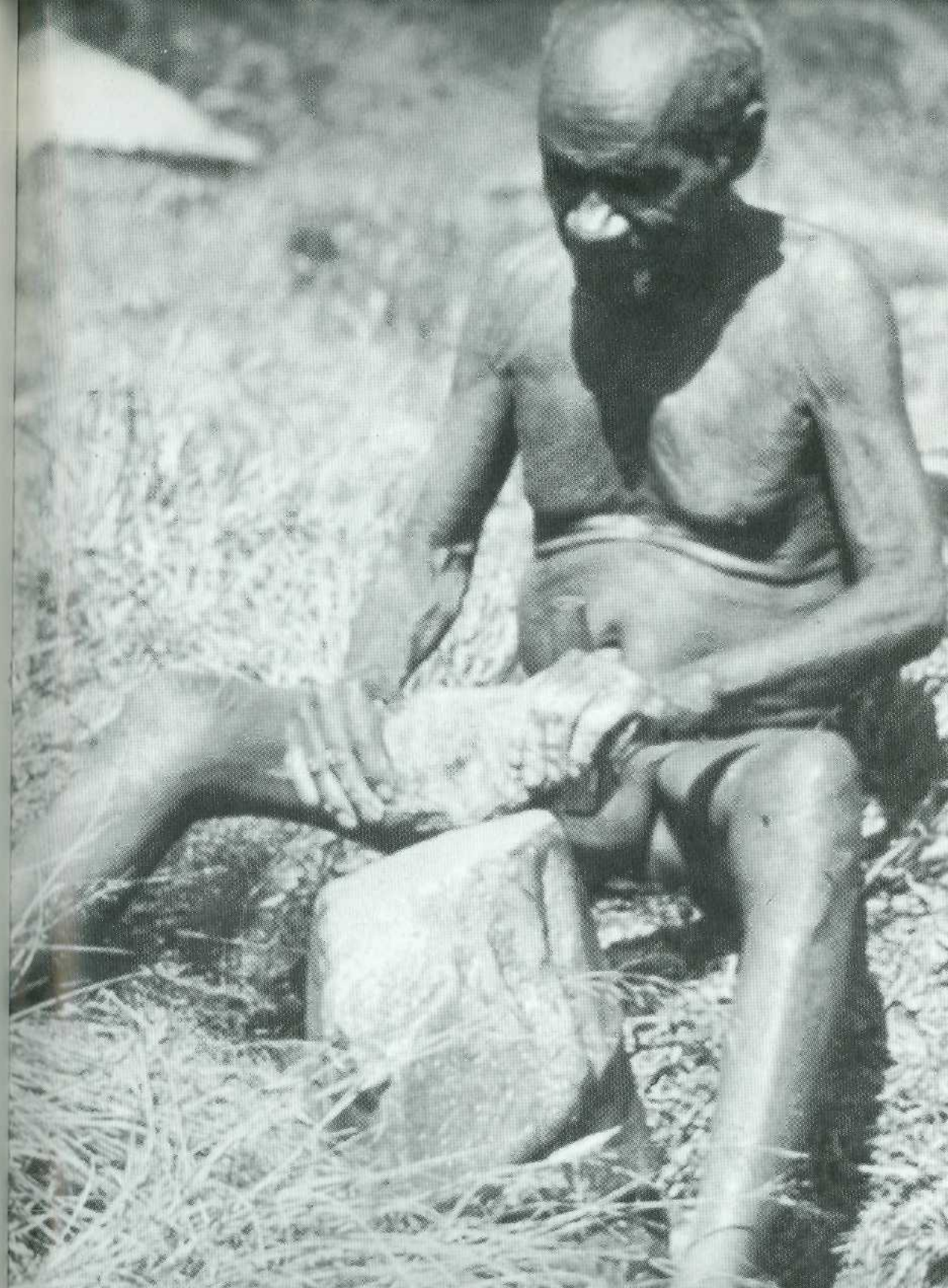
Das Land, das wir jetzt umsegeln und berühren, ist nicht nur unfruchtbar und von Barbaren bewohnt, sondern auch das Meer dieser Region beherbergt keine anderen Fische als Haie, Schwertfische und andere Untiere.“

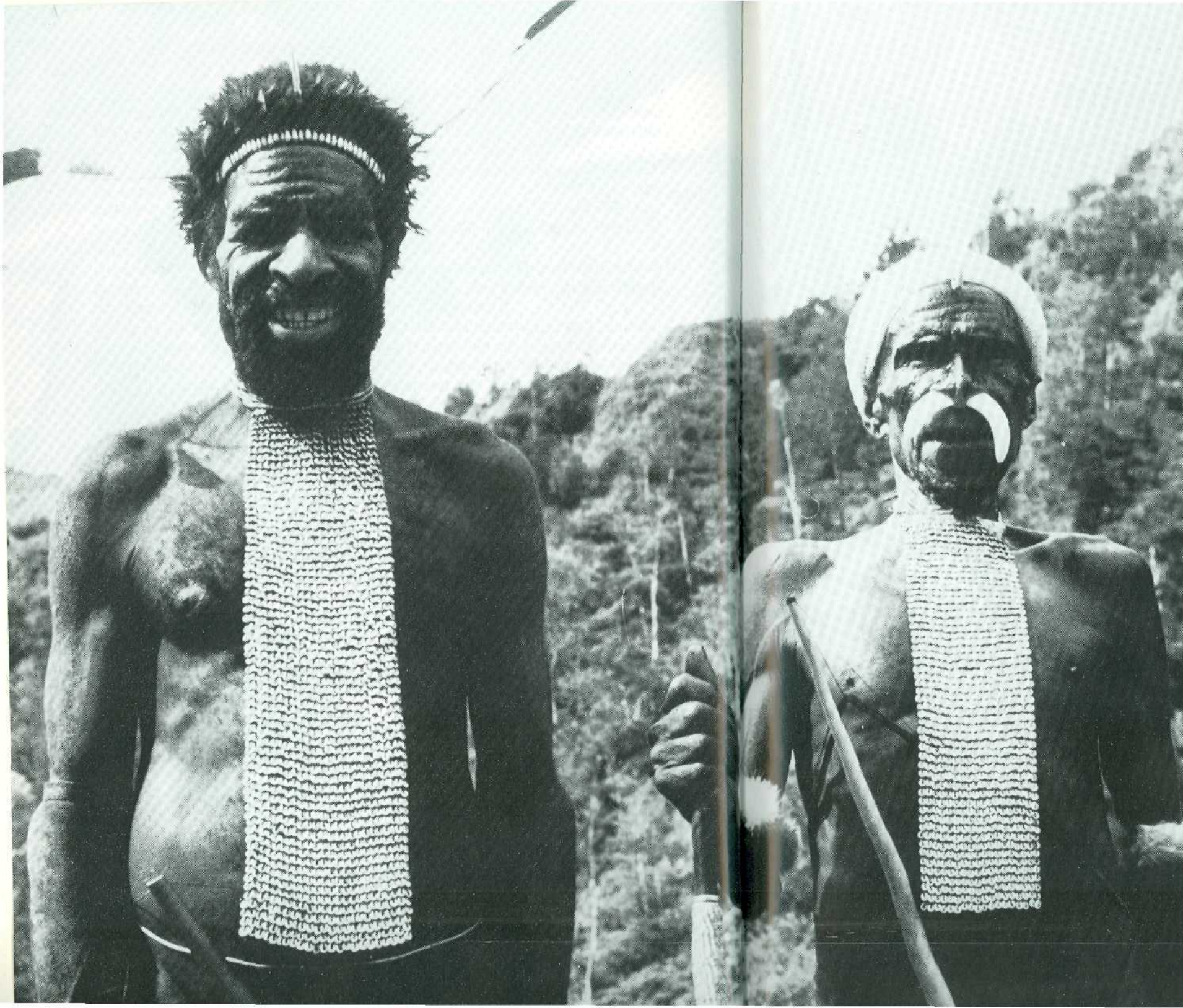
Weiter östlich davon fand er die Menschen „listig und mißtrauisch, und keine unserer Strategien nützt, sie nahe genug heranzubringen, um uns zu ermöglichen, den einen oder anderen mit eigens für diesen Zweck vorgesehenen Schlingen zu fangen. Auf Befehl, sie zu erschrecken, feuert der Korporal eine Musquete ab, zwei werden dabei getroffen und sind auf der Stelle tot.“

Nach solchen Bekanntschaften mit Weißen durfte man sich nicht länger wundern, wenn nachfolgende Seefahrer von denselben Eingeborenen unvermittelt angegriffen wurden. Carstenzs Entdeckung wurde stark angezweifelt, nicht nur von anderen Seefahrern, sondern auch die Fachwelt in Europa mochte nur sehr schwer an die Existenz „ewigen Eises“ über den dampfenden Urwäldern Neuguineas glauben. Man hielt es für eine Mär aus dem fernen „Insulinde“.

Alles, was die Europäer an Kontinenten und Inseln entdeckten, versuchten sie auch in Besitz zu nehmen. Meist lagen zwischen der Entdeckung und der wirtschaftlichen Erschließung und Besiedlung nur wenige Jahre. Neuguinea aber bildete diesbezüglich eine Ausnahme. Seit der Entdeckung der Insel durch Jorge de Menezes im Jahre 1526 bis zur kolonialen Aufteilung zwischen Holländern, Deutschen und Briten verstrichen 350 Jahre.

Rechte Seite Alter Wano-Mann aus dem Dorf Wangiba schleift einen sogenannten „bibit“ (= Brautpreisstein). Der Stein, der aus Jälime stammt, wird an einem Sandsteinblock gerieben, bis er vollkommen glatt ist. Diese steinzeitliche Praktik gibt es nur mehr in diesem Dorf.

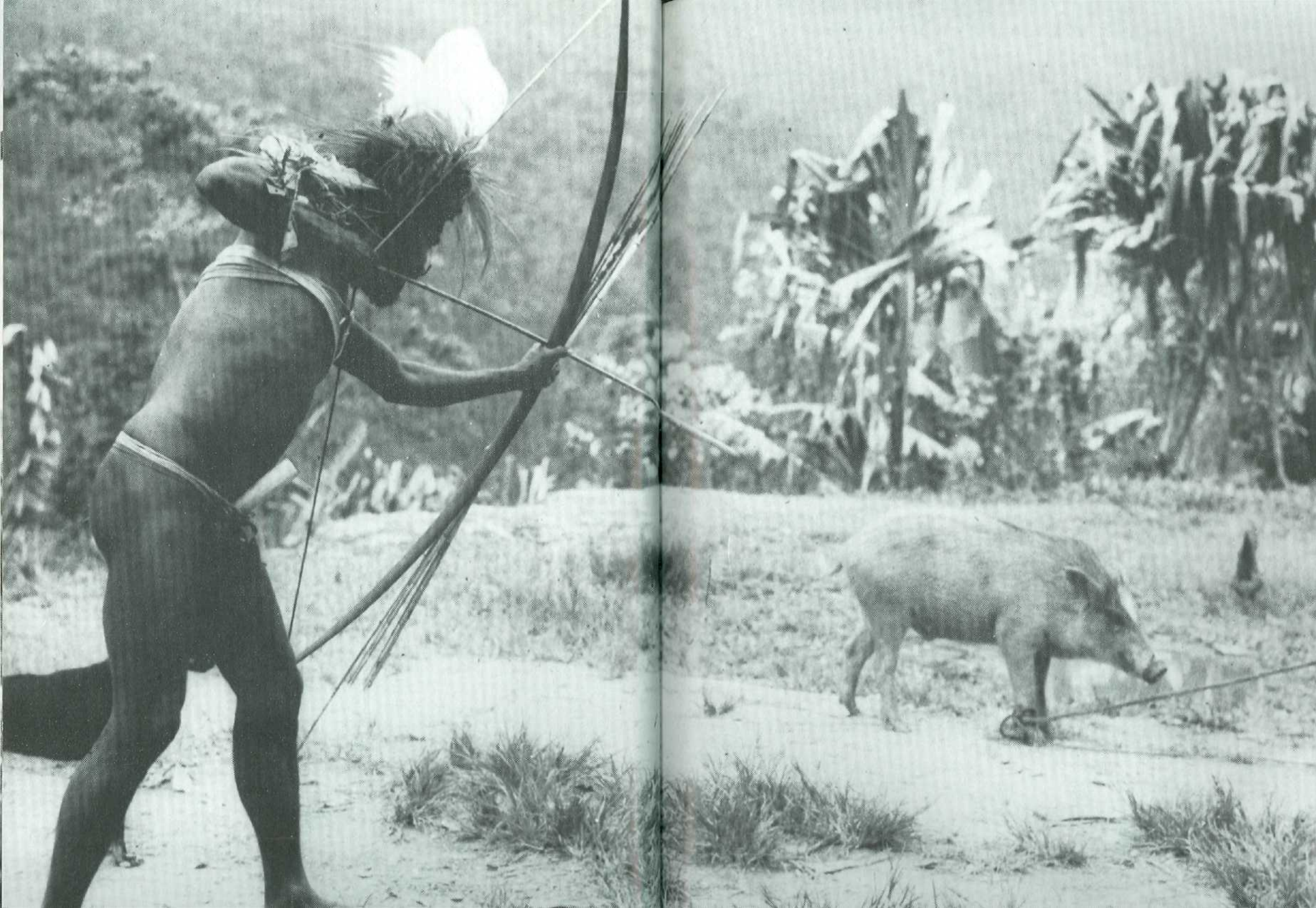


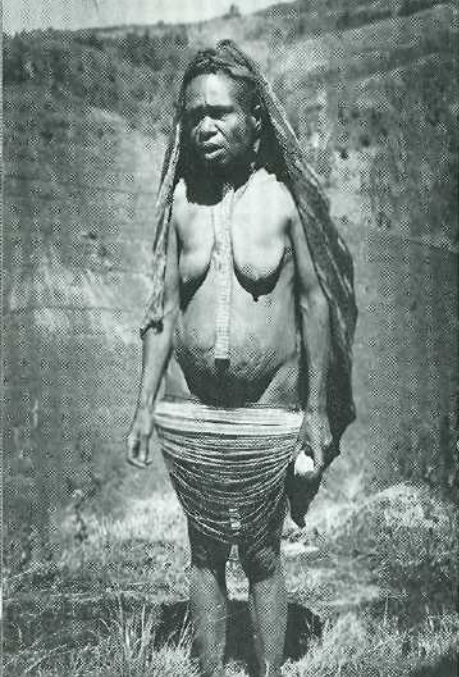


O b e n Ein Wano-Krieger aus dem Dorf Lanuk spaltet Holz mit einer Steinaxt. Der Stein stammt aus dem sagenhaften Jälime. Solche Steinäxte sah ich nur mehr in diesem Dorf in Gebrauch.

L i n k s Dani-Häuptling aus der Baliem-Schlucht. Ihre „Krawatten“ sind Latze aus aufgefädelten Kaurimuscheln, die noch bis vor wenigen Jahren als Zahlungsmittel galten.

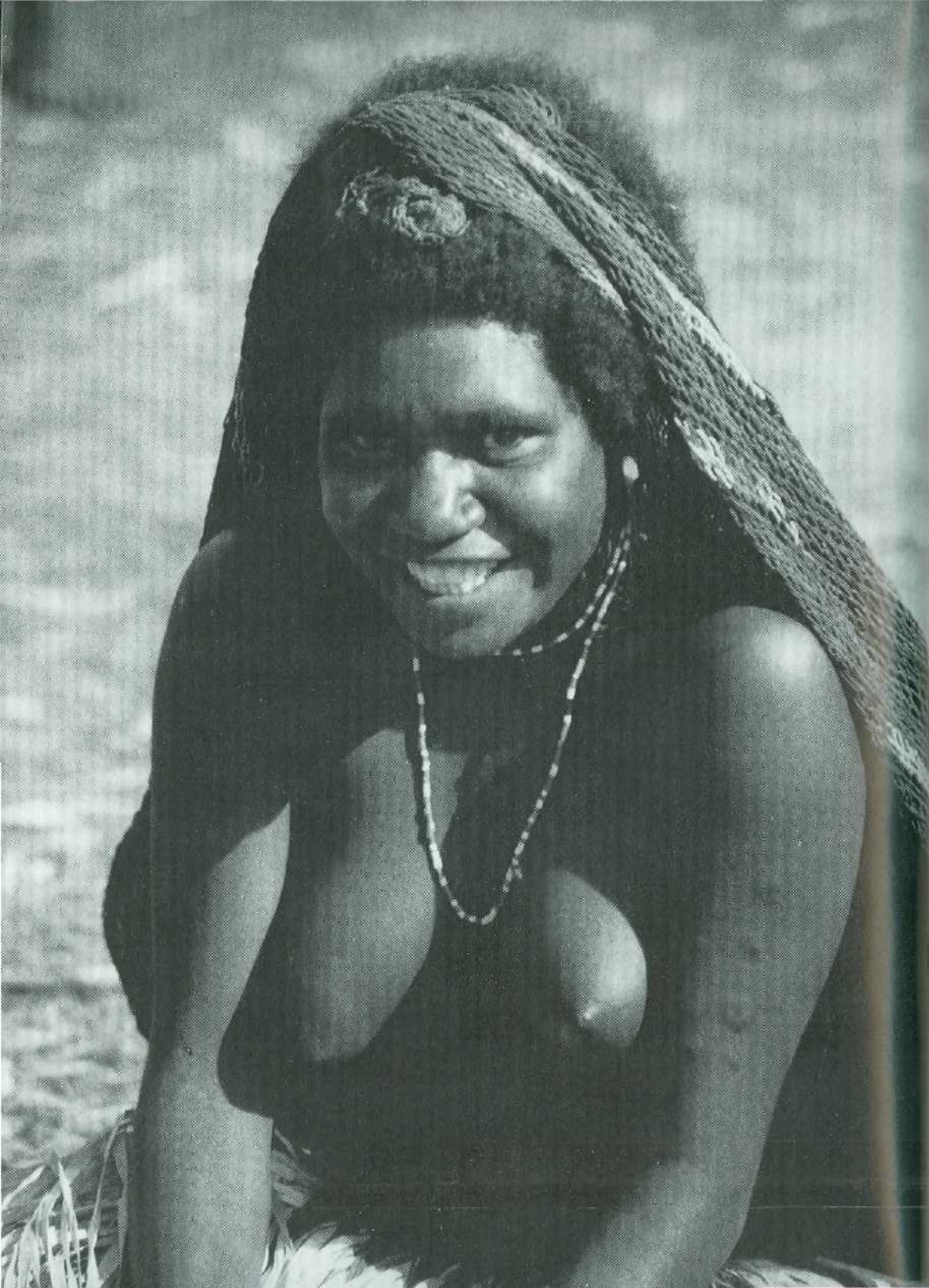
F o l g e n d e *D o p p e l s e i t e* Der Akt des Schweinetötens erinnert sehr an ehemalige Jagdwohnheiten.





Das Land versprach kaum Reichtum; auch Viehzucht schien wenig erfolgversprechend. Einer Besiedlung standen die erforderlichen großen physischen Strapazen und die lauenden Gefahren eines unbekanntes Landes im Wege. Nur eine Handvoll verwegener Abenteurer und Glücksritter betätigte sich als Vorreiter unserer Zivilisation. Auf der Suche nach etwaigen Bodenschätzen oder auf der Jagd nach Krokodilen und Paradiesvögeln drangen sie auf den meist träge dahinfließenden Flüssen der Küstenregionen in dieses geheimnisvolle Land vor. Sie hatten dabei mit Myriaden von Moskitos zu kämpfen. Unbekannte Parasiten schwächten ihre Körper, in den Flüssen lauerten Krokodile, und es erforderte Mut und Geschick, den Nachstellungen der Kopfjäger zu entkommen. Gar mancher bezahlte seine Abenteuerlust mit dem Leben.

Seit dem 16. Jahrhundert sind Paradiesvogelbälge über arabische Zwischenhändler nach Europa gelangt. Die verstärkte Nachfrage in den Modesalons der „alten Welt“ trieb immer mehr Vogeljäger nach Neuguinea – eine Gesellschaft von Menschen, die nur eines verband: möglichst viele Tiere abzuschließen und möglichst viel Profit zu ziehen. In Merauke entwickelte sich diesbezüglich ein organisiertes Ge-



Vorhergehende Doppelseite

Links Dani-Frau aus dem Großen Tal mit dem dort üblichen Rock aus lose zusammengelegten Faserschnüren. — Der Körper eines geräucherten Dani-Häuptlings aus Iwika.

Rechts Tagsüber sind zumeist nur alte Menschen in den Dörfern anzutreffen.

Linke Seite Lani-Frau mit Bastrock und den meist schuppenartig übereinandergelegten Tragnetzen.

schäft, wo sich alljährlich im Frühjahr zu Beginn der Jagd eine illustre Gesellschaft ihr Stelldichein gab. Chinesische Händler ließen sich nieder, verliehen Gewehre, Patronen und vermieteten sogar Motorboote an die Jäger. Gleichzeitig wurde dafür Sorge getragen, daß den „erfolgreichen“ Vogeljägern ihr Geld nicht lange blieb. Spielhöllen, Alkohol und leichte Mädchen, die man eigens von Java und Makassar kommen ließ, halfen den Glücksrittern, ihr sauer verdientes Geld schnell wieder loszuwerden.

Die holländische Verwaltung stand anfänglich der Vogeljagd positiv gegenüber. Sie förderte den Handel; zusätzlich flossen Steuern in die Staatskassen. Daß die Vogelhändler sich ihre eigenen Gesetze machten, störte die Holländer wenig. Ohne irgendeiner Kontrolle ausgesetzt zu sein, betrachteten sie sich als die eigentlichen Herren im Busch. Sie sahen nicht nur die Vögel, das Wild und die frei herumlaufenden Haustiere der Eingeborenen als ihren Besitz an, auch das Leben eines Papuas galt den verwegenen Abenteurern wenig.

Mit der rapiden Abnahme der Vogelbestände – zu Beginn unseres Jahrhunderts wurden in fünf Jahren allein aus dem Nordosten 50.000 Bälge exportiert – begannen sich die Jäger aus Konkurrenzneid regelrecht zu bekriegen. Die holländischen Behörden waren gezwungen, einzugreifen, und Merauke avancierte zur wichtigsten Verwaltungsbasis an der Südküste Neuguineas. Aber schon im Sog der Kolonialbeamten kamen die Missionare und legten den Grundstein für den Untergang bedeutender Eingeborenenkulturen, wie etwa jener der Marind-Anim.

Noch lag das Bergland im Inneren tief verborgen unter einer Wolkendecke, im Schlaf einer einzigen Steinzeit. Noch kein Weißer hatte bis zu diesem Zeitpunkt auch nur die Ausläufer des Gebirges erreicht.

Erst im Jahre 1909 startete eine gut ausgerüstete und von den holländischen Behörden unterstützte Expedition unter Leitung von H. A. Lorentz ins gebirgige Innere. Unter größten Schwierigkeiten erreichten sie das Gebiet um den Mt. Wilhelmina, den sie auch bestiegen, ohne das nahegelegene, dicht bevölkerte Baliem-Tal zu entdecken. Nach wie vor blieben die 150 Kilometer östlich davon gelegenen höheren Gipfel der Nassau Range völlig unberührt.

Doch schon ein Jahr später begann auch hier die Erschließung, deren Geschichte noch nicht geschrieben ist; das ist schade, denn sie ist spannender als mancher Abenteuerroman. Wie in vielen anderen Berggebieten der Erde waren es auch hier Briten, die großartige Pionierleistungen vollbrachten. Die ersten Expeditionen zum Carstenszgebirge sind untrennbar mit dem Namen A. F. R. Wollaston verbunden. Ein Mann, der mehrere Jahre seines Lebens dafür aufwandte, beseelt vom Forschergeist seiner Zeit und mit großen physischen Kräften ausgestattet; ein Mann, der ungeheure Anstrengungen unternahm und trotzdem am Fuße des südlichen Gletschers, der heute seinen Namen trägt, den ersehnten Anblick nach Norden vor Augen, aufgeben mußte.

Es begann im Oktober des Jahres 1909, als Wollaston – er war ärztlicher Berater und Botaniker – zur Expedition der Britischen Ornithologischen Gesellschaft in das Gebirge von Holländisch-West-Neuguinea eingeladen wurde. Mit der Leitung des Unternehmens beauftragte man W. Goodfellow. Weitere Teilnehmer waren: W. Stalker, G. C. Shortridge, Captain C. G. Rawling und Dr. Eric Marshall.

Die Briefe Wollastons

Eines der Expeditionsziele bestand darin, das Carstenszgebirge zu erkunden und nach Möglichkeit einen der eisbedeckten Gipfel zu besteigen. Trotz größtem Aufwand an Menschen und Material (es wurden gebirgserfahrene Gurkhas als Träger und Führer mitgenommen) kam die Mannschaft in einem Zeitraum von 15 Monaten ihrem Ziel nur um 40 Kilometer näher!

Die Geschichte dieser ersten Expedition besteht aus permanenten Wiederholungen der Schilderungen über physische Strapazen und Härten beim Erkunden des unbekanntes Landes. Die täglichen tropischen Regengüsse, die Sturzfluten, das höllische Klima, die Blutegel und plötzliche lähmende Schwäche machten den Expeditionsteilnehmern schwer zu schaffen. Krankheit und Tod unter den Kameraden sowie erzwungene Inaktivität schwächten die Moral. Dazu kam noch das Mißgeschick, den falschen Fluß (Mimika) für den Vorstoß ins Gebirge ausgewählt zu haben.

In den Briefen Wollastons kommen die Ereignisse dieser ersten Expedition, seine Ängste und Zweifel von der Ahnung bis zur Gewißheit des Scheiterns, aber auch der Wille zu einem weiteren Versuch zum Ausdruck.

Von Anfang an stand das Unternehmen unter keinem günstigen Stern. Schon beim ersten Camp in Wakatimi nach wenigen Tagen ereignete sich ein tragischer Unfall. „Wir sind erst seit einem Tag hier, und es beginnt langsam eine gewisse Ordnung im Lager zu entstehen, als eine schreckliche Tragödie ihre Schatten über die gesamte Expedition vorauswirft. Am Nachmittag des 9. Januar begibt sich Mr. Stalker, mit seinem Gewehr bewaffnet, in den Urwald, um Vögel zu jagen. Er geht allein, was in einem Land wie diesem niemand tun soll. Bis nach Sonnenuntergang bemerkt keiner von uns seine Abwesenheit. Mittlerweile aber beginnt es schwer zu regnen, und es wird plötzlich stockdunkel. Bei solchen Verhältnissen ist es uns unmöglich, noch am selben Abend im dichten Urwald und tiefen Sumpf, der das Lager umgibt, nach ihm zu suchen. Am gesamten nächsten Tag beteiligen sich mehr als hundert Personen an einer intensiven Suchaktion, doch diese verläuft ergebnislos. Erst zwei Tage später wird der Tote von Eingeborenen gefunden und in unser Lager gebracht. Eine derartige Erfahrung hoffe ich nie mehr erleben zu müssen.“ Exakt zwei Monate später berichtet Wollaston, noch immer vom selben Standort aus, am Unterlauf des Mimika, ob des geringen Fortschritts der Expedition wie mir scheint bereits ein wenig deprimiert: „Ich hoffe, wir werden es doch noch schaffen, die Berge zu erreichen, sobald Goodfellow mit neuen Trägern zurückkommt. Aber in der Zwischenzeit vergeuden wir hier wertvolle Zeit und setzen sinnlos unsere Gesundheit aufs Spiel. Zum Glück sind wir noch alle relativ gesund. Ich trage jetzt einen Bart, bin sehr dünn, aber in ausgezeichneter körperlicher Verfassung. Nur fürchte ich, all das Warten macht mich noch krank.“

Gestern besuchte uns der holländische Forscher Lorentz, nachdem er 150 Kilometer östlich von hier den Mt. Wilhelmina erstmals bestiegen hatte. Die Berge, die wir erreichen wollen, sind noch um einiges höher; ich beginne allmählich zu bezweifeln, daß wir einen dieser Gipfel betreten werden.“

Das Verhältnis der Expeditionsmitglieder zu den dort ansässigen Mimikastämmen war freundschaftlich. Des öfteren halfen Eingeborene beim Transport der Ausrüstung und bei der Errichtung der Lager. Wenn das wöchentliche Dampfschiff der

Holländer anlegte, stürzten sie in Scharen zum Bootsplatz und transportierten die gesamte Ladung über das schlammige Ufer hinauf zum Lagerplatz.

„Diese Aktivität dauerte nicht lange; bald standen die Leute nichtstehend herum und behinderten unsere Männer bei der Arbeit“, berichtet Wollaston. „Ihre Neugierde im Hinblick auf Zivilisationsgüter schien unstillbar. Deshalb errichteten wir rund um das Lager einen hölzernen Zaun. Dort standen sie gaffend von morgens bis abends, in fünf bis sechs Reihen dicht zusammengedrängt. Da auch die Leute der hinteren Reihe unbedingt sehen wollten, was im Lager vorging, wurde der Druck auf die vorderen so groß, daß der Zaun mehrmals umfiel und mit ihm eine ringende Masse schwarzer Leiber.“

Zwei weitere Wochen verstrichen mit immer wieder erfolglosen Vorstößen flußaufwärts. Trotz neuer Träger und besserer Ausrüstung wurde die Hoffnung auf einen Erfolg immer kleiner. Für Wollaston gestaltete sich die Expedition zum Alptraum:

„Dieses Land ist vom Meer bis zum Gebirge hin das erdrückendste und unfreundlichste, das ich je betrat. Es hat nichts Schönes, nichts Romantisches, nichts, was die Phantasie bewegt. Es ist alles in allem ein Land, das einem vollkommen das Gemüt zerstört. Die eisbedeckten Berge könnten ein Ausgleich dafür sein, aber das muß man erst herausfinden, und im Moment scheinen sie mir weiter entfernt zu sein als der Mond. Ich glaube, ich würde wirklich lieber mit Fieber in Afrika sein, als hier in Neuguinea ohne Fieber. Ich meine, herausgefunden zu haben, warum dieses Land so ekelerregend und deprimierend auf mich wirkt. Der Grund dafür dürften die Bäume sein. Es macht mich ziemlich traurig, das behaupten zu müssen, denn grundsätzlich liebe ich Bäume. Aber hier sind es so riesige Gewächse – verrotten und morsch, krank und tot –, nach Raum und Licht ringend, und sie versperren nach allen Richtungen hin den Ausblick. Wenn ich nach Hause komme, werde ich geradewegs dorthin gehen, wo es keine Bäume gibt, und mich an der offenen Aussicht erfreuen.“

Die gebirgserfahrenen Gurkhas erwiesen sich hier nicht als die geeignetsten Helfer. Das mörderische Klima der Flußniederungen, die Moskitos und vor allem die Blutegel setzten ihnen schwer zu. Das aber betraf nicht nur die Gurkhas. „Die ganze Zeit über werden wir von Blutegeln geplagt. Diese häßlichen kleinen Kreaturen sitzen auf Blättern oder Ästen, in ihrer vollen Größe ausgestreckt und auf ständiger Lauer. Es ist nicht nötig, zu glauben, wie es manche Menschen tun, daß sie springen oder sich fallen lassen, wenn man vorbeigeht. Es sind einfach so viele, daß man beim Marschieren durch den Urwald unweigerlich viele dieser Köpfe berührt. Sobald man mit ihnen in Kontakt kommt, saugen sie sich sofort am Körper fest. Ihre Bewegungen sind dabei so schnell und die Berührung so sanft, daß man sie nicht spürt, ehe sie sich mit Blut gefüllt haben. Die Beine, sofern sie nicht durch Gamaschen geschützt sind, sind ihren Attacken am meisten ausgesetzt. Man findet diese Tiere aber auch an anderen Körperstellen. Ich habe sogar welche in meinen Augen gefunden, im Mund, und einmal war gerade eines dabei, in mein Nasenloch zu kriechen. Diese Tiere sind imstande, ungewöhnlich große Mengen Blut aufzunehmen. Dabei kann es vorkommen, daß sie eine Vene öffnen. Das ist gefährlich, denn nach Entfernen des Egels ist es schwierig, die Blutung zu stoppen. Andererseits

Die Entdeckung der Tapiro-Pygmäen

ist es nicht ratsam, so ein Tier mit Gewalt aus der Haut zu ziehen, denn dann könnte der Kopf zurückbleiben, der tropische Geschwüre verursacht.

Die Schweine der Eingeborenen scheinen nicht von Blutegeln attackiert zu werden, aber der weiche Kopfteil des Kasuars wird von ihnen befallen. Nur: Kasuare sind relativ rar. Es muß deshalb Millionen Egel geben, die praktisch nie an Blut gelangen.“

Die Verluste unter den tapferen Gurkhas waren groß, dreimal mußte Nachschub geholt werden. Denn schon nach kurzer Zeit wurden viele krank oder starben. Nach sechs Monaten hatten sie nicht mehr als zwanzig Meilen von der Küste ins Landesinnere zurückgelegt. Die Gletscher lagen aber noch fünfzig Meilen entfernt, der schwierigste Teil des Weges noch vor ihnen. Die Chancen auf Erfolg verringerten sich auf ein Minimum.

Noch einmal unternahmen sie einen Versuch, den letzten, und entschieden sich, statt des Mimika dem Iwakafluß zu folgen. Doch dieser erwies sich als unbefahrbar. Nun lernten sie, daß ein Vordringen in Neuguinea zu Fuß noch um vieles schwieriger ist, als mit dem Boot weiterzukommen.

„Bewegt man sich auf einem Fluß mit dem Boot, hat man die Gewißheit, den Rückweg zu finden. Bei einem Vorstoß ‚cross country‘ aber ist es nicht nur äußerst mühsam, sich durch den Urwald den Weg zu bahnen, sondern es ist um vieles schwieriger und gefährlicher, die Flüsse zu überqueren. Mit jeder gelungenen Flußüberschreitung aber wird das Risiko größer, vom Rückweg abgeschnitten zu sein.“ Schließlich wurde das Vorhaben, das höchste Gebirge der Insel zu erreichen, vorläufig abgebrochen. Versorgungsschwierigkeiten und Krankheit der Mannschaft sowie falsche Routenwahl und die Unpassierbarkeit des Terrains ließ die Expedition buchstäblich im Morast steckenbleiben – trotz fünfzehnmonatiger Anstrengung. Aber es war nicht vergebens, Wollaston hatte wertvolle Erfahrung gesammelt, aus den Fehlern gelernt. Und er sollte wiederkommen, auch wenn er unmittelbar nach seiner Rückkehr in London resignierend feststellte: „Während dieser fünfzehn Monate konnten wir an mehr als hundert Morgen den leuchtenden Schnee des Mt. Idenburg und des Mt. Carstensz sehen; und jeder, der Berge liebt, kann verstehen, wie verlockend es ist, wenn man Tag für Tag diese jungfräulichen Gipfel sieht, zum Greifen nahe, und doch so unerreichbar wie der Mond.“

Dieses Ziel der Expedition konnte zwar nicht erreicht werden. Aber man darf nicht vergessen, daß es große Erfolge im Bereich der Botanik, Zoologie und Ornithologie gab. Neue Spezies von Tieren und Pflanzen wurden entdeckt und katalogisiert. Die „bedeutendste“ Leistung dieser Expedition war – aus europäischer Sicht – sicherlich die Entdeckung der sogenannten Tapiro-Pygmäen im Gebiet des Kapareflusses. Den Eingeborenen brachte dieses Ereignis freilich wenig Glück, im Gegenteil, der Kontakt mit unserer materiell überlegenen Kultur leitete unabwendbar ihren Untergang ein. Als ich im August 1980 – vom Carstenszgebirge kommend – diese Region besuchte, fand ich alle Spuren dieser kleinwüchsigen Menschen verwischt.

Die Entdeckung war anläßlich einer Erkundung des Gebietes um den Kapare erfolgt. Wollaston, Rawling und zwei Gurkhas verließen das Flußbett zirka eineinhalb Meilen nördlich ihres Lagers, um in nordöstlicher Richtung zu Fuß weiterzu-

marschieren. Bald stießen sie auf einen Eingeborenenpfad, dem sie folgten. Nach mehreren Stunden Marsch durch schwieriges Gelände erreichten sie eine kleine Rodung:

„Ungefähr zwanzig Meter von uns entfernt steht eine Hütte, vor der drei Männer sitzen. Wir rufen sie an, zu uns zu kommen; sie rühren sich nicht von der Stelle, bis wir uns ihnen langsam nähern. Ein paar Minuten später erscheinen weitere zwei Männer, und zwar genau aus dem Urwaldstück hinter uns. Wir sind sicher, daß sie uns schon lange gefolgt sein müssen.

Die Hütte besteht aus einfachen Holzstämmen und ist mit Blättern gedeckt; in der Mitte brennt ein Feuer, woran ein alter Mann sitzt, dessen Körper von schrecklichen Geschwüren entstellt ist. Während der folgenden Stunden, die wir dort verweilen, kommen noch acht Männer, um uns zu sehen. Außer einem, der offensichtlich ihr Anführer ist und sich vor uns nicht fürchtet, sind alle anderen viel zu scheu, um sich uns zu nähern – sie verharren in einiger Entfernung. Trotzdem ist es unschwer zu erkennen, allein auf Grund ihrer geringen Körpergröße, daß sie einer anderen Rasse angehören als die Küstenpapuas.

Das bemerkenswerteste an ihnen ist der Umstand, daß jeder Mann als einziges Kleidungsstück einen gelben Penisköcher trägt. Das dicke ausgehöhlte Ende wird über den Geschlechtsteil gestülpt und mit einem Rotangstreifen um die Hüfte befestigt. Dieses Ding ist manchmal halb so groß wie der Träger und gibt diesem ein ungewöhnliches Aussehen. Jeder Mann ist mit Pfeil und Bogen bewaffnet, zusätzlich besitzen alle Steinäxte, die jenen der Küstenbewohner gleichen. Zwei Männer sind mit Muschelketten geschmückt, einer hat ein Pelzband um den Kopf gewickelt, zwei tragen eigenartige Helme, die wie Hüte aus Gras aussehen und mit Federn geschmückt sind.

Beim Abschied offerieren wir ihnen Kleider und Glasperlen, damit sie uns einen besseren Weg zeigen. Aber sie sind entweder zu furchtsam oder zu faul, dies zu tun.

Nach zehnstündigem Marsch erreichen wir schließlich unser Lager, durchnäßt vom Regen und mit Blutegeln bedeckt – aber zufrieden mit dem Erfolg dieses Tages.“ Wochen später besuchten einige Tapiro, wie sie von den anderen Papuas genannt werden, das Dorf Parimau und auch das nahegelegene Lager der Briten. Einige Expeditionsmitglieder wollten daraufhin in eines ihrer Dörfer mitkommen. Die Tapiro waren aber nur widerwillig geneigt, den Europäern den Weg dorthin zu zeigen.

Die Handelsbeziehungen zwischen dem Zwergvolk und den Küstenpapuas gestalten sich sehr intensiv, sogar Mischehen waren keine Seltenheit. Die Tapiro brachten vor allem Tabak zum Tausch, den es bei den Eingeborenen von Parimau nicht gab. Zwischen ihnen schien es auch eine Art „Abrüstungsabkommen“ gegeben zu haben, denn niemals brachten sie Pfeil und Bogen, die sie sonst immer bei sich trugen, mit ins fremde Dorf. Alle ihre Waffen legten sie außerhalb der Wohnplätze ab oder ließen sie im Urwald zurück. Die Hautfarbe war ein bißchen heller als jene der Küstenpapuas, zusätzlich beschmierten sie die Gesichter mit einer Mischung von Schweinefett und Ruß. Weder die Kunst des Tätowierens noch die Dekoration durch Narben schien bei ihnen praktiziert zu werden.

Das „Gerät“ zum Feuermachen

Bei jedem männlichen Stammesmitglied durchstieß man das Nasenseptum; durch das so entstandene Loch steckten sie gelegentlich einen geschwungenen Eberhauer oder ein kurzes Knochenstück. Ihr Haar war kurz, buschig und schwarz. Viele verstanden es, diesem ein helleres Aussehen zu verleihen, indem sie es mit Kalk einschmierten. Nur wenige hatten von Natur aus ein etwas bräunliches Haar. Der Schmuck, den sie trugen, war sehr einfach und bestand meist aus geflochtenen Arm- und Fußbändern, ähnlich jenen der Küstenleute. Mehrere besaßen Halsketten aus Samenkörnern, Bambus, Wallabyzähnen, Muscheln und Knochen des Baumkänguruhs.

Auch die Ohrläppchen wurden bei jedem Mann durchstochen. Daran befestigten sie Dekorationen und Fetische aus getrocknetem Kürbis, Samenkörnern, Pelzstücken und Vogelkrallen.

Die dekorativsten und am sorgfältigsten gestalteten Gegenstände ihres Besitzes waren die Tragnetze, von denen jeder Mann mindestens zwei ständig mit sich trug: ein großes Netz, das über der Schulter hing und über den Rücken herabbaumelte, und ein sehr kleines, das um den Nacken geschlungen die Brust bedeckte. Sie waren aus Gräsern verschiedener Farben hergestellt und äußerst geschickt geflochten. In diesen Netzen fand man ihre gesamte bewegliche Habe. Das kleine Netz beinhaltete Knochen, Muschelschmuck (so man diesen nicht gerade trug) und verschiedene Messer: kleine, scharfgeschliffene Kieselsteine, die vor allem zum Schnitzen von Bogen und Pfeilspitzen verwendet wurden. Einige transportierten in dieser Tasche auch einen kurzen „Dolch“, gefertigt aus dem mächtigen Unterschenkelknochen eines Kasuars. Der Inhalt des großen Netzes war für gewöhnlich die Schlafmatte, die „Feuersäge“, etwas Rotang und Tabak. Die aus Pandanusblättern hergestellte Matte konnte man sowohl als Schlafunterlage als auch als Regenschutz verwenden. Klein zusammengefaltet, fand sie mühelos im Netz Platz. Die Herstellung solcher Matten war Sache der Frauen und erforderte großes Geschick.

Mit Abstand am interessantesten von all den Besitztümern dieser Menschen war das Gerät zum Feuermachen. Es bestand aus drei verschiedenen Teilen: aus einem gespaltenen Holzstück, einem langen Rotangstreifen und etwas getrocknetem Gras oder Moos. Diese Methode ist nicht nur raffiniert, sondern auch äußerst praktisch. In das gespaltene Holzstück zwängte der „Operateur“ einen Stein, der die Enden etwas auseinanderdrückte. Genau dazwischen plazierte man etwas getrocknetes Gras. Der Rotangstreifen mußte über den Zünder (= Gras), zwischen Stein und nicht gespaltenem Ende des Holzstücks eingefädelt werden. Das Ganze wurde mit beiden Füßen am Boden arretiert, während man den Rotangstreifen mit großer Geschwindigkeit, ähnlich einer Säge, hin und her bewegte, bis er in zwei Teile brach. Sofort nahm man den Feuerstock mitsamt dem qualmenden Graszünder in die Hand und versuchte, durch heftiges Blasen eine Flamme zu entfachen. An der Stelle, an der der Rotang durch die Reibungshitze brach, blieb eine tiefe braune Rille am Holz zurück. Eine häufig benutzte Feuersäge erkennt man an der großen Anzahl solcher verbrannter Ringe. Am häufigsten benutzten sie die Feuersäge zum Tabakanzünden.

Die Tapiro besaßen keine Speere, und weder sie noch die Küstenpapuas kannten den Gebrauch von Schleudern. Neben den bereits erwähnten Knochenmessern wa-

ren Pfeil und Bogen ihre Hauptwaffen. Die Pfeilspitzen bestanden aus schwarzem Hartholz und waren teilweise mit einfachen Ornamenten verziert.

Die Pygmäendörfer Wamberi, Merbiri und Wamberimi am Fuße des Mt. Tapiro wurden mehrmals von verschiedenen Expeditionsmitgliedern besucht. Die Siedlungen waren mit hölzernen Zäunen umgeben und bestanden im einzelnen aus kaum mehr als zehn bis zwölf über eine Rodung verstreuten Hütten. Zwischen den Häusern schuf man an drei verschiedenen Plätzen ebene, abgegrenzte Flächen, die für Feste und andere rituelle Anlässe genutzt wurden. Die Hütten unterschieden sich stark von jenen der Tieflandbewohner, waren auf Pfählen gebaut und mit Wänden aus gespaltenen Holzstämmen versehen, deren Außenseiten zusätzlich mit Baumrinde verkleidet wurden. Die Dachkonstruktion war ungewöhnlich steil und mit den sich überlappenden Blättern einer Palme gedeckt. Der Boden bestand aus dem gleichen Material wie die Wände; in der Mitte befand sich eine kleine Ausnehmung, worin ständig ein Feuer unterhalten wurde. Jedes Haus verfügte nur über einen einzigen Raum und eine Art Vorbalkon, der über zwei nebeneinanderliegende Holzlatten erklettert werden mußte. Dieses kombinierte Wohn-Schlafzimmer war, was seine Einfachheit und Kargheit betraf, kaum zu überbieten. Abgesehen von der lebensnotwendigen Feuerstelle gab es lediglich ein paar Pandanusmatten und ein Gerüst zum Trocknen des Holzes als Einrichtungsgegenstände. Im Unterschied zu den benachbarten Stämmen besaßen die Tapiro so etwas wie ein Gemeinschaftshaus der Männer, das sie an einem besonderen Platz des Dorfes errichteten. Wollaston berichtet, daß sie im Männerhaus von Wamberimi einen uralten Mann fanden, kahl und weißbärtig, mit einer schrecklichen Hautkrankheit behaftet, der aber mit lauter Stimme seinen Stammesbrüdern Befehle erteilte. Er war unzweifelhaft der Häuptling dieses Dorfes. Er war es auch, der verordnete, daß man den Fremden die Frauen nicht zeigen dürfe, obwohl diese es besonders wünschten und sogar wertvolle Belohnungen – Stahlmesser und Äxte – aussetzten. Einige Tapiro schienen zwar grundsätzlich mit den Geschenken zu kokettieren, doch immer hinderte sie der alte Mann daran. Nur in der Nacht konnten sie ihre Lagerfeuer am gegenüberliegenden Hügel sehen und manchmal ihre schrillen Stimmen hören. Da sie praktisch kein einziges Wort der Tapiro-Sprache verstanden (die sich völlig von jener der Mimika unterschied), erwies sich die Barriere als unüberwindliches Hindernis, zumal auch der Einsatz eines Mimika-„Dolmetschs“ wenig fruchtbringend war. So blieben die Erkenntnisse über diesen Pygmäenstamm zwangsläufig oberflächlich und erschöpften sich in phänotypischen Beschreibungen, deren Essenz ich hier wiederzugeben versuchte.

Schon am Ende dieser ersten Expedition traf Wollaston Vorbereitungen für seine Wiederkehr. Er fuhr den Uakwa-Fluß hinauf, wo eine holländische Expedition Ausschau nach einer günstigen Route zur Durchquerung der Insel in Nord-Süd-Richtung hielt. Als er im Basislager eintraf, waren die Holländer bereits bis zu den Vorbergen in einer Höhe von 1500 Meter vorgestoßen.

Der Leiter der Expedition, Captain van der Brie, vertrat die Ansicht, daß man auch über diese Route die eisbedeckten Gipfel erreichen könne. So entschied sich Wollaston schon damals, beim zweiten Anlauf den Uakwa als Zugang zu wählen. Als er im September 1912 wiederkam, hatten die Holländer ihr Vorhaben längst

Endlich keine Blutegel

aufgegeben und waren abgezogen – die Eisgipfel hatten sie unberührt zurückgelassen. Zwar gelang es in der Zwischenzeit, einige Teile des Memberamo-Flusses, der an der Nordküste ins Meer mündet, mit Booten zu erkunden. Aber nach wie vor war nichts über die Nordabstürze des Carstensz-Gebirges bekannt. Hiervon Kenntnis zu gewinnen, war der sehnlichste Wunsch Wollastons.

Die Mannschaft – zwei Weiße, Wollaston und C. Boden Kloss, sowie 74 Dayaks aus Borneo – erreichten am 18. September 1912 das Mündungsgebiet des Utakwa. Auf einer Strecke von 15 Meilen fuhren sie mit dem Dampfboot, errichteten dann ein Lager, wo sie vorerst die Ausrüstung deponierten.

Diese Expedition war kleiner als die vorangegangene, kleiner, was die Teilnehmerzahl anbelangt. Der Umfang der Ausrüstung war nach wie vor gigantisch geblieben und verhinderte ein schnelleres Vorankommen: 17 Tonnen Reis, 1600 Pfund getrocknetes Fleisch, 1000 Pfund getrockneten Fisch, 2000 Pfund Tee, 1200 Pfund Zucker: ein beachtlicher Troß. Dazu kamen: ein Motorboot, 360 Gallonen Benzin, 24 Zelte, Seile, Äxte und anderes Gerät; Messer und Glasperlen für den Tauschhandel, letztlich 12 Gewehre und 25.000 Schuß Munition.

In der Region um den Utakwa gab es keine permanenten Wohnplätze der Papuas; nur gelegentlich durchstreiften kleinere Gruppen dieses Gebiet, jagend oder auf der Suche nach Pandanus. Deshalb hatte Wollaston keine Möglichkeit, wie etwa bei der Mimika-Expedition, in den Besitz von Eingeborenenkanus zu gelangen. Hier aber zeigte sich der Vorteil, Dayaks dabei zu haben, die in ähnlichen Umweltbedingungen in ihrer Heimat leben und deshalb im Kanubau ebenso tüchtig sind wie die Papuas.

Ihre Boote brachten weiters den Vorteil, daß sie bei unruhigem Wasser besser zu manövrieren waren. Doch nur noch zwei Tagesetappen aufwärts konnte der Utakwa mit Booten befahren werden. Ab dort erwies es sich als unumgänglich, den Weiterweg zu Fuß anzutreten. Ein „Kanudepot“ wurde errichtet und vom Hauptlager mit allem notwendigen Material versorgt, während die Spitzengruppe in nordwestlicher Richtung – dem Weg der holländischen Expedition, der noch gut zu erkennen war – folgte.

Man beschloß, jeweils nach drei Tagesetappen ein Versorgungsdepot einzurichten. Das erste stand am Beginn der südlichen Ausläufer des Gebirges, in einer Höhe von 800 Metern. Es war, wie Wollaston berichtete, „der erste Lagerplatz, wo es in der Nacht angenehm abkühlte und wir uns außerhalb der Reichweite von Blutekeln und anderen Plagegeistern der Flußniederungen befanden“.

In der unmittelbaren Nähe entdeckten sie einen idealen Aussichtsplatz, den sie „Observation Point“ nannten. Dieser gestattete es, sich einen guten Überblick über den weiteren Weg zu verschaffen.

Die nächste Tagesetappe führte sie in das Haupttal des Utakwa. Dem Fluß stets am linken Ufer folgend, erreichten sie schließlich nach zwei weiteren Tagen den Standort für das zweite Depot. Um 100 Höhenmeter tiefer als das erste gelegen, hatte man mehrere tausend Meter mühevollen Auf- und Abstiegs hinter sich zu bringen gehabt. Hier war es nicht mehr möglich, weiterhin am linken Flußufer zu bleiben; das Gelände zwang zu einer Überquerung. „Die Dayaks bewerkstelligten das auf ihre Weise. Sie sind gewöhnt, ein gedrehtes Rotangseil hoch über das Was-

ser von Ufer zu Ufer zu spannen. Diese Art der Flußüberquerung ist schwierig und gefährlich. Mit Händen und Füßen am Rotangstrang festgeklammert, muß man bis zur Mitte herableiten und sich mit aller Kraft auf der anderen Seite wieder hochziehen.“

Nur ein einziges Mal war ihnen die Urgewalt Wasser gnädig, der Wasserspiegel so außergewöhnlich niedrig, daß sie von Stein zu Stein Baumstämme legen konnten. Doch solche Art Luxus war nur von kurzer Dauer, denn die nächste Sturzflut riß die mühsam errichtete „Brücke“ wieder fort.

Die meiste Zeit verging mit dem Nachschub und der Versorgung der Lager. Erst im Dezember konnte die erste Erkundung für den besten Zugang zum Gebirge unternommen werden. Das Gelände stieg nun stetig an, so daß sie bald eine Höhe von 1700 Metern erreichten, von der sie nicht mehr wesentlich tiefer absteigen mußten. Schon nach einem Tag stießen sie auf das erste Eingeborenendorf – Tsinga, wie wir heute wissen. Wollaston stand damals, ohne es zu ahnen, erstmals Verwandten der Dani- und Uhundunistämme gegenüber. Es besteht für mich kein Zweifel, daß die Bergpapuas südlich des Carstenszgebirges nahe Verwandte der Damal und damit auch der „Grand Valley“-Dani sind. Genauso kann es als gesichert gelten, daß die Besiedlung von Norden her erfolgte. Doch über welche Route, und wann?

Die ersten Anzeichen menschlicher Aktivität, die man dort fand, sind die Spuren einer Gruppe von Jägern, die sich vor mehr als 5000 Jahren am Ufer des Kemabu, nördlich der Gletscher, aufhielt. Leider gibt es bis heute keinerlei Funde, die uns Aufschluß über die Siedlungsgeschichte auf der Südseite des Gebirges geben könnten. Bei der Frage nach dem Einwanderungsweg muß der heute so wichtige Zugang von Norden über den Neuseelandpaß als mögliche Route ausgeschlossen werden. Wie amerikanische Luftaufnahmen beweisen, wurde dieser Paß erst vor wenigen Jahren vom Eis freigegeben. Auch der Übergang über den westlich davon gelegenen Bakoa-Paß dürfte aus demselben Grund nicht relevant sein. Doch viel weiter östlich (beziehungswise westlich) gibt es zwei auch heute noch vielbegangene Eingeborenenpfade, gleichsam uralte Handelsrouten zwischen Nord und Süd, die viel wahrscheinlicher an den Weg der ersten Siedler denken lassen.

Die östliche verbindet das Dorf Ilaga im Norden mit Jila im Süden, die westliche stellt die Verbindung zwischen den Dörfern Bidai und Dumandora her. Trotz der trennenden Barriere eines 5000 Meter hohen, eisbedeckten Gebirges ist der Kontakt zwischen den Amume-Damal im Süden und ihren Verwandten im Norden niemals abgebrochen. Auch im kulturellen Bereich kam es zu keinem Bruch, im Gegenteil, es herrscht große Übereinstimmung in Sprache und Lebensform, bis in kleinste Details, wie ich bei meinem Aufenthalt im Dorf Waa, südlich von Tempagapura, feststellte. Wäre Wollaston vom Dorf Tsinga nicht direkt in Richtung der Gletscher weitergezogen, sondern nach Westen abgebogen, hätte er dem „guten“ Pfad bis Waa folgen können, und ein Erfolg wäre ihm sicher gewesen. Von Waa führt nicht nur eine Eingeborenenroute über den Bakoa-Paß, vorbei am Mt. Idenburg, zum Kemabu-Plateau und schließt an die wichtigste Ost-West-Verbindung an, sondern es ist auch nicht schwierig, durch leichtes Gelände das Meren-Tal zu erreichen. Doch Wollaston wählte den „direkten“ Weg; das bedeutete vorerst wieder Abstieg zum „Observation Point“, um Wochen später mit neuer Ausrüstung

Lager in 4000 Metern Höhe

und neuen Trägern zu starten. In sieben Tagen erreichten sie die letzte Papua-Siedlung in 2000 Meter Höhe, etwa zwei Meilen nördlich des Umkehrpunktes ihrer Kundtour. Hier verengte sich das Tal, und die Hänge wurden so steil, daß selbst für die Papuas eine Kultivierung des Bodens und damit eine Besiedlung nicht mehr möglich war. Kein Pfad ließ sich mehr erkennen, nur ab und zu fanden sie Feuerstellen, an denen einst Eingeborene gelagert hatten. Längst war es zu beschwerlich, dem Fluß zu folgen, aber es schien auch gefährlich, die Hänge entlang zu queren: „Unser Weg war deshalb eine Folge mühsamer Aufstiege, um halbschwerer Abstiege zum Flußufer zu vermeiden. So bescherte uns die erste Tagesetappe mehrere tausend Meter Kletterei, ohne uns mehr als 200 Höhenmeter voranzubringen.“

In 2300 Meter vollzog sich eine wesentliche Wandlung der Vegetation. Das Unterholz, das bis dahin undurchdringlich schien, lichtet sich, die hohen Bäume verschwanden und wurden durch Pandanus und Farne ersetzt.

„Die Region zwischen 2600 Meter und 3000 Meter ist bei weitem die angenehmste, die wir je in diesem Land durchquerten.“

Unser Weg führt das steinige Flußbett des Utakwa aufwärts. Die Ufer sind mit blühenden Sträuchern bedeckt, es gibt blauen Enzian und zahlreiche wilde Orchideen. Vor uns liegen die leuchtenden Gletscher des Mt. Carstensz, hinter uns, tief unten, das Tal des Utakwa mit den urwaldbewachsenen Hängen, die wir so mühevoll bezwungen haben. Doch hier oben währt die gute Sicht nicht lange, denn schon ab neun Uhr vormittag hüllen uns Wolken ein, und bald beginnt es zu regnen. Seit Tagen schon tasten wir uns durch dichten Nebel, durchnäßt bis auf die Haut. In unserem Lager am Fuß der Südabstürze erkenne ich, daß es keinen Sinn hat, mit einer derartig großen Gruppe weiterzumarschieren: Die Dayaks beginnen langsam an der herrschenden Kälte zu leiden, und es ist schwierig genug, einen Lagerplatz für nur eine kleine Gruppe zu finden.“

Am 30. Januar machten sich schließlich zwei Weiße in Begleitung von drei Papuas auf den Weg, den Zustieg zu den Gletschern zu finden: „Glücklicherweise ist die Südflanke keine geschlossene Wand, sondern durch mäßig geneigte Pfeiler und Bänder stark gegliedert. Trotzdem stoßen wir bald auf eine steile Barriere aus Kalkstein, die uns im ersten Augenblick unbegebar erscheint. Einem der Papuas – die wie Affen klettern können – gelingt es, sie zu erklimmen. Eine kurze Kletterei in solidem Fels bringt uns in einer Höhe von 4700 Meter an die Schneegrenze heran. Ein steiles Schneecouloir leitet hinauf zu einer Eiswand, deren meterhohe Serracs bedrohlich über unseren Köpfe hängen. Einzelne abgebrochene Eisstücke liegen über die ganze Schneefläche verstreut. Da es schon zu spät ist, um nach einer anderen Aufstiegsmöglichkeit zu suchen, kehren wir ins Lager zurück.“

Am nächsten Morgen herrschte Schlechtwetter. Daher nutzten sie den Tag, um in 4000 Meter Höhe ein vorgeschobenes Lager zu errichten. Obwohl sich auch am darauffolgenden Tag das Wetter kaum besserte, unternahmen Wollaston und Kloss einen weiteren Versuch:

„Als wir am Morgen des 1. Februar die Schneegrenze erreichen, sind wir von Wolken völlig eingehüllt. Wir traversieren entlang der Südflanke des Berges in westlicher Richtung, mehr oder weniger horizontalen Terrassen folgend. Nach ungefähr

einer halben Meile stehen wir erneut vor einem Schneefeld, das nur mäßig geneigt nach oben führt.

In knapp 4900 Meter (?) wird unserem Besteigungsversuch ein jähes Ende gesetzt. Eine abschüssige Felswand auf der einen Seite, eine steile Eisflanke auf der anderen, zwingen uns zur Umkehr.“

Jedes dieser Hindernisse hätte von einer Gruppe gutausgerüsteter Bergsteiger überwunden werden können. Doch nur zu zweit und bei schlechtem Wetter, entschied sich Wollaston für den Rückzug. Hätten sie genügend Zeit gehabt, die Wand westlich zu umgehen, sie hätten eine leichtere Route gefunden.

Der höchste Punkt, den sie erreichten, muß nur knapp unterhalb der Mulde zwischen Carstensz-Pyramide und Ost-Carstensz-Spitze gelegen haben. Ein Rekord ist Wollaston wohl bis heute geblieben; er war der erste und bislang einzige, der – von Süden kommend – die Pyramide zu besteigen versuchte. Während die Nordwand schon mehrere Routen aufweist, auch die zwei höchsten Gipfel des Nordwalls bereits über die Wände erstiegen sind (Messner bzw. Isherwood), gibt es erst eine einzige Besteigung durch die Südwand der Carstensz-Pyramide (Boadman, jedoch von Norden kommend). Ein Aufstieg durch den zentralen Teil der Südflanke wäre durchaus ein lohnendes Ziel, man müßte aber beim Zugang zum Wandfuß mit erheblichen Schwierigkeiten rechnen.

Wollaston schreibt nichts über seine Gefühle beim Rückmarsch, über seine Enttäuschung, seinen Ärger. Er hat wohl in diesen drei Jahren die Südseite bestens kennengelernt, oft davon geträumt, die jungfräulichen Gipfel zu erreichen und einen Blick aufs unbekannte Land im Norden zu erhaschen. Nichts von alledem ging in Erfüllung. Wie oft mag er sich die Frage gestellt haben, ob sich auch im Norden Bergrücken an Bergrücken reiht, mit noch höheren Gipfeln vielleicht – wer weiß es?

Mehr als zwanzig Jahre sollten vergehen, bis andere, „erfolgreichere“ diese Fragen beantworten konnten.

Im Jahre 1936 führte Dr. A. H. Colijn, Manager einer holländischen Ölgesellschaft, eine Expedition zum Carstensz-Gebirge. Verglichen mit dem riesigen und schwerfälligen Unternehmen der Briten war dieses relativ klein. Colijn wurde begleitet von J. J. Dozy, einem jungen Geologen, Leutnant Wissel, der ein Amphibienflugzeug zur Unterstützung pilotierte, und 38 Dayaks. Ausgangspunkt war Aira, ein holländischer Stützpunkt an der Südküste. Beim Anmarsch hat Wissel mehrmals Verpflegung und Ausrüstung aus der Luft abgeworfen und damit ein zügiges Vorankommen der Expedition gewährleistet. Nach 56 Tagen erreichten Colijn, Dozy, Wissel und 12 Dayaks die Gletscher über dem Meren-Tal von Westen her und bestiegen den 4862 Meter hohen Ngga Pulu zum ersten Mal. Zwei Tage zuvor entdeckte Dozy an der Ostwand eines Hängetales eine ausgedehnte, schwarze Gesteinsmasse. Er brach ein Stück davon ab und fand darin Kupfer. Daraufhin nannte er die Fundstelle „Ertsbergmine“.

Die Kupfervorkommen sind äußerst ergiebig und werden heute von der Freeport Indonesia Inc. ausgebeutet.

Mit gigantischem Aufwand hat man eine 40 Kilometer lange Straße von Timika bis zur Mine in 4000 Meter Höhe gebaut. Eine permanente Luftbrücke zwischen

Freude am „Neuseelandpaß“

Cairns (Australien) und Timika sichert die Versorgung der dort eingesetzten Spezialisten aus vielen Ländern. Der Abbau erfolgt Tag und Nacht im Schichtbetrieb. Zwei Helikopter sind permanent stationiert und befördern wöchentlich Frischgemüse von Mulia oder Beoga nach Tempagapura. Ein gut ausgerüstetes Hospital, für Neuguinea-Verhältnisse geradezu luxuriöse Unterkünfte und eine Kantine mit allem erdenklichen Angebot, selbstverständlich gratis und rund um die Uhr geöffnet, soll mithelfen, das höllische Klima – jeden Tag acht Stunden Regen – und die furchtbare Isolation besser zu ertragen.

Anläßlich eines Erkundungsfluges entdeckte Wissel im Gebiet der Seen westlich des Gebirges eine große Population Ureinwohner, die man heute Ekagi oder – wie es ihre südlichen Nachbarn tun – Kapaukas nennt. Colijn legte ein kleines Wörterbuch über die Sprache der Eingeborenen auf der Südseite des Gebirges an, wodurch es offenkundig wurde, daß sie zur Sprachgruppe der Uhundunis (Damal) gehörten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden mehrere mit „Airstrips“ versehene Missionsstationen innerhalb von 100 Kilometer Distanz zu den Gletschern eröffnet: Ilaga im Osten, Beoga und Hitalipa im Norden und schließlich Bilae im Nordwesten. Diese Entwicklung erneuerte das Interesse der Bergsteiger an den unberührten Gipfeln. Im Jahre 1961 gelang es einer neuseeländischen Expedition, vom 70 Kilometer entfernten Ilaga aus, den Eingeborenenpfaden folgend, eine Route zum Gebirge zu finden. Ein Mißgeschick beim Verpflegungsabwurf verhinderte eine Besteigung der Gipfel. Phil Temple, ein Mitglied der Expedition, kehrte noch zweimal zurück. Er führte im Jahre 1962 die Expedition von Heinrich Harrer auf der von ihm ein Jahr zuvor erkundeten Route bis zum Kemabu-Plateau. Mit 120 Trägern und Unterstützung aus der Luft (Lebensmittelabwurf) brachen sie in Ilaga auf und erreichten nach fünftägigem Marsch ihr Basislager im Ijomba-Becken. Einen Großteil der Träger schickten sie von dort in ihre Dörfer. So blieben für den entscheidenden Vorstoß noch die vier „Tuans“, Heinrich Harrer, der Leiter des Unternehmens, Phil Temple, Russel Kippax, ein junger australischer Medizinstudent, der Holländer Bert Huizenga und 17 Papuas übrig.

Zuerst ging es entlang des Lake Discovery. Es folgte ein kurzer Anstieg, der sie über die Baumgrenze hinausführte, immer in direkter Linie auf den westlichen Teil der Nordwandmauer zu. Auf Grund der Aufzeichnungen und Bilder der holländischen Expedition des Jahres 1936 mußten sie annehmen, entlang des Nordwalls eine geschlossene Gletscherdecke vorzufinden. Bei der Suche nach der günstigsten Aufstiegsroute entdeckte Harrer, als er über ein Band hinausquerte, weiter östlich einen eisfreien Paß. Die Überraschung und die Freude darüber waren groß, denn der „Neuseelandpaß“, wie sie ihn nannten, erwies sich auch für die gebirgsunerfahrenen „Dani“ als begehbar. Damit war der Weg in das hufeisenförmige Innere des Gebirges frei. Sie hatten den Durchbruch von Norden geschafft und konnten ihr nächstes Lager an einem der türkisfarbenen Seen des Meren-Tales aufschlagen. Die folgenden Tage verbrachten sie mit der Erkundung der Gletscher. Dabei stellten sie mit Staunen deren enormen Rückgang in den letzten 25 Jahren fest. Die Expedition hielt sich mehrere Wochen im Carstenz-Gebirge auf – mit großem Erfolg. Es gelang ihnen, alle wesentlichen Gipfel zu ersteigen – bis auf einen sogar

alle erstmals. Der Höhepunkt war sicherlich die erfolgreiche Bezwingung der Pyramide, die auch in bergsteigerischer Hinsicht Ansprüche erfüllte. Ein Berg, der in seiner bizarren Schönheit den Erstbegeher der Eigernordwand zum Schwärmen verführte: „Als wir in ein moosiges Tal kamen, stand schmal, elegant und majestätisch schön die Carstensen-Pyramide im Osten vor uns in der Sonne. Morgennebel umspielten Fels und Eis. Ohne Zögern würde ich diesen wunderbaren Berg zu den schönsten der Welt zählen, und nun, da wir ihn von Westen sahen, begriff ich auch, warum man ihn Pyramide genannt hat. Er ist eine Pyramide von makelloser Schönheit.“

Die Besteigung über den Ostgrat war „gefährlich wie eine Winterbegehung in den Alpen“. Mehrmals mußten sie, Pfeiler umgehend, in die Nord- und Südwände ausweichen, ehe sie nach acht Stunden den breiten Schneegipfel betraten.

Die Besteigung war schön, schreibt Harrer: „Aber der Berg hat uns nichts erspart. Der Schwierigkeitsgrad lag etwa bei IV und, alles zusammengefaßt, hatte die Tour die typischen Merkmale einer klassischen Erstbesteigung, wie es sie in dieser Art auf der Welt kaum noch gibt.“

Während ihres langen Aufenthaltes finden Harrer wie auch Temple keinerlei Spuren, die auf eine frühere Anwesenheit von Menschen in dieser Region hinweisen. Es ist auch einigermaßen verwirrend, daß beide ihre Träger immer als Dani bezeichnen, obwohl sie augenscheinlich den Uhandunis zuzuordnen sind. Die Bewohner Ilagas, aus denen Harrer seine Träger rekrutierte, scheinen lediglich gute Ortskenntnisse im Bereich des östlichen Teils des Plateaus zu besitzen. Dort gibt es auch verschiedentlich Pfade, die kleinere Jagdtrupps benutzen. Die „Dani“ der Harrer-Expedition besaßen offensichtlich weder Kenntnis von der Mapala-Felshöhle, noch wußten sie von der Route zu den Larson-Seen. Viel besser scheinen die Damal mit der Gegend nördlich der Gletscher vertraut zu sein. Relativ häufig brechen kleine Gruppen aus Beoga auf, um am Kemabu-Plateau zu jagen oder ihre Verwandten, die Amume Damal in Waa, zu besuchen. Besitzanspruch aufs Plateau wird, soviel ich weiß, aber von ihnen nicht erhoben. Es scheint frei zu sein. Nur die Gletscherregionen selbst und das Gebiet südlich davon wird von den Bewohnern des Dorfes Tsinga als ihr traditionell verbürgter Besitz betrachtet. Damal waren es auch, die im Jahre 1964 die sogenannte Cendrawasih-(Paradiesvogel-) Expedition, ein indonesisches Militärteam mit japanischen Teilnehmern, auf ihnen bekannten Pfaden zu den Gletschern führten. Sie folgten dabei alten Handelsrouten zwischen Enarotali und Beoga. Beim Überqueren des Kemabu-Plateaus führten die Eingeborenen sie zu einer Felshöhle in einer Höhe von 3420 Meter am Ufer des Hogayuku-Sees, die, wie sie versicherten, schon von ihren Ahnen als Lagerplatz benutzt wurde.

Anschließend travesierten sie, von Westen kommend, den Nordwall bis zum Neuseelandpaß und erstiegen auf bereits bekannter Route über den Meren-Gletscher den Gipfel des Ngga Pulu (4862 Meter).

Alle hohen Gipfel waren seit der Harrer-Expedition zumindest einmal bestiegen – mit Ausnahme der Pyramide –, auf leichten Routen ohne klettertechnische Schwierigkeiten und zumeist über die Gletscher. Es war nur mehr eine Frage der Zeit, bis man auch hier daranging, die Wände zu versuchen.

Gipfelsiege

Reinhold Messner, dieser geniale Alpinist, leitete durch seine Initiative im Carstenz-Gebirge auch diese Phase ein. Vom Ausgangspunkt Ilaga erreichte er, zusammen mit Sergio Bigarella und einer Handvoll Träger, nach wenigen Tagen Marsch den Lagerplatz am Fuße des Meren-Gletschers. Ohne Zeit zu verlieren, wandten sie sich ihrem ersten Ziel, der Pyramide, zu, die sie über den zerrissenen Ostgrat zum zweitenmal erstiegen. Schon während des Anmarsches konnte Messner vom Plateau aus die unerstiegenen Wände der Nordwandmauer studieren, die ihn stark an die Nordabstürze der Marmolata erinnerten. Doch nicht den höheren östlichsten Eckpfeiler des Nordwalls erwählte er sich zum Ziel, sondern die Nordostwand des Puncak Sumantri (4810 Meter), den er irrtümlich für den Ngga Pulu hielt. Knappe sieben Stunden benötigte er für die Solo-Erstbegehung dieser 1000 Meter hohen Kalkmauer, die er in der Schwierigkeit mit der Civetta-Nordwestwand verglich.

Im Februar 1972 hielt sich eine indonesische Gruppe im Gebirge auf, das sie von Tempagapura aus über die Carstenz-Wiese erreichten. Sie bestiegen den Ngga Pulu, doch ein Versuch, auch die Pyramide zu erklettern, scheiterte.

Neue bergsteigerische Impulse setzte D. Isherwood im Zuge der Hongkong-Expedition – noch im September desselben Jahres. Er erkletterte die Nordwand des Ngga Pulu erstmals und gleich im Alleingang. Gemeinsam mit seinen Kameraden Jack Baines und Leo Murray bestieg er auch die Pyramide über eine neue Route in direkter Gipfelfallinie.

Alle Gipfel im Bereich des Meren- und Carstenz-Gletschers konnten ebenfalls erstiegen werden.

Der kalifornische Kletterer Bruce Carson eröffnete im November 1973 eine neue Route durch den westlichen Teil der Nordwand und dem Westgrat zum Hauptgipfel der Pyramide.

In den Jahren 1971 bis 1973 hielt sich eine wissenschaftliche Expedition der Monash University Melbourne im Carstenz-Gebirge auf. Neben verschiedenen wissenschaftlichen Untersuchungen erfolgte auch eine Neuvermessung der Gletscher und Gipfel. Demnach ist die Höhe der Carstenz-Pyramide nicht mehr 5030 Meter, sondern 4884 Meter, der Ngga Pulu 4862 Meter und der Puncak Sumantri 4808 Meter.

Ein Jahr später erreichte die deutsche Neuguinea-Expedition vom bewährten Ausgangspunkt Ilaga aus die Eisregionen. Dabei gelang es der Seilschaft Huber/Karasek, eine neue Führe durch die Nordwand der Pyramide zu legen – östlich der Hongkongroute. Zwei weitere Teilnehmer, Kirner und Schreckenbach, wiederholten die Westgrat-Route des Amerikaners Carson. Gemeinsam gelang ihnen die erste Überschreitung der vier Gipfel östlich des Neuseelandpasses (Wollaston Peak bis Puncak Sumantri) in einem Zug.

Ein kleines österreichisches Team, Wilhelm Rossi und Ludwig Hansen, versuchten im August 1976 erstmals eine Annäherung von Nordwesten. Ausgangspunkt war das Dorf Bidogai. Nach drei Tagen erreichten sie das Tal des Kemabu, wo sich die Pfade aus Ilaga und Beoga treffen. Der bereits bekannte weitere Weg führte entlang des Lake Discovery, dann über einen kleinen Paß, hinunter zu den Larson-Seen am Fuße der Nordwandmauer. Rossi bestieg erstmals die Wand des Merlon,

einen kleinen Pfeiler westlich vom Neuseelandpaß. Beim Versuch, die Pyramide im Alleingang zu bezwingen, scheiterte er knapp unterhalb des Gipfels.

Eine Besteigung des Ngga Pulu und der Ost-Carstensz-Spitze (4810 Meter) bei traditionell schlechtem Wetter bildete den Abschluß der Kleinexpedition.

Eine interessante Alternative bot ihr Rückweg, der teilweise der alten Nord-Süd-Verbindung Erzbergmine (Waa) – Bakopa-Paß – Ugimba folgte. Mehrmals fanden sie nach Moni-Art aufgebahrte Leichen. Das ließ auf eine relativ große Frequentierung dieses Pfades schließen. Die guten Ortskenntnisse ihrer Träger deuten darauf hin, daß die Moni den westlichen Teil des Plateaus als ihr Jagdrevier beanspruchten.

Zwei Jahre später gelang es dem erfahrenen britischen Alpinisten Peter Boardman, gemeinsam mit seiner Frau Hilary, nach großen Schwierigkeiten mit den indonesischen Behörden illegal von Bilorai aus das Carstensz-Gebirge zu erreichen. Nach Überschreiten des Bakopa-Passes wurden sie zwar von indonesischen Polizisten der nahegelegenen Erzbergmine entdeckt und angehalten, aber trotz fehlender Genehmigung nicht am Weitermarsch gehindert. Ihre eingeborenen Moni-Träger durften sie sogar von Tempagapura aus mit Nahrungsmitteln versorgen. Auf Grund der von Bruce Carson geäußerten Vermutung, daß die Scharte zwischen Wollaston Peak und Pyramide-Ostgrat einen möglichen Zustieg zur Südflanke biete, wandten sie sich, ohne Zeit zu verlieren, dem großen Ziel zu. An einem einzigen Tag und bei üblichem Schlechtwetter (Boardman konnte ein paar Sekunden lang die Arafura-See sehen) gelang ihnen die erste Süd-Nord-Überschreitung der Pyramide. Die Abstiegsroute folgte im wesentlichen einem Felsband, das sich vom Grat bis unmittelbar zum Wandfuß über dem Meren-Tal zieht.

Ein zweites Mal betraten Peter und Hilary Boardman alpines Neuland, als sie den ersten markanten Felspfeiler westlich des Neuseelandpasses zu einem der Dugundugugipfel erkletterten.

In den ersten Jännertagen des Jahres 1979 gesellten sich die beiden französischen Bergsteiger Jean Fabre und Bernard Domenech zu ihnen. Gemeinsam erstiegen sie die Gipfel des Ngga Pulu und Puncak Sumantri über den Meren-Gletscher.

Nach rund siebzig Jahren bergsteigerischer Aktivität im Carstensz-Gebirge sind die Möglichkeiten, „Neuland“ zu betreten, noch lange nicht erschöpft. Allein in der Nordwand der Pyramide wären noch einige Führen in den oberen Schwierigkeitsgraden zu legen, auch der untere Teil des Westgrates ist noch nicht begangen. Vor allem eine direkte Route durch die erst einmal bezwungene Südflanke müßte ein lohnendes Ziel sein. Fast alle Wände westlich des Neuseelandpasses, mit Ausnahme des ersten Pfeilers (Boardman) und des Merlon (Rossi), sind noch unerstiegen. Die östlichen zwei Eckpfeiler – die Nordwände des Ngga Pulu und Puncak Sumantri – sind zwar einmal erklettert (Messner bzw. Isherwood), aber auch hier warten noch schwierige Touren, vor allem der geschlossene westliche Teil der Ngga Pulu Nordwand dürfte ein großes Problem darstellen. Zuletzt sei noch der Mt. Idenburg erwähnt, dessen Besteigung nach Harrers Erstbegehung bis heute keine Wiederholung fand!

Carstensz-Tagebuch

1. September 1980

Letzte Vorbereitungen in Sentani

Schweißdurchnäßt und der Verzweiflung nahe sitze ich im Polizeibüro von Jayapura. Morgen soll ich mit einer Maschine der Mission Aviation Fellowship (MAF) nach Ilaga geflogen werden, um von dort aus den Marsch ins Carstensz-Gebirge in Angriff zu nehmen. Doch was mich daran hindert, ist das unüberhörbare „No“ jenes kleinen, stets freundlich lächelnden Mannes in seiner braunen Uniform.

„Ilaga is closed – Puncak Jaya (indonesischer Name für das Carstensz-Gebirge) is closed“, höre ich immer wieder an diesem Tag. Die indonesischen Behörden scheinen Bergsteiger wohl für so etwas Ähnliches wie Spione zu halten. Gegen die Bürokratie ist nicht anzukommen. Resigniert ziehe ich wieder ab. Ich kann es nicht glauben; sollte ich zum zweitenmal die weite Reise nach Neuguinea unternommen haben und nun so nahe am Ziel wieder umkehren müssen? Nun ist guter Rat teuer. Durch einen glücklichen Zufall lerne ich Mel Richter kennen, der als Techniker bei der MAF beschäftigt ist und dabei einem nicht alltäglichen Hobby nachgeht. Er verbringt seine Freizeit damit, abgestürzte Flugzeuge ausfindig zu machen, an sie heranzukommen und sie eventuell auszuschlachten. Daher ist er mit der Gegend rund ums Carstensz-Gebirge gut vertraut. Als ich ihm von meinen Absichten und den Schwierigkeiten bei der Durchführung erzähle, rät er mir, ich solle es doch von Beoga aus versuchen. Beoga? frage ich erstaunt – noch nie gehört! Auf Grund der Berichte meiner Vorgänger weiß ich, daß noch niemals eine Annäherung von Beoga aus versucht worden ist. Ein Blick auf die Karte enthüllt auch den Grund: Beoga liegt zweifelsohne von den Eisgipfeln weiter entfernt als etwa Ilaga oder Bilorai, ja sogar weiter als Enarotali. Während man von den genannten Dörfern aus schon in ein bis zwei Tagen das 3500 Meter hohe Hochplateau erreichen kann, liegen zwischen Beoga und dem Plateau mehrere hohe Bergrücken. Außerdem führt der Anmarsch durch unbewohntes Gebiet. Das bedeutet: es gibt keine Pfade, keine Brücken über die Flüsse und keine Möglichkeit, sich aus dem Land zu verpflegen. Aber es ist immerhin eine Chance, vielleicht meine einzige und letzte. Ich glaube mich sogar zu erinnern, daß es nicht zu jenen Orten gehört, die mir die indonesische Polizei als gesperrt nannte. Aber wie um alles in der Welt sollte ich dorthin kommen? Von Mel erfahre ich, daß Beoga einen kleinen, von den Piloten gefürchteten Airstrip besitzt, der nur selten angefliegen wird.

„Ich kann versuchen, Jerry Latimer in Mulia anzufunken und zu fragen, ob er dich nach Beoga fliegt. Der nächste Flug von Sentani nach Mulia ist in zwei Tagen.“ Das alles klingt wie Musik in meinen Ohren. Nun bin ich wieder im Guest House, aber meine Gedanken kreisen um das Carstensz-Gebirge – sollte das Schicksal es doch noch gut mit mir meinen?

2. September

An diesem Morgen bin ich schon früh unterwegs. Mit Mel Richters Puch-Motorrad, das die Holländer zurückerließen, fahre ich das 35 Kilometer lange Straßen-

stück von Sentani nach Jayapura. Die Wachtposten am Eingang zur Polizeistation begrüßen mich wie einen alten Bekannten. Sie finden es nicht einmal mehr der Mühe wert, meinen Besuch ins Gästebuch einzutragen. Im Zimmer des diensthabenden Offiziers erwartet mich eine Überraschung. Am Schreibtisch von Leutnant Bambang sitzt ein Weißer, Fritz Lasser, ein österreichischer Landsmann, wie sich bald herausstellt. Die Freude über das ungewöhnliche Zusammentreffen ist groß. Als ich ihm von meinen Absichten erzähle, das Carstensz-Gebirge von Beoga aus anzugehen, ist er Feuer und Flamme. Spontan frage ich ihn, ob er nicht mitkommen wolle, und genauso spontan entscheidet er sich, mich zu begleiten. Spät, aber doch habe ich einen Kameraden gefunden.

Leutnant Bambang, der unsere in deutscher Sprache geführte Unterhaltung nicht verstehen konnte, ist nicht minder erstaunt, als ich ihm erkläre, daß wir beide nach Beoga wollen.

„Nur nach Beoga?“, fragt er mißtrauisch, während sein Blick prüfend über die Liste der gesperrten Dörfer gleitet.

„Nur nach Beoga“, stelle ich fest und bemühe mich, dabei eine möglichst gleichgültige Miene aufzusetzen. Plötzlich erhebt er sich von seinem Stuhl und betritt das Hinterzimmer. Minuten vergehen, Minuten der knisternden Spannung, die für uns zu einer Ewigkeit werden. Doch dann erscheint er mit zwei Schriftstücken in der Hand, mit der für uns so wichtigen „Surat Jalan“.

Halb im Weggehen hören wir noch seine deutliche Warnung, wir sollten uns ja nicht einfallen lassen, zum Carstensz-Gebirge oder in eines der verbotenen Dörfer zu marschieren. Eine Aufforderung, der ich freilich nicht zu entsprechen gedenke. Denn würden wir einmal in Beoga sein, könnte uns nichts mehr aufhalten. Dort endet die Macht der indonesischen Verwaltung, ist es endlich vorbei mit der verdammten Bürokratie. Im Urwald gelten andere Gesetze, hier herrschen die Papuas, und mit ihnen würden wir schon zurechtkommen. Das Tor zum Carstensz-Gebirge ist offen! Gutgelaunt treten wir aus der Polizeistation hinaus auf die beinahe javanisch bevölkerte Hauptstraße von Jayapura. Fritz freut sich, daß er nun sein schmutzig-schwüles Zimmer mit dem sauberen MAF Guest-House im klimatisch etwas angenehmeren Sentani vertauschen kann. Ein Komfort, den ich schon im Vorjahr zu schätzen gelernt habe. Damals fand ich kein anderes Mittel, um der feuchten Hitze und den Moskitos zu entkommen, als die Nächte anstatt im Bett im wassergefüllten Betonbecken des Waschraumes zuzubringen.

Die Organisation klappt weiterhin vorzüglich. Dank Mels Hilfe kommen wir morgen in die Maschine nach Mulia, dort wird uns Jerry Latimer erwarten und nach Beoga weiterfliegen.

Aber bis dahin gibt es noch viel zu tun. Unser größtes Sorgenkind ist die Ausrüstung. Da Fritz eigentlich ins Baliem Tal wollte, hat er praktisch keine alpine Ausrüstung dabei. Meine umfaßt nur das Allernotwendigste, nur das, was ich auf meiner monatelangen Reise durch die Südsee mitschleppen konnte. Wieder steht uns Mel hilfreich zur Seite. Während wir in einem chinesischen Laden Verpflegung besorgen, fertigt er in der MAF-eigenen Werkstatt einen „Eispickel“. Ein Hanfseil wird im Lager gefunden, zwei Rucksäcke für die Träger und und ein Paar Motorradhandschuhe können von Bekannten organisiert werden. Alles in allem ist unse-

In vier Wochen komme ich wieder...

re „Bergausrüstung“ mehr als primitiv, den steinzeitlichen Verhältnissen der Insel vollkommen angepaßt.

Unser Gepäck kann sich sehen lassen, trotz großer Mühe bringen wir nicht mehr als insgesamt sechzig Kilogramm zustande. Damit ist uns schon jetzt ein Rekord sicher; wir haben im Vergleich zu allen bisherigen Expeditionen bestimmt das leichteste Gepäck. Obwohl ich ahne, daß mir das größte Abenteuer meines Lebens unmittelbar bevorsteht, schlafe ich in dieser Nacht tief und fest.

3. September

Flug von Sentani nach Beoga

Um sechs Uhr früh – die Pünktlichkeit in Reinkultur – hebt die Air Commander vom Flughafen Sentani ab und steuert kühleren Regionen entgegen. Die Route führt über den westlichen Teil der Seenplatte, wo sich die mächtigen Wasserströme des Idenburg, Rouffaer und Memberamo treffen. Die vielen kleinen Seen und versteckten Tümpel erscheinen wie die Inseln im unendlichen Meer des Dschungels. Das Wetter ist prächtig, und die relativ geringe Flughöhe gewährt atemberaubende Tiefblicke. Aber sobald wir uns den Bergen nähern, tauchen massive Wolkenbänke auf, die sich zunehmend am Horizont verdichten. Geschickt weicht der Pilot der Gefahr aus, überfliegt einige Bergrücken mit tief eingeschnittenen Tälern und lenkt die Maschine sicher in das Tal von Mulia.

Dort erwartet uns Jerry Latimer schon voller Ungeduld. Er befürchtet Schlechtwetter. In Windeseile wird unser Gepäck umgeladen. Minuten später rollt die Cessna den Hang hinunter, wird schneller und schneller, bis sie sich leicht wie ein Vogel aus dem Tal hochschwingt. Der Flug ist großartig!

Wir folgen engen Talkombinationen, an deren steilen Hängen winzige Dörfer kleben; etwas später gleiten wir wieder über Bergrücken hinweg, in so geringer Höhe, daß ich fürchte, wir würden die Baumwipfel streifen. Von den Eisgipfeln ist nichts zu sehen, sie sind wie gewöhnlich hinter einer dicken Wolkenbank verborgen. Als wir über dem Airstrip von Beoga kreisen, sehen wir, daß sich eine große Menschenmenge zu unserem Empfang versammelt hat. Scharenweise umringen uns die Damal, Eingeborene dieser Gegend, und bilden ein dichtes Spalier, als wir unsere Rucksäcke zum Rand des Flugfeldes schleppen.

„In drei bis vier Wochen komme ich wieder einmal vorbei, bis dahin viel Glück“, sind Jerrys Worte, bevor er endgültig davonschwebt. Wir blicken ihm noch lange nach, bis er mit seiner Cessna hinter den urwaldbedeckten Bergen verschwindet. Die Damal haben unseren Lagerplatz eingekreist und gehen ihrer Hauptbeschäftigung nach, dem Schauen. Zurückhaltung ist ihnen, Männern wie Frauen, fremd. Ob wir draußen herumlaufen, kochen, im Zelt sitzen oder liegen, sie stehen scharenweise herum. Wenngleich ich mich manchmal wie ein seltenes Tier im Zoo fühle, kann ich ihnen ihr Verhalten nicht verübeln. Im Prinzip tun wir auch nichts anderes. Auch wir interessieren uns für ihre Lebensgewohnheiten, ihre Riten und Bräuche. Je fremdartiger diese sind, um so neugieriger sind wir. Bloß mit dem Unterschied, daß wir in diesem Fall in der Minderzahl sind. Aber wie oft habe ich in anderen Ländern beobachtet, wie weiße Touristen in Scharen über Eingeborenen-dörfer herfielen, um ihre Neugier und Fotografierlust zu befriedigen und dabei viel größere Respektlosigkeit zeigten als diese sogenannten „Wilden“.

Die Damal sind eine kleine Stammesgruppe. Ihr Kernland ist das Gebiet um das Beoga-Tal, ihre westlichen Nachbarn sind die Moni, und im Südosten grenzt ihr Territorium an das Stammesgebiet der Dani, die im Kessel von Ilaga leben. Wie alle Bergvölker Irian Jayas haben auch sie ihre eigene Sprache. Da keiner von uns diesen Dialekt beherrscht, gibt es zwangsläufig Mißverständnisse. Sie sind aber eher heiterer als ernster Natur.

Ihr besonderes Interesse erweckt unser Zelt. Als ich dies bemerke, kann ich es mir nicht verkneifen, ihnen zu erklären, daß es sich dabei um ein „Männerhaus für Weiße“ handle, das ich ihnen nur dann zeigen könne, wenn keine Frau in der Nähe ist. Doch schon im nächsten Augenblick bereue ich diese Äußerung. Zwar müssen Frauen das Feld zähneknirschend räumen, aber bei den Männern ist der letzte Rest von Zurückhaltung verschwunden. Sie sind nicht mehr zur Ruhe zu bringen, der Kreis um unser Zelt zieht sich immer enger zusammen, so daß wir fürchten, von den dunklen Menschenleibern erdrückt zu werden. Mir bleibt nur mehr die Flucht nach vorne. Ich öffne die Zelteingänge, packe die Rucksäcke aus und verstreue ein paar Gegenstände in der Umgebung. Zuletzt lade ich noch zwei der Dorfhonorationen ein, in unserem „Männerhaus“ Platz zu nehmen.

Nachdem wir uns durch derlei Späße und diverse Gastgeschenke bestens eingeführt haben, sehe ich den Augenblick gekommen, unsere Absichten kundzutun. „Dugundugu, Puncak Jaya, Tembapura dimana?“ frage ich in einem Gemisch aus Dani und Indonesisch. Wie auf ein Kommando deuten sie mit ausgestreckten Armen über dschungelbewachsene Berge taleinwärts. Dort also ist Südwesten. Dort liegt das Carstenz-Gebirge.

Als ich daraufhin versuche, ein paar der kräftigsten Männer als Träger anzuheuern, herrscht betretenes Schweigen. Ihre Gesichter werden ernst und verschlossen. Wie überall auf der Welt ist es auch in Neuguinea nicht einfach, Träger zu finden. Stundenlang gehe ich von Hütte zu Hütte, bis ich endlich vier Träger verpflichtet habe. Was von ihrer Verlässlichkeit zu halten ist, werden wir morgen wissen, denn dann soll es losgehen. Aber in Neuguinea laufen die Uhren langsamer, herrscht ein anderes Tempo, hier läßt sich nichts erzwingen. Wer sein Ziel erreichen will, ist gut beraten, sich in Geduld zu wappnen.

4. September

Beoga

Schon in aller Frühe herrscht große Aufregung unter den Papuas. Sie umlagern unser Zelt, schnattern und machen entsetzlichen Lärm. Tatsächlich treffen sie ernstlich Marschvorbereitungen. Frauen schleppen prallgefüllte Netze voll Bata-ten, Maiskolben, Gurken und Tomaten herbei. Zwei unserer Träger sind damit beschäftigt, die Verpflegung an vier grimmig aussehende Krieger zu verteilen. Alle haben ihre Pfeile und Bogen aus den Hütten hervorgeholt, ohne die sich kein Damal außerhalb seiner Stammesgrenzen wagen würde. Es sei zwar im Moment keine Fehde im Gange, wie sie mir versichern, aber so ganz scheinen sie dem Frieden doch nicht zu trauen. Eine Stahlaxt, ein Knochenmesser und die notwendige Feuersäge komplettieren ihr „Reisegepäck“.

Als sich unsere Kolonne in Bewegung setzt, haben wir nicht vier, sondern zwanzig Träger. Die einzigen, die keine Lasten tragen, sind jene vier Männer, die ich ge-

Schwerarbeiter im Dschungel

stern abend angeworben habe. Jeder von ihnen hat sich seinen eigenen Batatenträger organisiert, und die Rucksäcke, die wir ihnen auf den Rücken schnallen, wandern nun von einem Verwandten zum anderen. Sogar einige Frauen folgen am Ende des Zuges.

Wir bewegen uns in südwestlicher Richtung, entlang des Beu-Flusses, der nach etwa einer Marschstunde scharf nach Süden abbiegt. Der kaum erkennbare Pfad nähert sich immer mehr dem Flußbett und damit auch der tiefen Schlucht, die er sich im Laufe der Zeit gegraben hat. Die Eingeborenen schlagen trotz der schweren Lasten ein solches Tempo an, daß wir nicht nur wegen des morastigen Terrains bald klatschnaß sind. Über eine steile Böschung führen sie uns zum Beu hinunter. Während die Damal leichtfüßig und elegant über schlüpfrig gewordene, bemooste Kalkabbrüche in die Tiefe turnen, folgen wir ihnen buchstäblich auf allen vieren. Kaum sind wir atemringend am Flußufer angekommen, zeigen sie uns lachend die Überreste der weggespülten Lianenbrücke. Eine neue zu bauen ist zu zeitraubend, auch ist das Bett an dieser Stelle zu breit, um einen Baumstamm hinüberzuschlagen. Was bleibt uns also anderes übrig, als die steile Böschung wieder hochzuklettern und es an einer anderen Stelle zu probieren. Nach einer guten Stunde Kletterei entlang des Uferdickichts finden wir eine „schwache“ Stelle. Schon beim ersten Versuch gelingt es den Eingeborenen, einen mächtigen Baum zu fällen, dessen Krone unter Jubelgeschrei am gegenüberliegenden Ufer aufschlägt. Zwei Lianenstränge bilden das Geländer und machen die „Brücke“ auch für uns begehbar.

Der Weiterweg läßt sich in einem Satz zusammenfassen: Entweder wir müssen durch die hüfttiefen, schlammigbraunen Fluten des Beu waten, oder wir hacken uns den Weg entlang der abschüssigen Uferböschung frei. Manchmal haben wir sogar beide Geländeformen zugleich. Nämlich dann, wenn der Urwald weit über das Ufer greift und ein Ausweichen zur Flußmitte hin wegen der starken Strömung nicht möglich ist. Zwei Stunden geht das so. Aber dann ist es geschafft.

Wir haben den Fluß verlassen, sind einen Bergrücken hochgestiegen und finden in 2000 Meter Höhe einen idealen Lagerplatz. Die halbverfallene Hütte inmitten der kleinen Rodung zeugt davon, daß hier einst Menschen lagerten. Wo immer sich Bergpapuas niederlassen, bauen sie solche Hütten, und sei es auch nur für eine kurze Rast.

Eigentlich wollen wir hier nur rasten, es ist noch früh am Nachmittag, aber die fünf Stunden „Schwerarbeit“ im Dschungel haben unsere Kräfte aufgebraucht. Erschöpft lassen wir uns ins Gras fallen.

Ganz anders die Damal. Blitzschnell entledigen sich der Lasten, ergreifen Pfeile, Bogen, Äxte, und schon laufen sie wieder schreiend in den Urwald hinein. Dumpfe Axthiebe und das Krachen fallender Bäume dringt aus dem Wald. Einige sind bald zurück, sie bringen allerlei Eßbares mit, verschiedene Früchte, Vogeleier, Riesenheuschrecken, sogar Ratten. Andere schaffen Bäume und Astwerk herbei. In kürzester Zeit ist der brüchige Unterstand zu einer bewohnbaren Hütte umgebaut. Aus Stämmen und Ästen entstehen Gerüst und Wände, Rotang ist der „Mörtel“, der alles zusammenhält, und die Baumrinde ermöglicht ein regensicheres Dach.

Am späteren Nachmittag setzt Regen ein. Nur mit Mühe gelingt es, ein Feuer zu entfachen. Aber nicht mit Hilfe unserer modernen Zündhölzer, denn diese funktionieren nur, solange sie trocken sind, sondern mit der uralten Feuersäge der Papuas. Heute bedarf es mehrerer Versuche, bis es gelingt, weil der Zunder, den sie während des Marsches in ihren Penisfutralen aufbewahren, beim Durchwaten des Beu-Flusses feucht geworden ist.

Obwohl die Hütte uns allen Platz bietet, beschließen Fritz und ich, so lange wie möglich unser Zelt zu benutzen. Dafür ernten wir nur verwundertes Kopfschütteln. Sie können es nicht fassen, daß jemand so dumm sein kann, ein kaltes Zelt der wohligen Wärme ihrer „Räucherammer“ vorzuziehen. Das monotone Geräusch der herabfallenden Regentropfen ist an diesem Abend unser Schlummerlied.

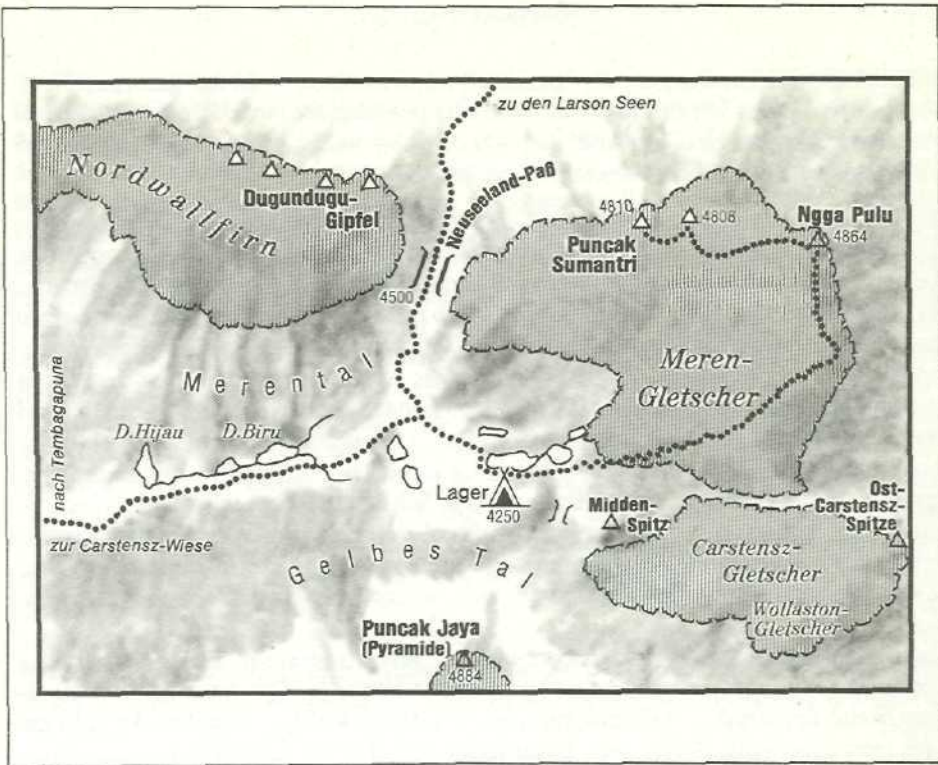
5. September

Volle acht Stunden Urwaldmarsch liegen hinter uns. Das Lager steht am einzigen ebenen Platz weit und breit, unmittelbar am Ufer des Beu, dessen trübe Wassermassen uns heute so manches unfreiwillige Bad bescherten. Glaubten wir noch gestern, das Gelände könne kaum mehr schwieriger werden, so lernten wir heute eine neue Dimension kennen. Da war der gestrige Marsch ein Spaziergang.

Dabei begann alles so gut. Schon am frühen Morgen besuchen uns Eingeborene aus tieferliegenden Dörfern und bringen Bataten, Bananen und Maiskolben. Wir kochen im Freien und beobachten das eindrucksvolle Schauspiel, wie sich die Nebelfetzen von den dampfenden Regenwäldern lösen, die Berghänge hochsteigen und am blauen Himmel verschwinden. Die Träger der Träger und die vielen Begleiter kehren heute nach Beoga zurück. Bei uns bleiben lediglich vier Träger für die Ausrüstung, ferner zwei Süßkartoffelträger.

Der Abschied von den Menschen fällt uns diesmal nicht schwer. Der Pfeil eines Heckenschützen bohrt sich in mein Zelt und versetzt uns einen gehörigen Schrecken. Wollte er wirklich einen von uns treffen? Oder ist das bloß eine Warnung, einfach ein rauher Spaß der Dschungelbewohner? Unsere Begleiter scheinen dem Vorfall keine größere Bedeutung beizumessen. Sie ergreifen zwar ihre Waffen und schwärmen aus, um den Schützen ausfindig zu machen, aber sie kehren erfolglos zurück. Dann ist die Sache für sie erledigt. Mit trockenen Kleidern und Schuhen, die während der Nacht über dem Feuer hingen, verlassen wir den Lagerplatz.

Jäh hörte die Rodung auf, und wir stehen mitten im Urwald. Im undurchschaubaren Zickzack führen uns die Damal durch das Dickicht steil bergauf. Wir turnen über schlüpfrige Prügel, balancieren auf schmalen Baumstämmen über dunkle Abgründe und bewachsene Kalkfelsen. Kein Sonnenstrahl vermag das Blätterdach zu durchdringen. Der tropfnasse Urwald und der vom nächtlichen Regen aufgeweichte Boden sorgen dafür, daß unsere Kleider nicht lange trocken bleiben. Ich bewundere die traumwandlerische Sicherheit, mit der die Papuas das schwierige Gelände meistern. Ihnen gegenüber komme ich mir so schwerfällig und unbeholfen wie ein Elefant vor. Obwohl jeder von ihnen fast 20 Kilogramm Gepäck schleppt, darunter die sperrigen Fotokisten, während ich kaum in der Lage bin, meinen eigenen



Fotoapparat selbst zu tragen. Noch vor Mittag erreichen wir einen Paß. Der Urwald tritt zurück und gibt den Blick nach Süden frei.

Weit draußen am Horizont zeichnet sich markant das Hochplateau ab. Knapp unterhalb endet der Urwald. Könnten wir die Höhe des Aussichtspunktes beibehalten, würden wir das Plateau in einem Tag erreichen. Aber das Gelände zwingt neuerlich zum Abstieg in das nächste Tal, hinein in den dampfenden Urwald.

Der Abstieg wird zu einer Rutschpartie ohnegleichen. Immer wieder müssen senkrechte Felsabbrüche überwunden werden. An einer besonders heiklen Stelle weist ein glatter Baumstamm schräg nach unten und endet an einem schmalen Felsabsatz oberhalb des Beu-Flusses. Behende gleiten die Eingeborenen hinunter. Zuletzt sind Fritz und ich an der Reihe. In der Absicht, es den Papuas gleichzutun, näherte ich mich, rückwärts kriechend, dem Baumstamm. Mit den Beinen voraus und dabei das glitschige Holz umklammernd, will ich hinunterrutschen. Aber sobald sich meine Hände von der Geländekante lösen, nimmt das Unheil seinen Lauf. Im Gegensatz zu den Eingeborenen, die mit ihren Fußsohlen die Talfahrt bremsen, finden meine Schuhe keinen Halt. Das Rutschen gerät außer Kontrolle, ich stürze, verfehle den Felssockel und bleibe in letzter Sekunde im Uferdickicht hängen, das gurgelnde Wasser vor Augen. Ein Sturz in den reißenden Fluß wäre das Ende gewesen. Einen Augenblick bleibe ich benommen liegen, aber dann sind schon die Papuas da, befreien mich aus dem dornigen Gestrüpp, betasten meinen Körper und umsorgen mich rührend. Beruhigt stelle ich fest, daß meine Knochen heil geblieben sind. Die Prellungen und Schürfwunden sind zwar unangenehm, aber in

Anbetracht dessen, was mir alles passieren hätte können, wohl das geringste Übel. Auch meine Leica hat den Sturz unbeschadet überstanden, nur die Sonnenbrille ist verlorengegangen. Ein Umstand, dem ich zunächst wenig Bedeutung beimesse, der sich aber später noch als verhängnisvoll erweisen sollte.

Seither habe ich einen „Leibwächter“. Er heißt Mekailame und wurde von unserem Trägerführer abkommandiert, um auf mich aufzupassen. Offensichtlich wollen sie keinen „Krankentransport“ riskieren. Mekailame folgt mir nun auf Schritt und Tritt; er führt mich über Baumstämme, zeigt mir, wo ich meinen Fuß hinzusetzen habe, warnt mich vor Dornen und schreit jedesmal angstvoll auf, wenn ich dennoch auszurutschen drohe. Ich glaube, er leidet richtig mit mir mit. Seit dem Sturz sehe ich aus wie ein Waldgeist. Die Kleider hängen mir in Fetzen vom Leib, und mein Gesicht ist dick mit Lehm beschmiert. Die widrigen Bedingungen können mich jetzt nicht mehr erschüttern. Ganz im Gegenteil, sie bereiten mir sogar Vergnügen. Keine Pfütze ist mir zu tief und kein Schlammloch zu schmutzig. Nach einiger Zeit verlassen wir wieder das Flußbett des Beu. Sofort wird das Terrain schwieriger, so daß ein Fortkommen nur mehr mit Hilfe von Buschmessern und Äxten möglich ist. Deshalb verringert sich unsere Marschgeschwindigkeit erheblich.

Bald steht die nächste Flußüberquerung auf dem Programm. Zur Abwechslung bieten uns die Damal diesmal eine kombinierte Variante. Der erste Teil, bis zu einem Stein, der aus der Flußmitte ragt, ist die übliche Version einer Brücke in Form von zwei nebeneinandergelegten Baumstämmen. Die zweite Hälfte muß durchwaten werden. Nicht ganz ohne Schadenfreude beobachte ich Fritz, wie er fluchend das unbequeme Hindernis überwindet. Er hat sich nämlich fest vorgenommen, heute mit trockenem Schuhwerk ans Ziel zu kommen.

Gegen Abend kommen wir wieder an den Beu und schlagen unser Lager unmittelbar am Ufer auf. Selbst das Badevergnügen bleibt an diesem Tag im wahrsten Sinne des Wortes getrübt. Wir tauchen in die schmutzigen Fluten des Beu.

6. September

Der heutige Tag beginnt mit einem Schock. Als ich meine Schuhe anziehen will, stelle ich entsetzt fest, daß sich die Sohle zu lösen beginnt. Vorerst nur an einem Schuh und bloß am hinteren Ende, aber das ist schlimm genug. Mein gestriger Übermut, durch die Pfützen zu springen, ist nicht ohne Folgen geblieben. Es ist nicht auszudenken, was passieren würde, wenn mein einziges Paar Schuhe kaputtginge. Obwohl wir mit unserem festen Schuhwerk gegenüber den barfuß laufenden Papuas klar im Nachteil sind, ist es paradoxerweise unsere Lebensversicherung. Ohne sie würde man als Weißer kaum mehr lebend herauskommen. Allein die Eingeborenen sind imstande, barfuß durch den dornenbewehrten Dschungel zu gehen. Wir mit unseren an Schuhe gewöhnten Füßen wären hier verloren. Mit einer Schnur gelingt es, die Sohle notdürftig festzubinden, nur ist es mehr als ungewiß, ob sie halten wird. Jedenfalls werde ich alles tun, um die Schuhe, so gut es geht, zu schonen. Aber das ist leichter gesagt als getan, denn das Terrain wird kein bißchen besser.

Flußüberquerungen

Es geht nun stetig bergauf, nur noch selten sind kleine Abstiege zu bewältigen. Sind wir vielleicht schon am letzten Aufschwung zum Plateau?

Auch der Urwald verändert sich nach und nach. Die Gewächse – Zedern, Rhododendren und Nadelbäume – werden mit zunehmender Höhe immer kleiner. Der Regenwald geht in den Nebelwald über. Im Grau des Regens und Nebels sieht die Landschaft bedrohlich aus. Laublose, mit Moosfetzen behangene Bäume stehen da wie Gespenster. Aber immer dann, wenn sich der Nebel lichtet und die Sonne für Augenblicke durchbricht, erstrahlt alles in zauberhaftem Licht. Das tropische Pflanzengewirr ist von unglaublicher Schönheit, überall wachsen herrliche Orchideen in vielen Farben. Es ist ein Märchenwald, wie ich ihn mir als Kind in meiner Phantasie immer vorgestellt habe. Nur zum Begehen ist er alles andere als märchenhaft; alles ist naß und glitschig, das meterhohe Wurzelgerüst bildet ein eigenes Stockwerk zwischen Erde und Baumkronen, auf dem man wie ein Seiltänzer balancieren muß. Alle Gewächse sind dicht mit Moos und Flechten bewachsen, und darin tummeln sich kleine Tierchen, die uns das Leben sauer machen. Wo man auch hingreift, um sich festzuhalten, selbst wenn man mit dem Urwald nur in Berührung kommt, überall lauern Blutegel. Blitzschnell lassen sie sich fallen und finden mit Sicherheit den Weg zur Haut. Hat sich ein Blutegel einmal festgesaugt, ist es schwierig, das Tier zu entfernen, ohne die Haut aufzuritzen. Aber schon aus den kleinsten Wunden entstehen tropische Geschwüre, die nur schwer und langsam abheilen. Um der Plage einigermaßen Herr zu werden, müssen Fritz und ich häufig stehenbleiben und unsere Körper von den ekelhaften Parasiten befreien. Dabei verlieren wir den Anschluß an unsere Träger, denen die Blutegel viel weniger zusetzen. Zum Glück ist die Orientierung nicht mehr so schwierig wie zuvor im Regenwald, so daß wir ihren Spuren mühelos folgen können.

Bald führt der Weg wieder entlang des tobenden Beu-Flusses. Sein Oberlauf ist das wildeste Gewässer, das ich je sah. Mit elementarer Wucht stürzen die Wassermassen vom Plateau hinunter. Es gibt nur einen Gedanken: Hoffentlich müssen wir hier nicht übersetzen! Aber die schlimmsten Befüchtungen treffen ein. Unerbittlich drängt uns der Pfad nach unten. Als wir am Flußufer ankommen, sind alle unsere Träger schon auf der anderen Seite drüben. Wir müssen erst ein paarmal hinschauen, um überhaupt so etwas wie eine „Brücke“ entdecken zu können. Ihr Anblick verschlägt uns den Atem. Vom linken Flußufer ragt ein mächtiger, vermoerder Baum weit über die Flußmitte hinüber. Seine Krone trifft sich, zehn Meter über dem Wasserspiegel, mit einem zweiten, allerdings sehr dünnen, fast senkrecht stehenden Baumstamm, der in der rechten Uferböschung wurzelt. Hier sind die Damal auf der einen Seite hinaufgeklettert und auf der anderen hinuntergerutscht. Auf dieser Verkettung unglücklicher Zufälle sollen auch wir den Fluß überqueren. Wir versuchen es, aber es bleibt beim Versuch. Wir müssen einsehen, daß wir hier chancenlos sind, die „Brücke“ ist für uns unbegehrbar.

Eine Zeitlang schauen die Papuas unseren Bemühungen amüsiert zu. Als sie erkennen, daß wir nicht hinüberkommen werden, beginnen sie Bäume zu fällen, Lianen zu spannen und die ganze Konstruktion so auszubauen, daß wir sie mit ihrer Hilfe überwinden. Für diese Flußüberquerung benötigen wir mehr als drei Stunden. Aber kaum ist das Hindernis überwunden, folgt bereits das nächste. Ein kurzes

Stück flußaufwärts müssen wir denselben Fluß abermals überqueren. Ein quergelegter Baumstamm überspannt das höhnisch gurgelnde Wasser. „Überspannt“ ist etwas übertrieben, denn ein Teil des Stammes wird vom Wasser umspült. Unsere bewährte Technik, den Körper rittlings über den Baumstamm zu schieben, versagt hier, da die Strömung so stark ist, daß die im Wasser hängenden Füße genügen würden, um uns mitzureißen.

Ich beginne, mit den Eingeborenen zu schimpfen und fordere, wir sollten möglichst an einem Flußufer entlangmarschieren, statt immer hin und her zu wechseln. Sie blicken mich verständnislos an; für sie ist eine solche Flußüberquerung eine Gaudi, eine willkommene Abwechslung, für uns jedoch stets ein lebensgefährliches Unternehmen. Aber es steht außer Zweifel, wer die Herren im Dschungel sind, nämlich die Papuas. Sie bestimmen eigentlich alles, das Marschtempo, die Routenwahl, den Lagerplatz, und wir müssen froh sein, von ihnen nicht im Stich gelassen zu werden, denn ohne sie würden wir wohl nie mehr zurückfinden. An einem Strick abgesichert, führen uns die Träger schließlich über die tückische „Brücke“. Voll Staunen blicken wir in das tobende Wasser. Ein Sturz würde den sicheren Tod bedeuten.

Die zwei Flußüberschreitungen haben viel Zeit gekostet, und nun müssen wir nach einem geeigneten Lagerplatz Ausschau halten. Nirgendwo ist ein ebener Fleck zu entdecken, daher bleibt uns nichts anderes übrig, als mitten in einem steilen, bewachsenen Hang eine kleine Plattform herauszuhacken. Bald ist ein Unterstand errichtet, in dem ich jetzt sitze und meine Eindrücke auf ein Tonband spreche. Das Schreiben ist mir längst zu mühevoll. Trotz der triefenden Nässe gelingt es den Dama erstaunlich schnell, ein Feuer in Gang zu bringen. Hier hocken sie in ihrer typischen Haltung, mit über der Brust verschränkten Armen, und rösten Süßkartoffeln. Die Stimmung ist gut – es gibt keinen Regen!

7. September

An diesem Morgen verlassen wir schon früh unseren „Adlerhorst“. Es herrscht prächtiges Wetter, und die Eingeborenen hüpfen durch den Dschungel, daß es eine wahre Freude ist, ihnen zuzusehen.

Ich habe mich auf einen weiteren Tag im Urwald eingestellt und bin auf gefährliche Flußübergänge vorbereitet. Aber wie so oft kommt alles anders, als man erwartet.

Wir sind kaum eine Stunde unterwegs, da lichtet sich der Wald plötzlich, und wir treten übergangslos in eine vollkommen anders geartete Landschaft ein. Die Vegetationsgrenze ist eine messerscharf gezogene Linie. Es ist eine zauberhafte Landschaft, die wir nun durchqueren. Überall stehen Farnbäume, der Boden ist mit braunen Grasbüscheln und niedrigen Sträuchern bedeckt, dazwischen blühen Rhododendren. Keine Bäume versperren mehr die Sicht. Das Gelände ist leicht zu begehen und erinnert vielfach an eine herbstliche Wanderung in den Alpen.

Sollte es wirklich vorbei sein mit dem Urwald, dem Balancieren über schlüpfrige Wurzeln, vorbei mit den Flußüberquerungen, den Dornen und Blutegeln? Steht uns nicht wieder ein Abstieg in den Dschungel bevor? Wir wagen es kaum zu hoffen. Nach einer weiteren Stunde erreichen wir einen 3700 Meter hohen Paß und se-

„Dugundugu“

hen erstmals unser Ziel, die Nordabstürze des Carstensz-Gebirges, vor uns liegen. In majestätischer Schönheit stehen die firngekrönten Gipfel der Tropeninsel Neuguinea wie an einer Kette aufgereiht. Sind sie Wirklichkeit oder bloß eine optische Täuschung? Das Bild ist so unreal, daß man daran zweifelt. So ähnlich muß es auch dem Seefahrer Jan Carstensz ergangen sein, der vor rund 350 Jahren das Gebirge erstmals sah, von der anderen Seite, vom Meer, vom Schiff aus.

Der Kontrast ist kaum mehr zu überbieten; noch vor einer guten Stunde sind wir durch den feucht-nassen Dschungel gekrochen, und nun stehen wir diesem Klotz aus Fels und Eis gegenüber. Allein dieser Anblick entschädigt für alle Mühsal des Weges.

„Dugundugu“, rufen nun auch die Damal, wobei sie zum weißen Schneeband am Horizont weisen. „Dugundugu, Dugundugu“ schallt es immer wieder, als ob sie sich selbst Mut zusprechen wollten. Aber es ist nur ein schwacher Abglanz ihrer elementaren Furcht vor dem Gebirge. Jedesmal, wenn sie auf die Gletscher deuten, beginnen sie aufgeregt zu zittern und mit den Zähnen zu klappern. Noch ist die Temperatur angenehm warm, und das Wetter bleibt den ganzen Tag unerwartet schön. Das Ziel vor Augen beflügelt mich. Weit laufe ich der Gruppe voraus, verschwunden ist die Müdigkeit, vergessen sind die eiternden Wunden.

Als Kette sanft geschwungener Hügel breitet sich die Hochfläche nach allen Richtungen hin aus. Nur im Süden bildet der Nordwall des Gebirges eine markante Abgrenzung. Das Gelände ist leicht und ermöglicht ein zügiges Vorankommen. Am späten Nachmittag steigen wir zum Kemabu hinunter, den wir an einer seichten Stelle durchwaten können.

Nach vollen acht Stunden Marsch und knapp vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wir die Hamid-Felshöhle, genau an jener Stelle, wo die Pfade aus Ilaga und Beoga zusammentreffen. Unsere Träger hegten schon die Befürchtung, die Höhle würde von Dani aus Ilaga besetzt sein, aber zum Glück sind wir die einzigen Nachtgäste.

8. September

Am Morgen ist es bitterkalt. Wir kratzen den Rauhreif von den Zeltwänden, kochen Tee und Porridge. Die Damal hocken mit düsteren Mienen ums Feuer, bisweilen legt einer Holzscheite nach und schiebt einige Süßkartoffeln in die Glut. Erst als die Sonnenstrahlen den Lagerplatz treffen, gerät Bewegung in die Gruppe. Gegen acht Uhr ist Aufbruch.

Wir marschieren in westlicher Richtung entlang des Nordwalls, dessen Firn immer wieder sichtbar wird, traversieren endlose Moränenrücken und kleine Bäche. Am frühen Nachmittag gelangen wir an den Discovery-See, an dessen morastigem Ufer wir eine längere Rast einlegen.

Die Eingeborenen nutzen jede sich bietende Gelegenheit zur Jagd. Jedoch nur ein einziges Mal gelingt es ihnen, einen Vogel zu schießen. Geschickt dagegen sind sie im Fangen von Ratten. Bis zum Abend ist die Beute zumeist beträchtlich. Die toten Ratten werden dann für kurze Zeit ins Feuer gelegt und anschließend verschlungen.

Nach einem steilen Aufstieg stehen wir auf einer Paßhöhe und blicken hinunter auf

die Larson-Seen unmittelbar am Fuße der Nordwandmauer. Ein tiefer Einschnitt zwischen den Eisgipfeln markiert den Neuseelandpaß, den so wichtigen schneefreien Zugang von Norden her. Das Plateau rund um die Seen ist auf Grund der relativ geringen Niederschläge der letzten Tage trocken. Deshalb bleibt uns das übliche Schlammbad erspart. Trockenem Fußes erreichen wir unser Tagesziel: die Mapala-Höhle.

Sofort beginnen die Damal mit den Vorbereitungen für das Nachtlager. Ihr Hauptaugenmerk gilt der Beschaffung von Brennholz, denn in dieser Höhe ist das Feuer lebenswichtig. Aber die Vegetation rund um die Höhle ist so karg, daß sie weit laufen müssen, um genügend Brennmaterial zu finden. Gegen Abend schiebt sich eine dicke Wolkenbank von Westen her gegen das Gebirge und hüllt nach und nach alle Gipfel ein.

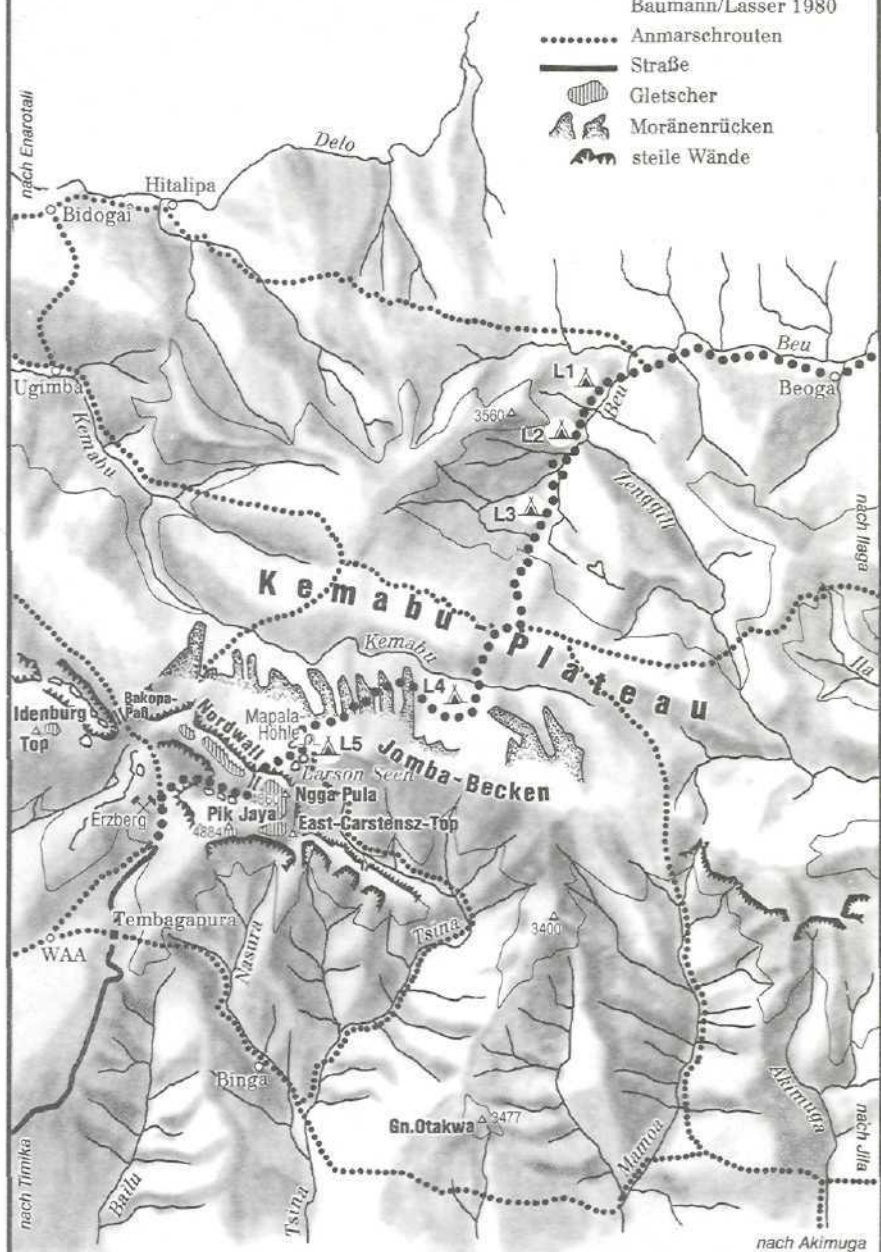
9. September

Schon am Morgen herrscht große Aufregung unter den Trägern. Der Grund: Fritz und ich haben beschlossen, trotz des relativ schlechten Wetters über den Neuseelandpaß ins Meren-Tal hinüberzuwechseln und dort unser Lager aufzuschlagen. Die Eingeborenen jedoch sollen nach unserem Plan hier im Schutze der Höhle bleiben. Es erscheint uns einfach zu mühsam und riskant, die Männer barfuß und nackt auf den 4500 Meter hohen Paß mitzunehmen. Darüber sind die Damal erzürnt. Sie wollen unbedingt mit uns ins Meren-Tal gehen und von dort aus über die Carstensz-Wiese zur Kupfermine Tembapapura absteigen. Genau das aber wollen wir vermeiden. Wir wissen nur zu gut, daß es dort eine indonesische Polizeistation gibt und können uns ausrechnen, was passiert, wenn diese von unserer Anwesenheit erfahren würden.

Tembapapura muß für sie eine magische Anziehungskraft besitzen. Mir ist schon in vielen andern Dörfern aufgefallen, daß der Ort mit den seltsamen Maschinen überall bekannt ist und die Phantasie der Eingeborenen beschäftigt. Man erzählt sich die unglaublichsten Geschichten darüber, und viele halten es für so etwas wie ein „Schlaraffenland“, so daß sie weder Mühe noch Gefahr scheuen, das Wunderwerk der Weißen mit eigenen Augen zu schauen. Sogar neue Gütererwartungskulte sind in Zusammenhang mit Tembapapura im Entstehen. So verkündet zum Beispiel ein Mann seiner Dorfgemeinschaft, daß sie die Kultivierung des Bodens einstellen sollen und stattdessen einen Schlüssel suchen, mit dessen Hilfe man eine Felswand aufsperrt und die dahinter liegenden Reichtümer sich aneignen könne. Die Bewohner eines Dorfes südlich der Gebirgskette bauen riesige hölzerne Helikopter-Rotorblätter, um damit die seltsamen fliegenden Maschinen zu animieren, ausgerechnet bei ihnen zu landen und ihre Ladung, gleichsam goldene Eier, auszusütten.

Nur allzu verständlich, daß auch unsere Damal den sagenhaften Ort besuchen wollen. Letztlich kommt es doch noch zu einem für beide Seiten befriedigenden Kompromiß. Zwei von ihnen werden in der Mapala-Höhle mit einem Teil unserer Ausrüstung zurückbleiben, während die restlichen vier nach Tembapapura hinuntermarschieren. Ihnen schärfen wir ein, daß sie nichts von der Anwesenheit der „Tuans“ verraten dürfen und so bald als möglich wieder zurückkehren sollen. Ein-

- Anmarschweg
Baumann/Lasser 1980
- Anmarschrouten
- Straße
- ▨ Gletscher
- ▲ Moränenrücken
- ▲ steile Wände



kleiden können wir sie nicht, da wir nicht genug dabei haben und weil ihre Penis-köcher ohnedies nicht in unsere Hosen passen würden. Mit Schuhen ist es ähnlich; ihre überdimensionalen Breitfüße passen nicht in unsere Schuhgrößen, und mit Schuhen würden sie sich so bewegen wie wir ohne Schuhe. Sie würden wie Betrunkene heruntorkeln.

Von der Höhle führt der Weg zuerst in einem weiten Bogen nach rechts. Vorbei an der prächtigen Kulisse des Nordwalls gelangen wir auf einen Sattel oberhalb der Dugundugu-Seen. Nun wenden wir uns nach Süden und erreichen über eine kleine Felsstufe eine Schutthalde, auf der wir zum Paß hinüberqueren. Es herrscht eine gespenstische Stimmung. Der Wind peitscht die Nebel über die Gipfel, von allen Seiten ziehen die Gletscher in riesigen Kaskaden in die Rinnen und Schluchten herab.

Was für ein seltsames Bild: Vier Papuas, nackt, außer ihren Penisfutteralen, und unmittelbar daneben funkelnde Eisbrüche. Die Damal haben natürlich Angst vor der Kälte und dem Schnee, aber ihre Angst wird noch größer, als sie oben auf der Paßhöhe einige ihrer Stammesbrüder antreffen – aber in sehr veränderter Form. Auf einem kleinen Areal liegen verstreut mehrere Menschenschädel und Gebeine. Das beweist, wie gefährlich der Übergang für die Papuas ist. Wer ihn nicht in einem Tag bewältigt, hat kaum Überlebenschancen.

Nach Überqueren des Passes stehen wir der Nordwand der majestätischen Carstensz-Pyramide gegenüber. Tief unter uns erkennen wir auch den Lagerplatz an einem der Seen des Meren-Tales.

Zu unserer Überraschung bieten der Lagerplatz und die Ausläufer des Meren-Gletschers das Bild einer Müllhalde, trotz der geringen Zahl der Expeditionen dorthin! Hauptverschmutzer dürften die Leute der australischen Forschungsexpedition gewesen sein. Sie genossen die Unterstützung der Freeport Mining Company und wurden regelmäßig mittels Helikopter versorgt. Leider vergaßen sie, die übriggebliebenen Abfälle wieder auszufliegen. Ihre diesbezügliche Sorglosigkeit steht in seltsamem Gegensatz zu ihren seriösen wissenschaftlichen Forschungen. Außerdem scheint das gesamte Tal eine Art „Ausflugziel“ für die Minenarbeiter zu sein. Rundherum liegen gelbe Plastikregenhüllen und Farbsprühdosen, deren Inhalt auf Steine und Felsen versprüht wurde.

Wir versuchen, so gut es geht, aufzuräumen und schämen uns vor den Eingeborenen für das Verhalten unserer „zivilisierten“ Brüder.

Während die Damal durch das Tal nach Südwesten hinaus marschieren und sich dem Ziel ihrer Wünsche – Tembapura – nähern, bauen wir unser Zelt zwischen verrosteten Metallfässern auf. Ein umgelegtes Faß dient uns als regen- und windgeschützte Kochstelle.

Bald setzt heftiger Regen ein. Draußen vor dem Zelt sucht eine Ratte in den Abfällen nach Nahrung.

10. September

Das Wetter ist schlecht, aber nicht schlecht genug, um uns zur Untätigkeit zu zwingen. Wir beschließen, das einfachere unserer beiden Ziele, den Ngga Pulu und Puncak Sumantri, anzugehen.

Eine anstrengende Kletterpartie

Beim Packen des Rucksackes bemerke ich, daß mir die Schneebrille fehlt. Aber ich muß gestehen, daß ich keinen Augenblick daran dachte, deshalb auf die geplante Tour zu verzichten. Ich wäre auf allen vieren hinaufgekrochen, wenn es nicht anders gegangen wäre.

Bei diffusem Licht steigen wir über den wildzerklüfteten Meren-Gletscher auf. Nur am Gletscherrand finden wir blankes, griffiges Eis vor, größtenteils ist der Schnee aufgeweicht und ein Begehen daher mit anstrengender Spurenarbeit verbunden. Nach dem Überqueren eines Felsrückens führt der Weg an einem steilen Firnhang nach oben. Es sind kaum mehr als zwei Stunden vergangen, als wir die ausladende Schneekuppe des Ngga-Pulu-Gipfels betreten. Unser Blick schweift nach Süden, wo die Wolkendecke aufreißt und die Südküste sichtbar wird. Rasch wechseln die Wetterbedingungen. Im dichten Nebel stapfen wir in die Mulde zwischen Ngga Pulu und seinen südwestlichen Nachbarn. Ein schmaler Schnee Grat führt hinaus zum Felsgipfel des Puncak Sumantri (4808 Meter).

Zu unserer Freude klart es wieder auf, und wir genießen den Ausblick nach allen Richtungen. Nach Westen hinüber reihen sich die Dugundugu-Gipfel aneinander, im Süden, fast zum Greifen nahe, liegt die Ost-Carstensz-Spitze, der Wollaston-Gipfel und die Pyramide, und unmittelbar davor, aber schon merklich tiefer, der Middenspitz mit Middenkamm, der das Meren-Tal vom Gelben Tal trennt. Nach Norden hin fällt die Wand senkrecht in das Ijomba-Becken ab. Als Abstieg wählen wir einen direkten Weg. Im einfallenden Nebel tasten wir uns durch ein Spaltengewirr ins Tal.

Nur, die Freunde über den Gipfelerfolg währt nicht lange. Kaum sind wir im Zelt angekommen, beginnen meine Augen heftig zu schmerzen. Von Minute zu Minute wird es schlimmer, bald kann ich nichts mehr sehen. Für meine Unvorsichtigkeit, ohne Schneebrille aufzusteigen, bekomme ich nun die Rechnung präsentiert. Ich bin schneblind! Zu allem Überfluß stellt Fritz fest, daß sich unsere Medikamente in jenen Gepäckstücken befinden, die wir jenseits des Passes zurückgelassen haben. Ich weiß zwar, daß die Schneeblindheit nach unbestimmter Zeit wieder vergeht, aber das vermag mich wenig zu trösten. Die Schmerzen sind so groß, daß ich am liebsten hinauslaufen würde, um meinen Kopf in den Schnee oder in das kühlende Wasser eines See zu stecken. Die Nacht ist schlimm. Nach Einbruch der Dunkelheit kommen zwei unserer Träger von Tembapura herauf. Halberfroren und klatschnaß, denn es hat in der Zwischenzeit heftig zu regnen begonnen, drängen sie sich ins enge Zelt. Einfach unfassbar; sie haben ihr Leben riskiert, um uns ein paar Nahrungsmittel hinaufzubringen. Nun sitzen wir im Zelt, zitternd vor Kälte, und warten auf das Morgengrauen.

11. September

Träume ich, oder ist es Wirklichkeit? Ich liege in einem warmen Bett, die rasenden Schmerzen in den Augen sind verschwunden, zarte Hände streichen mir über die Stirn, und dann höre ich weibliche Stimmen, die mir in diesem Augenblick wie Engelsgesang vorkommen. Statt im kalten Zelt liege ich nun im Hospital von Tembapura. Nur der niederprasselnde Regen erinnert mich an die vergangene Nacht. Was war passiert? Am Morgen gab es mit den zwei Damal eine heftige Diskussion.

Sie wollten, daß ich mit ihnen zur Mine absteige, wo es, wie sie erklärten, einen „Tuan-Doktor“ gäbe. Ich aber hoffte immer noch, daß sich meine Schneeblindheit bald bessere, und wollte deshalb noch einen Tag zuwarten. Als die Schmerzen im Laufe des Tages zunahm, begann ich langsam um mein Augenlicht zu fürchten und gab ihrem Drängen nach. Wir beschlossen jedoch, das Lager stehen zu lassen, da wir nach meiner Genesung noch unbedingt die Pyramide ersteigen wollten. Schritt für Schritt führten mich die Eingeborenen das Meren-Tal hinaus zur sumpfigen Carstenz-Wiese. Hier trafen wir den extremsten Gegensatz, den es auf der Welt gibt. Bislang hatten wir das Gefühl, in einem der unzugänglichsten Berggebiete der Erde zu sein, aber plötzlich vernahmten wir das Brummen von Generatoren, den Knall gezündeter Sprengladungen und den Lärm riesiger Bagger. Wir standen an der Drahtumzäunung der Freeport-Kupfermine – dem Ertsberg. Ich hörte die Stimmen weißer Männer verschiedenster Sprachzugehörigkeit; sie sprachen aufmunternde Worte und streckten uns freundlich die Hände entgegen. Eine Seilbahn beförderte uns zum Fuße des Ertsberges, und anschließend fuhren wir mit einem Auto nach Tembagapura hinunter. Mit dabei waren auch unsere zwei Damal; sie fuhren zum erstenmal in ihrem Leben mit dem Auto. Leider konnte ich ihre Gesichter nicht beobachten, aber ich hörte, wie sie vor Erregung ununterbrochen mit den Zähnen knirschten.

Nun liege ich im Hospital der „Minenstadt“ und werde vom australischen Arzt und indonesischen Krankenschwestern als deren einziger Patient bestens versorgt. Ich lüge nicht, wenn ich behaupte: Es ist das erste Krankenhaus, in dem ich mich wohlfühle! Seit meine Augen mit einer heilenden Salbe behandelt werden, haben die Schmerzen stark nachgelassen.

12. September

Tembagapura

Der Zustand meiner Augen bessert sich zusehends. Ab und zu kann ich sie schon für Augenblicke öffnen, wenngleich ich dann noch alles verschwommen sehe. Natürlich ist unsere Anwesenheit auch der indonesischen Polizei nicht verborgen geblieben. Fritz wird zum Kommandanten zitiert und muß unsere „Surat Jalan“ vorweisen. Die erwarteten Schwierigkeiten bleiben nicht aus. Unser Aufenthalt wird als illegal betrachtet, ein seitenlanges Protokoll aufgenommen und an die vorgesetzte Behörde weitergeleitet. Nach Rücksprache mit dem Polizeikommando in Jayapura wird uns mitgeteilt, daß wir zwar solange hier bleiben dürfen, bis ich wieder gesund bin, danach sei uns aber nicht erlaubt, nach Beoga zurückzumarschieren. Statt dessen sollen wir an die Südküste gebracht und ausgeflogen werden. Unser Gepäck, das noch in der Mapala-Höhle deponiert ist, werden die Damal wieder nach Beoga mitnehmen und an einen der MAF-Piloten übergeben. Der Traum von der Carstenz-Pyramide ist damit endgültig ausgeträumt.

13. September

Heute ist Fritz mit zwei Eingeborenen zum Meren-Tal aufgestiegen, um unser Lager abzubauen. Wir haben zwar erwogen, uns bei Nacht und Nebel aus dem Staub zu machen, aber den Plan nach reiflicher Überlegung wieder fallengelassen. Die Erfolgchancen sind einfach zu gering. Selbst wenn wir hier unbemerkt entwis-

Der Weg war das Ziel

ten, würden wir spätestens in Jayapura gefaßt. Bei einer neuerlichen strafbaren Handlung würden wir wohl nicht mehr so glimpflich davonkommen. Auch eine gute Nachricht ist heute dabei. Sie betrifft allerdings nur mich; ich kann morgen das Spital verlassen!

14. September

Der Tag meiner Genesung ist gleichzeitig der Tag des Abschieds von unseren liebgewordenen Trägern. Sie machen sich heute auf den beschwerlichen Weg nach Beoga.

Wir nützen den Tag für einen Ausflug ins südöstlich gelegene Papua-Dorf Waa. Leider wird uns nicht erlaubt, die Fotoapparate mitzunehmen, genauso wie es uns untersagt bleibt, im Gebiet von Tambagapura zu fotografieren.

Das Dorf muß erst vor kurzer Zeit zerstört und die Bewohner vertrieben worden sein. Nur ein paar Alte sind zurückgeblieben und haben einzelne Hütten notdürftig repariert. Immer wieder wird mir von Übergriffen indonesischer Soldaten auf die Ureinwohner berichtet. Schwere Zusammenstöße soll es in der Nähe des Dorfes Akimuga gegeben haben.

Den Nachmittag verbringen wir in der Kantine, von deren Vorzügen mir Fritz schon einiges berichtet hat. Und er hat nicht übertrieben. Es ist ein Schlaraffenland schlechthin! Infolge des Schichtbetriebes ist sie rund um die Uhr geöffnet, die Nahrungsmittel werden von Australien eingeflogen, und alles ist gratis.

Tembagapura ist die schärfste kulturelle Konfrontation, die ich je sah. Es gibt Restaurants, Tennisplätze, Supermarkt, Kino, und aus Lautsprechern dröhnt Popmusik. Aber auf der Straße begegnen sich Menschen zweier Zeitalter; der Weiße, der gekommen ist, um mit allen technischen Mitteln unseres Jahrhunderts die Bodenschätze auszubeuten, und der Papua, der mit seiner Steinaxt den Urwald rodet, um die zum Überleben notwendigen Süßkartoffeln anzupflanzen.

15. September

Heute geht unser Aufenthalt in Tembagapura dem Ende zu. Noch am Vormittag steigen wir in den Kleinbus der Minengesellschaft, der uns nach Timika bringen soll.

Wie eine Riesenschlange windet sich das braune Band der Schotterstraße durch den immergrünen Regenwald. Obwohl die Landschaft wie im Fluge vorbeizieht, kann ich einen Eindruck vom Gelände gewinnen, das Wollaston einst solche Schwierigkeiten bereitete. Vor uns taucht das weite Schwemmland der Südküste auf. Bald spüren wir die feuchte Hitze der Niederungen unangenehm am Körper. Meine Gedanken aber sind bei den Trägern, die weniger mit der Hitze als vielmehr mit der Kälte zu kämpfen haben werden. Ich kann sie zwar im Augenblick nicht beneiden, aber eines wird mir auf der ereignislosen Autofahrt vom Carstensz-Gebirge zum Flughafen Timika klar: Der große Reiz der Eisgipfel Neuguineas liegt im Anmarsch durch die Urwälder und in der Begegnung mit deren Bewohnern. In besonderem Maße ist hier der Weg das Ziel. Eine Annäherung von Süden her wäre zwar mühelos, sofern man eine Erlaubnis dazu hätte, aber man würde sich um ein großes Erlebnis bringen.

Die Insel der Drachen

Es ist wie eine mittelalterliche Sage, die plötzlich lebendig wird und auf mich zukommt: mit gepanzertem Schädel, drohenden Augen und weit vorgestreckter gespaltener Zunge. Die breiten Pfoten, mit scharfen Krallen ausgestattet, bewegen den massigen, drei Meter langen Körper. Der Schwanz nimmt überhaupt kein Ende. Nur die feuerspeienden Nüstern fehlen.

Es ist ausgeschlossen, daß dieses mächtige, gepanzerte Reptil nicht an jenes versunkene Zeitalter erinnert, wo es auf unserer erstehenden Welt von Sauriern wimmelte. Die meisten dieser Tiere waren viel größer als dieses, das jetzt vor mir steht. Alle Saurier sind verschwunden, sind Umwälzungen zum Opfer gefallen, oder einfach dem unerbittlichen Gesetz der Evolution. Nur der Komodo-Waran hat überlebt, ragt als lebendes Fossil bis in unsere Zeit hinein, auf drei winzigen Inselchen, die verloren zwischen dem Indischen und dem Pazifischen Ozean liegen.

Langsam nähert sich das Reptil meinem Versteck, läßt einen riesigen Hals sehen, gefurcht und faltig wie die Haut eines Elefanten. Deutlich kann ich erkennen, wie die mächtigen Muskeln unter seiner Haut spielen. Die Zunge schnellt vor und untersucht sorgsam jeden Zentimeter meines Unterstandes. Dabei starrt das runde Auge so intensiv auf das Guckloch, daß ich sicher bin, gesehen zu werden. Längst habe ich zu fotografieren aufgehört, wie zu Stein erstarrt, verharre ich in geduckter Haltung, in der Erwartung, mein eigenes Versteck bald mit dem Drachen teilen zu müssen. Aber zum Glück sind meine Befürchtungen grundlos, der Waran ist mit seiner Erkundung zufrieden, setzt sich wieder in Bewegung und wendet sich dem Köder zu.

Endlich hat er den Ziegenkörper entdeckt, umkreist ihn vorsichtig und betastet sein „Mahl“ von allen Seiten mit gespaltener Zungenspitze. Dann stemmt er sich auf die Vorderbeine, und mit einer Schnelligkeit, die man dem großen Reptil nicht zutrauen würde, schnellt der Hals vor, das Gebiß dringt in die Flanke des Tieres. Mit den sägemesserartigen Zähnen seines furchtbaren Kiefers schneidet er den Ziegenkörper auf, die Knochen krachen und zerreißen, als wären sie aus Papier. Besondere Leckerbissen scheinen für ihn die inneren Organe zu sein. Der ganze Kopf verschwindet im Brustkorb der Ziege, taucht aus den Eingeweiden wieder auf, zerrt Leber, Lunge und Gedärme heraus und verschluckt alles auf einmal.

Der Drache hat nun seine Umgebung völlig vergessen. Weder das Surren der Kamera noch das Klicken des Fotoapparates kümmert ihn. All seine Aufmerksamkeit gilt dem „Festmahl“. Er beißt den Kopf ab und macht sich daran, ihn mit Haut und Haaren zu verschlingen, wie es Reptilien tun, weil ihre Kiefer nicht zu kauen vermögen. Es ist enorm, welche „Bissen“ auf einmal im Rachen dieses Ungetüms verschwinden. Dabei windet es sich wie ein Fisch an der Angel. Die Anstrengung

Drachen spazieren am Strand

bei solcher Art der Nahrungsaufnahme ist so groß, daß das Tier mehrmals Pausen einlegen muß. Trotzdem ist nach 15 Minuten kaum mehr etwas von der Ziege übrig. Befriedigt und ohne Hast verschwindet das Reptil so leise, wie es gekommen ist, im dichten Urwald Komodos. Es war meine erste Begegnung mit der größten Echse der Welt, der noch weitere folgen sollten. Fossilienfunde beweisen, daß die Vorfahren dieser Warane sich vor 50 oder 60 Millionen Jahren in Australien entwickelten – also schon lange, bevor ihre jetzige Heimat, die Inseln Komodo, Rinca und Padar, dem Meer entstiegen. Aber wie konnten die Warane diese Inseln überhaupt erreichen, die mehr als 700 Kilometer vom Nordwesten Australiens entfernt liegen? Das ist nur eines der Rätsel, die die Existenz dieser Tiere uns heute noch aufzulösen geben.

Die Weltöffentlichkeit erfuhr erstmals von der Existenz dieser Urwelttiere im Jahre 1911, als ein holländischer Pilot vor Komodo notlanden mußte. Vom Westwind abgetrieben, gelang es dem kühnen Flieger, auf einer der zahlreichen Inseln der Sundasee zu landen. Fischer konnten ihn retten und aufs Festland bringen, von wo er, nach einer wahren „Odyssee“, schließlich Java erreichte.

In dem Bericht an seine Vorgesetzten beschrieb der Gerettete auch die Insel, auf der er Zuflucht fand, und erklärte, sie sei von riesigen Reptilien bewohnt, richtigen Drachen, die Hirsche und Wildschweine verschlängen, welche man dort in großer Zahl finde.

Man erklärte ihn daraufhin freiweg für verrückt. Der Ärmste müsse bei dem Unfall eine Gehirnerschütterung erlitten haben und gehöre schnellstens in Behandlung, war die einhellige Meinung seiner Mitmenschen. Es fehlte nicht viel, und er wäre eingesperrt worden. Nur ein einziger von jenen, die seinen Bericht lasen, schenkte ihm Glauben, Major Ouwens, der Direktor des berühmten Buitenzorg-Museums in Java. Er beauftragte einen holländischen Offizier, der in Flores stationiert war, diesbezüglich Nachforschungen anzustellen. Doch erst ein Jahr später fand dieser Zeit, sich nach Komodo zu begeben. Sobald er aber seinen Fuß an Land setzte, mußte er erkennen, daß der Pilot weder wahnsinnig war noch Opfer einer optischen Täuschung.

Riesige Drachen spazierten munter über die Strände und die hügeligen Savannen der Insel. Er zweifelte selbst daran, ob er seinen Augen trauen könne und nicht Halluzinationen unterliege. Er fühlte sich plötzlich um 160 Millionen Jahre zurückversetzt, in ein Zeitalter, in dem solche Riesenreptilien die ganze Erde bevölkerten. Niemand konnte es ihm verdenken, daß er alles unternahm, um diesem „Alptraum“ so schnell als möglich hinter sich zu lassen.

Aber er war geistesgegenwärtig genug, zwei der kleinsten Tiere zu erlegen, um nicht Gefahr zu laufen, ebenfalls für verrückt erklärt zu werden. Er ließ die Bälge abziehen und schickte sie zusammen mit einem genauen Bericht als Beweisstück zu Ouwens nach Java. Als der holländische Gelehrte die Bälge erhielt, erkannte er sofort, daß sie nicht von Meeresechsen stammten, sondern von Waranen, also fleischfressenden Echsen, die in allen tropischen Gebieten der Alten Welt leben. Er nannte diese größten überlebenden Nachfahren der Saurier folgerichtig „*Varanus Komodoensis*“. Damit war die Sensation perfekt und die Naturwissenschaften um eine Rarität reicher.

Die Nachricht ging durch die Presse der ganzen Welt, und die winzige Insel Komodo wurde von heute auf morgen berühmt.

Die darauffolgenden Kriegsjahre verhinderten bereits geplante wissenschaftliche Forschungsexpeditionen. Die Drachen von Komodo gerieten, eben erst entdeckt, wieder in Vergessenheit. Erst viel später sollte wieder von ihnen die Rede sein, aber aus Gründen, die nichts mit der Wissenschaft zu tun hatten. Denn die Nachricht von der Entdeckung der Riesenechse hatte auch bei der Zunft der Gerber starken Eindruck hinterlassen. Schon wurde berechnet, wie viele Schuhe und Handtaschen sich aus dem Balg des Drachen machen ließen. Chinesische Jäger witterten ein gutes Geschäft und begaben sich in Scharen nach Komodo. Sie erlegten gut 100 Warane und glaubten, damit das Glück ihres Lebens gemacht zu haben. Zu ihrem Pech, aber zum Glück für diese seltenen Tiere, erwies sich die Haut als völlig unbrauchbar, sie widersetzt sich jeglicher Bearbeitung, da sie voller kleiner Knochenblättchen steckt. Die Händler und Jäger zogen wieder ab. Doch die Öffentlichkeit war alarmiert, die wissenschaftliche Welt um die Zukunft des Warans besorgt und forderte Schutzmaßnahmen.

Noch im selben Jahr erließ der Sultan von Ostsumbawa, dem die Insel Komodo unterstand, das Verbot, dieses erstaunliche Reptil zu jagen.

In den darauffolgenden Jahren gab es zahlreiche Expeditionen nach Komodo, um den Drachen aufzuspüren. Man stellte dabei fest, daß der Lebensraum dieser Riesenechsen viel kleiner ist, als man vermutete. Außer auf Komodo findet man Warane nur mehr auf den Nachbarinseln Rinca und Padar und noch wenige Exemplare an der Westküste von Flores.

Im Jahre 1964 schiffen sich vier junge Franzosen von Flores ein, um längere Zeit das Leben der Warane zu teilen, sie zu dokumentieren und erstmals echte Beobachtungen über Verhalten und Lebensweise anzustellen. Ihr Ziel ist die Insel Rinca, wo sie in Loho Buaya, „Bucht der Krokodile“, an Land gehen. Schon die Überfahrt von der Westküste von Flores dorthin ist ein Abenteuer. Tückische Meeresströmungen umgeben die Dracheninseln und bringen die winzigen Fischerboote immer wieder in gefährliche Situationen. An den den Küsten vorgelagerten Korallenriffen wimmelt es von Seeschlangen, deren Gift wesentlich wirkungsvoller ist als das aller Landschlangen. Das warme Meer ist bevölkert von Haien und riesigen Seekrokodilen.

Kein Wunder also, daß es bis heute schwierig ist, einen Fischer von Sape oder Labuhan Bajo als Führer anzuheuern. Denn auch die Inseln selbst zeigen sich alles andere als einladend. Die niedrigen Hügel sind von hohem, braunem Gras bedeckt; in den Tälern und an den Hängen der Berge wuchert dichter Urwald. Abgesehen von den rund zweitausend Waranen gibt es Kobras, Vipern und giftige Spinnen. Komodo, Rinca und Padar sind keineswegs die lieblichen Tropeninseln, wie es etwa ihre geographische Lage vermuten ließe. Das erfahren auch die vier französischen Forscher, spätestens dann, als sie in der „Bucht der Krokodile“ an Land gehen. Die Frage, warum es die eingeborenen Fischer so eilig haben, nach Flores zurückzukommen, findet bei der Gelegenheit ebenfalls eine Antwort, „als wir den Fuß an Land setzen. *Land* ist übrigens ein übertriebenes Wort, denn wir befinden

Waran-Beobachtung in der Krokodilsbucht

uns in einer schlammigen kleinen Bucht, wo wir uns auf den spitzen Wurzeln der Mangroven vorkommen wie ein Fakir auf seinem Nagelbrett.

Zu unserem Glück folgt dem Schlamm eine lehmige Landzunge; wir suchen uns eine Stelle aus, die die Flut nicht zu erreichen scheint, und machen uns daran, unser Material dorthin zu tragen. Doch da geschieht etwas Seltsames: Ich sehe, wie meine Kameraden einen Kosakentanz aufführen und sich auf die Beine klatschen, und im gleichen Augenblick ist mir, als würde ich von allen Seiten von Nadeln durchbohrt. – Hier ist alles voller Mücken! In Wirklichkeit sind es nicht bloß die üblichen Mücken, wie wir feststellen, sondern ganze Schwärme von Zuckmücken, die zwar nicht größer sind als ein Stecknadelkopf, aber ebenso schmerzhaft stechen wie die Bremsen. Ganz offenbar haben diese armen Tiere selten Gelegenheit zum Fressen und legen sich eilends einen frischen Blutvorrat für schlechte Tage an. Jedenfalls haben wir sie selten in solchen Mengen auf so kleinem Raum erlebt, und nun gerade dort, wo wir vielleicht lange Zeit bleiben wollen! Die ekligen Biester drohen uns das Leben unmöglich zu machen, und zu allem Überfluß übertragen sie noch eine Menge Krankheiten: Denguefieber, Fadenwürmer und andere Freuden!

Aber dabei bleibt es nicht einmal! Peter hatte sich einen Augenblick entfernt und ruft plötzlich beklommen nach mir: – Pierre! Komm rasch her! Da neben mir sind zwei Schlangen, und ich wage nicht, mich zu rühren!

Im Taschenlampenschein sehe ich ihn genau über zwei armlangen Seeschlangen hocken. Ich beruhige ihn:

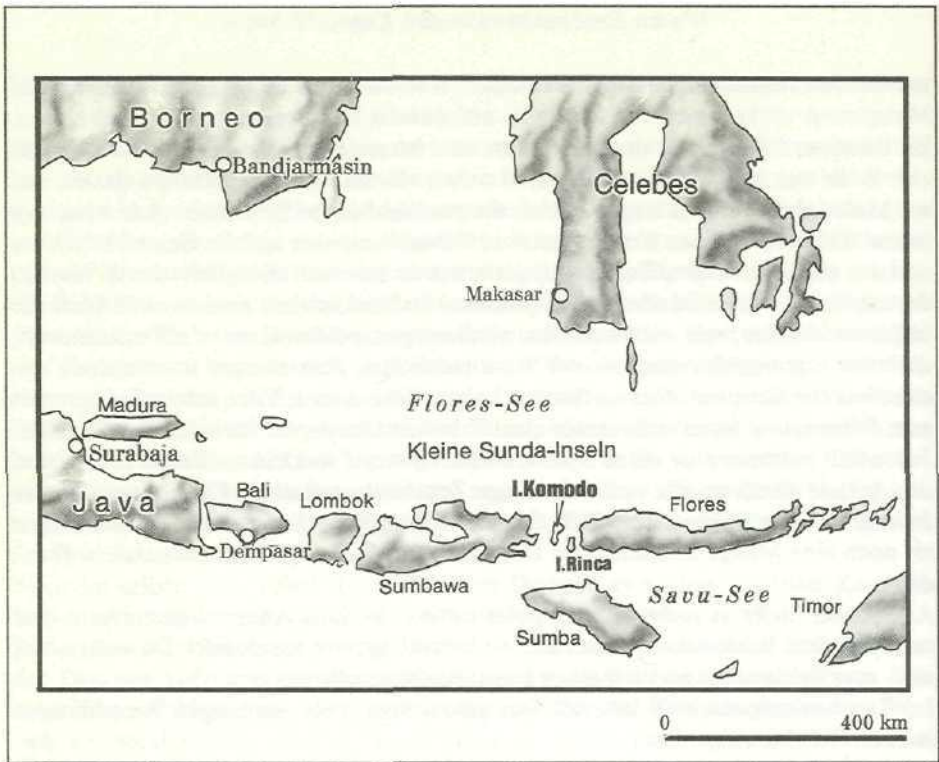
– Wenn du sie nicht anrührst, hast du nichts zu befürchten. Aber er sieht nicht sehr überzeugt aus und leuchtet weiter ringsherum den Schlamm ab:

– Da, noch eine! Und noch eine!

Wir suchen systematisch die Umgebung ab und entdecken sie zu Dutzenden, einzeln oder in Klumpen, zusammengerollt auf dem Boden oder im seichten Wasser. Es sind Enhydrina, eine Seeschlangenart, deren Gift zweimal so stark ist wie das Gift der Kobra; ein Serum dagegen gibt es nicht. Glücklicherweise sind diese Reptilien sehr träge und greifen nie von selbst an. Es ist jedoch nicht ratsam, sie zu berühren, geschweige denn darauf zu treten. Und an der Stelle, wo wir an Land gegangen sind, wimmelt es von ihnen!“

Aber die „Bucht der Krokodile“ erweist sich dennoch als günstiger Ort, um Warane zu beobachten. Schon am allerersten Abend stattet ein ansehnliches Exemplar einen Höflichkeitsbesuch ab und frißt bei dieser Gelegenheit gleich sein Abendessen auf. Mehrere Versuche, die Drachen dieses bestimmten Revieres zu fangen, zu markieren, um die Wechsel besser verfolgen zu können, mißlingen. Entweder sie rühren den Köder in der Falle überhaupt nicht an. Gelingt es den beiden jedoch, einmal einen zu fangen, dann hält der Bambuskäfig seinen Ausbruchversuchen nicht stand und zerreißt wie eine Streichholzschachtel. Eine andere Fangtechnik, die mittels einer Schlinge das Tier an der Gurgel faßt, wurde bei einer amerikanischen Expedition angewandt. Dieses System erweist sich als völlig unbrauchbar und für die armen Tiere verhängnisvoll, denn von den insgesamt siebenundzwanzig gefangenen Drachen werden dabei zweiundzwanzig erdrosselt.

Es ist deshalb heute besonders erfreulich, daß die indonesische Regierung die Not-



wendigkeit von Schutzmaßnahmen zum Überleben der Tiere erkannt hat, die Insel zum Schutzgebiet erklärte und selbstverständlich ein strenges Abschußverbot erließ.

Früher, insbesondere nach ihrer sensationellen Entdeckung, wurden viele Exemplare um riesige Summen an die Zoos der Welt verkauft. Bald lehrte die Erfahrung, daß der Komodo-Waran ein sehr sensibles Geschöpf ist. Er überlebt eine Umsiedlung nur sehr schwer. Dabei kann es vorkommen, daß er, einmal fortgerissen von seiner sonnigen Insel, die Nahrungsaufnahme verweigert und regelrecht verhungert. Andere wiederum sterben bereits nach wenigen Jahren an Amöben- und Parasitenbefall. So findet man Warane außerhalb ihrer isolierten Heimat heute nur noch in den Zoos von Jakarta und Surabaya.

Da es immer noch schwierig ist, mit den wenigen zur Verfügung stehenden Booten von Flores oder Sumbawa aus die Inseln zu erreichen und zusätzlich eine Genehmigung erforderlich ist, hält sich die Besucherzahl noch in Grenzen. So besteht die Hoffnung, daß eines der merkwürdigsten Relikte grauer Vorzeit auch unser Jahrhundert überleben wird.

Eine Fahrt nach Komodo ist eine Reise besonderer Art. Dazu benötigt man allerdings viel Zeit und eine gehörige Portion Beharrlichkeit. Aber sie bietet unendlich viele Berührungspunkte mit den verschiedensten Facetten des Vielvölkerstaates. Mein Ausgangspunkt ist Bali, die westlichste der kleinen Sundaineln, getrennt von der Heimat des Drachen durch Lombok und Sumbawa. Schon bei der Überfahrt von Bali zur Nachbarinsel Lombok überschreiten wir eine Grenze, eine politische

Sassaks und Balinesen

und zugleich auch eine Vegetationsgrenze. Denn zwischen den beiden Inseln verläuft die fiktive Wallace-Linie, die Bali noch als eine Region der asiatischen Flora und Fauna identifiziert, während Lombok bereits der australischen zuzuordnen ist. Auch wenn man heute diese Linie nicht mehr so präzise sieht – jedenfalls spricht man von einem Übergangsfeld, wo sich beide Welten begegnen –, so kann man doch feststellen, daß sich asiatische Großtiere nur bis Bali ausbreiten konnten, etwa der Tiger, das Nashorn usw. Auf Lombok dagegen findet man bereits Beuteltiere, deren bekanntestes das Känguruh als Symbol für seine Heimat Australien gilt. Zwischen Bali und Lombok liegt also mehr als nur eine schmale Wasserstraße. Abgesehen von der trennenden Wallace-Linie ist Lombok die erste Insel der neugegründeten Provinz Nusa Tenggara mit dem Gouverneurssitz Mataram. Wer mit dem Schiff von Padang Pai (Bali) nach Lembar (Lombok) übersetzt, wird vorerst zumindest in landschaftlicher Hinsicht große Übereinstimmung mit Bali vorfinden. Der Eindruck wird noch verstärkt, da die meisten auf Lombok ansässigen Balinesen im Westteil der Insel wohnen und dort ihre kulturelle Eigenheit entfalten. Balinesische Tempel, wenngleich viel armseliger als auf der „Mutterinsel“, und Reisterrassen sind äußere Zeichen des historisch bedingten Einflusses Balis auf die kleinere Nachbarinsel. Aber damit sind auch alle Gemeinsamkeiten erschöpft, denn Lombok ist völlig anders, der erste Vorposten der „Inseln des Ostens“, und keinesfalls, wie es clevere Reiseveranstalter wollen, ein bisher unentdecktes zweites Bali.

Der bedeutendste Unterschied liegt in den Menschen. Der größte Teil der Bewohner sind Sassaks: das ist ein hochgewachsener, dunkelhäutiger Bergstamm mit leicht kaukasischem Einschlag. Der Ursprung dieser Rasse muß wohl in Nordwest-Indien oder Burma gelegen haben. Auch die Tracht erinnert an Bergvölker dieser Gegend. Frauen tragen auch heute noch das traditionelle, selbstgewebte Gewand der Sassaks. Es besteht aus einem gestreiften Sarong, der mit einem langen, bunten Schal um die Hüften geschlungen wird, und einer schwarzen Bluse. Doch der ganze Stolz der Frauen ist ihr prächtiger Silberschmuck, den sie an Armen und Beinen anbringen.

Die Männer dagegen sind sehr einfach gekleidet; meist reicht ein grobes, um die Hüfte gewickeltes Tuch. Der Oberkörper bleibt unbedeckt. Dieses Bergvolk war nie in der Lage, ein einiges Königreich auf seiner Insel zu errichten. Immer wieder standen sie sich im „Bruderkampf“ gegenüber. So war es auch Anfang des 17. Jahrhunderts, als der Sassakkönig Datu Bejangi den balinesischen Fürsten von Karangasem um Hilfe gegen seinen Mitregenten Datu Selaparang bat. In der entscheidenden Schlacht wurde Datu Selaparang getötet. Doch den Balinesen gelang es, sich auf Lombok festzusetzen und bald die gesamte Insel unter Kontrolle zu bringen. Sie gründeten vier Fürstentümer und regierten diese als Feudalherren. Ihrer Herrschaft wurde erst im Jahre 1894 durch die Holländer ein Ende gesetzt, die die „mohammedanischen“ Sassaks gegen die verhaßten Balinesen ins Land riefen. Heute leben Balinesen und Sassaks friedlich nebeneinander und respektieren jeweils die andere Religion.

Die Sassaks hängen „offiziell“ dem Islam an, trotzdem sind eine Reihe von Riten und Bräuchen animistischen Ursprungs lebendig geblieben. Etwa das Nyale-Fest in

Kuta, wo sich alljährlich tausende Sassaks treffen, um den sogenannten Nyale-Wurm im Meer zu fangen.

Ein anderer uralter Brauch dürfte das „Brautreiten“ sein, bei dem Braut und Bräutigam auf hölzernen, but bemalten Pferden durchs Dorf getragen werden. Das ganze nimmt zunehmend karnevalsähnlichen Charakter an; als Dekorationen werden Utensilien wie Sonnenbrillen, Armbanduhr und Zigarren verwendet, die keinerlei Rückschlüsse mehr auf überkommene Formen dieser Heiratszeremonie zulassen. Die Ureinwohner sind einfache Bauern geblieben, die weitgehend autonom in ihren Bergdörfern leben. Ihre kargen Lehm- und Holzbauten sind mit Gras gedeckt; nur der Reisspeicher bildet, architektonisch gesehen, eine Ausnahme. Das typische Reishaus ist ein auf Pfählen gebautes, quadratisches Gebäude mit hohem, halbrundem Dach. Der Reisanbau auf Lombok erreicht nie die Qualität jenes auf Bali; dafür ist das Land zu trocken und der Boden zu karg. Während auf Bali drei Ernten im Jahr möglich sind, gibt es hier nur eine einzige.

Lombok bildet ein Sammelsurium verschiedenster Glaubensbekenntnisse. Der größte Teil der Bewohner bekennt sich zum Islam; animistische Traditionen werden meist im geheimen gepflegt. Die zweitstärkste Gruppe im Lande sind die Anhänger von „Wetu Telu“, einer synkretistischen Religion, die es nur auf Lombok gibt. Darin verbinden sich islamische, hinduistisch-balinesische und animistische Elemente. Die Grundlage dieser Religion ist die Vorstellung von der Trinität aller Dinge. Das beginnt mit der göttlichen Dreifaltigkeit; Allah – Mohammed – Adam, und führt über den Makrokosmos Sonne – Mond – Sterne bis hin zum Mikrokosmos: Kopf – Rumpf – Gliedmaßen. Ein besonders gutes Beispiel für die Vermischung verschiedenster Glaubensrichtungen bietet die Bestattungsform der Wetu Telu: Der Verstorbene wird zuerst gewaschen, in weiße Tücher gewickelt und auf einem Bambusgestell aufgebahrt, wie es bei Hinduisten Sitte ist. Dabei werden Koran-Suren zitiert, dazwischen wird zu den Ahnen gebetet. Dann bringt man den Leichnam zum Friedhof und legt ihn mit dem Kopf in Richtung Mekka ins Grab, währenddessen der Priester zuerst in Sanskrit und dann in Arabisch Koran-Suren rezitiert. Auf den Grabhügel wird, wenn es sich um Verstorbene männlichen Geschlechts handelt, ein symbolischer Holzpfehl gesteckt, bei Frauen ein geschnitzter Kamm. Nach den heiligen Handlungen auf dem Friedhof werden im Dorf von den Angehörigen Opfergaben auf einem dafür vorgesehenen Gerüst deponiert. Es handelt sich dabei vor allem um Gebrauchsgegenstände, etwa Stoffe, Seife, Streichhölzer usw. Dieses Ritual ist unzweifelhaft ein Relikt uralter Totenbräuche.

Die letzte religiöse Gruppe in diesem Schmelztiegel Lombok sind die Balinesen, die rund zwanzig Prozent der Bevölkerung ausmachen. Sie leben vor allem im Nordwesten der Insel in kultureller wie auch religiöser Verbundenheit mit der Mutterinsel Bali. Dies zeigt sich unter anderem im Lingsar, dem größten Heiligtum der balinesischen Lombok-Bewohner. In einem mächtigen Doppelschrein wird ganz deutlich der Zusammenhang Lomboks und Balis symbolisiert. Selbstverständlich fehlt auch nicht der Schrein für „Bhatara Gunung Agung“, den als Sitz der Götter verehrten, höchsten Vulkan Balis. Nur steht er hier nicht, wie auf Bali üblich, im Nordosten des Tempelkomplexes, sondern im Nordwesten.

Der See im Krater

Doch trotz der vielen Unterschiede haben Balinesen, Sassaks und Anhänger der Wetu-Telu-Religion eines gemeinsam: den Kult um den höchsten Vulkan Lomboks, den als Göttersitz verehrten Gunung Rinjani.

Die Balinesen pilgern alljährlich einmal zum Kratersee. „Pekelan“ heißt die Zeremonie, bei der goldene Gegenstände in den See geworfen werden, um „Bhatata“, dem Herrscher des Berges, zu huldigen.

Auch die Sassaks glauben an die übernatürlichen Kräfte des Vulkans. Hunderte besteigen den Berg, vor allem in Vollmondnächten, um in den heißen Quellen im großen Krater zu baden.

Der Rinjani (3726 Meter) gehört zu den höchsten Bergen Indonesiens. Er ist von jeder Stelle der Insel aus sichtbar, allerdings nur frühmorgens, denn schon in den ersten Vormittagsstunden hüllen Wolken den Gipfel ein. Dieses Vulkanmassiv bedeckt mehr als die Hälfte Lomboks. Die Ausläufer ziehen sich im Norden, Westen und Osten bis an die Küste hin. Es gibt keine Straße, die diese gewaltige Bergregion überquert.

Beim Aufstieg, der sehr reizvoll ist, durchwandert man mehrere Vegetationsstufen. Bis auf eine Höhe von 2000 Meter sind die Hänge mit dichten Wäldern bewachsen, in denen Wildschweine, Affen und große Schlangen leben. Es folgt eine schmale Nebelwaldzone, die dann allmählich in niederen Busch übergeht, der bis unmittelbar an den Rand des Kraters reicht. Im Krater eingebettet liegt ein kleiner See, der sich halbmondförmig um den „Baru“, einen noch aktiven Nebenkrater, zieht. Das Gebiet rund um den See ist ein eigenes Biotop. Entlang der Ufer breitet sich ein Nadelwald aus, der von verschiedenen Tierarten bewohnt wird. Darunter finden sich auch Großtiere wie Wildschweine und Affen. Den See selbst bevölkern Schwärme von Wasservögeln; lediglich Fische gibt es darin keine.

Die Süd- und Ostseite des Rinjani bietet dagegen ein völlig anderes Bild. Auf dem Weg dorthin überschreitet man eine deutliche Grenze. Ausgetrocknete Reisfelder, wohin man blickt, die, je weiter man nach Süden kommt, in trockene, unfruchtbare Buschsteppe übergehen. Die Landschaft erinnert in vielem an das Innere Australiens, nicht an eine Tropeninsel in Äquatornähe. Tatsächlich sind es auch die heißen Winde aus dem Fünften Kontinent, die das Klima Südlomboks nachhaltig bestimmen und eine Vegetation schaffen, die Wallaces Theorie eindrucksvoll illustriert.

Reisanbau ist nur mehr zur Regenzeit möglich. Die Menschen ernähren sich von Maniok und von den Früchten ihrer Kokospalmenplantagen. Immer häufiger findet man die Lontarpalme, die durch ihre Genügsamkeit für eine Existenz in dieser kargen Region prädestiniert ist. Hier im Süden windet sich die Straße Mataram – Labuan Lombok immer am Fuße des heiligen Berges entlang. Ihr Endpunkt, gleichzeitig der Fährhafen nach Sumbawa, ist ein kleines Pfahlbaudorf an einer malerischen Bucht. Ein schmaler Streifen grüner Palmen zieht sich an der Küste entlang und bildet den einzigen Kontrast zum monotonen Braun der Umgebung. Wer schon in aller Frühe in Labuan Lombok ankommt, um die Fähre nach Alas zu erreichen, der kann den Rinjani in voller Pracht im Lichte der Morgensonne bestaunen, noch ehe das sich täglich wiederholende Schauspiel beginnt, wenn die er-

sten Wolken die Hänge des Vulkans umspielen und bald darauf den Gipfel für den Rest des Tages einhüllen.

Einmal am Tag verkehrt die Fähre zwischen Labuan Lombok und Alas (Sumbawa), aber sie ist, wie alle öffentlichen Verkehrsmittel Indonesiens, hoffnungslos überlastet. Bereits Stunden vor der Abfahrt drängen sich die Menschen um die Kartenverkaufsstelle, denn nur die ersten kommen in den Genuß der wenigen Sitzplätze, während der Rest sich mit Stehplätzen an Deck oder im Laderaum des klapprigen Bootes begnügen muß. Dabei kommt es zu regelrechten Positionskämpfen, die nicht selten in Tötlichkeiten ausarten. Obwohl man als Tourist, und damit wichtiger Devisenbringer, zumeist Privilegien genießt, kommt man hier nicht darum herum, sein Schiffsticket auf die eben geschilderte Weise zu erwerben. Dabei habe ich einmal erlebt, wie zwei Engländerinnen allen Ernstes versuchten, die Leute ein „gesittetes und geordnetes“ Benehmen beim Anstellen zu lehren. Ein recht komisches, um nicht zu sagen lächerliches Unterfangen.

Auch sonst bescheren indonesische Massenverkehrsmittel dem Fremden, der das Land auf diese Art und Weise bereist, gewisse Eigenheiten und so manche Überraschung.

Das billigste und deshalb auch am weitesten verbreitete Verkehrsmittel Indonesiens ist das Bemo, ein Kastenwagen mit einer Fahrerkabine und zwei Sitzreihen im hinteren, halboffenen Teil, die nach Bedarf hochgeklappt werden können. Es ist, wie gesagt, spottbillig. Nur für Fremde gilt die Grundregel: Wer viel fragt, zahlt auch viel. Und das kann bis zum Zwanzigfachen des Fahrpreises für Einheimische ausmachen, je nachdem, wie dumm man sich anstellt und mit wie vielen Kameras man behängt ist.

Ein Bemo ist niemals voll. Dafür sorgt schon der „Bemo-Boy“, dessen Aufgabe es ist, nicht nur Passagiere zur Mitfahrt zu animieren und das Fahrgeld zu kassieren, sondern vor allem Menschen und Gepäck so zusammenzupferchen, daß noch immer jemand hineinpaßt. Wer also größere Strecken mit einem derartigen Gefährt zurücklegen muß, ist gut beraten, sofern er einigermaßen gesund ans Ziel kommen will, sich einen Platz am Beifahrersitz zu ergattern. Allerdings trägt man vorne erhöhtes Unfallrisiko, denn so „unnötige“ Fahrzeugteile wie Scheinwerfer, Federung, Scheibenwischer und Tacho funktionieren niemals, dafür aber immer die Hupe, die der Fahrer auch unentwegt betätigt. Bemos fahren keine festen Routen, daher gibt es auch keine fixen Haltestellen; wer mitfahren will, stellt sich einfach an den Straßenrand und gibt dies durch Handzeichen zu erkennen. Wenn man es besonders eilig hat, sollte man ein relativ volles Bemo wählen, um nicht Gefahr zu laufen, noch stundenlang durch die Stadt zu kurven, bis das Vehikel endlich voll ist. Wer das zweifelhafte „Glück“ hat, hinten zu sitzen, der denke an jene aufmunternden Worte, die ich in einem Indonesienführer gelesen habe: „Es gibt drei Möglichkeiten, in einem Bemo zu sterben: als Folge eines Unfalls, an Erstickung oder aus Angst!“ Da kann man nur gute Fahrt wünschen.

Für Überlandfahrten stehen Busse zur Verfügung, die aber, speziell auf Sumbawa und den Nachbarinseln, oftmals vorsintflutlichen Charakter haben. Auch Busse haben keine festen Haltestellen und fahren frühestens dann ab, wenn sie voll sind. Ich erinnere mich noch genau an jenen Augenblick, als ich in Alas ankam; kaum

Verständlicher Geschäftssinn

hatte ich das Fährschiff verlassen, sah ich mich von „Schleppern“ umzingelt; das sind von Buslenkern angeheuerte Personen, deren Aufgabe es ist, nach potentiellen Fahrgästen Ausschau zu halten und diese mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu überreden, ausgerechnet in diesen Bus zu steigen. Doch als ich endlich meine Wahl getroffen hatte und den Sitzplatz einnahm, dauerte es noch mehr als eine Stunde, bis die Anzahl der Passagiere dem Fahrer ausreichend erschien, das Gefährt in Gang zu setzen. Ein anderes Mal, auf der Fahrt von Bima nach Sape, kam ich in den Genuß eines Privilegs besonderer Art. Der Fahrer erklärte freudestrahlend, daß er ausnahmsweise und zu meiner Ehre die Strecke in neuer Rekordzeit bewältigen wolle. Zu meinem Glück setzte die obligate Reifenpanne seinen Rennfahrerambitionen vorzeitig einen Dämpfer auf. Aber die wenigen Kilometer kurvenreicher Schlaglochstrecke haben mir trotzdem genügt; in einem solchen Fall kann man nur heil davonkommen, wenn man neben dem Fahrer oder zumindest knapp dahinter sitzt. Wer einen Sitzplatz über der Hinterachse oder noch weiter hinten hat, braucht eine gute Wirbelsäule und einen noch viel härteren Schädel, denn bei größeren Schlaglöchern wird man bis an die Decke katapultiert.

Den letzten Teil des Weges, hinaus an die Ostküste Sumbawas, nach Labuan Sape, bewältigte ich mit einem sehr typischen indonesischen Verkehrsmittel: dem Donkar. Das ist ein kleiner, zweirädriger Pferdewagen, bunt bemalt und mit Spiegeln, Fransen und Glöckchen verziert. Damit wird alles transportiert, was man sich nur vorstellen kann: Menschen, Tiere, Steine, Holz usw. In der Regel finden im Donkar vier bis sechs Personen Platz, aber man hat bei zwei Passagieren schon das Gefühl, daß das Pferd bald zusammenbricht. Einmal in Labuan Sape angekommen, beginnen erst so recht die Schwierigkeiten, denn nun gilt es, einen Fischer für die Überfahrt nach Komodo zu gewinnen. Das ist deshalb ein Problem, weil die „Kapitäne“ mit ihren kleinen Booten für gewöhnlich um die Dracheninseln einen großen Bogen schlagen. Ihre Furcht vor den tückischen Meeresströmungen, die die Inseln umgeben, ist echt. Außerdem ist das „Buaja Darat“ (Landkrokodil), wie sie den Drachen nennen, schon längst in ihre Mythologie als Fabelwesen und Ungeheuer eingegangen, das noch immer ihre Phantasie zu beschäftigen vermag.

Die anfängliche Abneigung, nach Komodo zu fahren, wird kleiner, je mehr Geldscheine den Besitzer wechseln. Einen derartigen Geschäftssinn habe ich zwar nicht erwartet, aber ich kann es ihnen nicht verübeln: Schließlich ist es ihre einzige Möglichkeit, zusätzlich an Geld zu kommen. Warum sollten sie nicht versuchen, aus der Dracheninsel Kapital zu schlagen, wenn andere ihre Naturwunder, Tempel und Feste mit Erfolg verkaufen. Es sind ohnehin pro Jahr nur wenige Fremde, die den mühevollen Weg nach Komodo nicht scheuen.

Nach der rituellen Geldübergabe steht der Überfahrt nichts mehr im Weg. Mit reichlich Proviant versorgt und einer zu überhöhtem Preis erstandenen Ziege verlassen wir Labuan Sape. Es empfiehlt sich, die Verpflegung mitzunehmen, um nicht wertvolle Zeit mit Nahrungssuche aufwenden zu müssen, oder gar den wenigen Bewohnern Komodos zur Last zu fallen, die ohnedies ein karges Dasein fristen.

Langsam gleitet das Boot durch ein Gewirr von Inselchen, die wie hingestreut zwischen Sumbawa und Flores liegen. Die meisten sind unbewohnt, manche nur so

groß, daß man gerade darauf sitzen könnte, aber alle machen denselben kargen Eindruck. Wie weit ist man hier von der Lieblichkeit Balis entfernt, das wohl den Inbegriff einer Tropeninsel verkörpert. Mit bewundernswertem Geschick steuert der Fischer sein Boot um die Riffe, weicht gefährlichen Meeresströmungen aus; all das kann nicht verhindern, daß die Wellen mit unserer „Nußschale“ ein verwegenes Spiel treiben. Schon seit mehreren Stunden segeln wir an der Küste Komodos entlang. Kahlgefressene braune Hügel tauchen übergangslos ins Meer ein, wie grüne Oasen erscheinen die Urwälder entlang der Flußläufe und Wasserstellen. Rechter Hand taucht das winzige Eiland Padar auf. Aus der Ferne unterscheidet es sich in keiner Weise von den benachbarten Inseln, nichts deutet auf die Anwesenheit des Drachen hin. Trotzdem zählt Padar bereits zum engen Lebensraum des Komodo-Warans.

Kurze Zeit später öffnet sich beinahe unvermittelt eine weite Bucht, blau und friedlich liegt das Meer da. Nur selten huscht eine Brise über das spiegelglatte Wasser, für Sekunden die Oberfläche kräuselnd. Die Stille ist gespenstisch, als wir uns dem einzigen Dorf der Insel – Kampong Komodo – nähern. Wie zum Aufbruch bereit liegen die Boote vor den armseligen Hütten ihrer Erbauer. Ein Aufbruch, der freilich nie stattfinden wird, denn die rund vierhundert Bewohner Komodos, Nachkommen von Sträflingen, die man dort zwangsweise aussetzte, haben sich scheinbar damit abgefunden, ihr Leben mit zweitausend Waranen zu teilen. Beim ersten Anblick des Dorfes habe ich den Eindruck, daß hier großer Wert darauf gelegt wird, die Hütten so weit wie möglich ans Meer zu setzen, gerade so, als wollte man mit dem Land nichts zu tun haben – es uneingeschränkt dem Drachen überlassen. Das Dorf selbst – ein wild zusammengewürfelter Haufen verrosteter, häßlicher Blechhütten, die auch sonstwo stehen könnten – zieht sich der gesamten Bucht entlang. Nichts deutet darauf hin, daß sich seit der Gründung der Siedlung Wesentliches verändert hätte, sieht man von der grell funkelnden Kuppel einer Moschee ab, die sich wie ein Fremdkörper ausnimmt. Aber davon zeugt, daß die „Lehre des Propheten“ mittlerweile auch die entlegensten Inseln Indonesiens erreicht hat.

Es ist gerade Trockenzeit auf Komodo, was für die Menschen eine zusätzliche Verschärfung ihrer ohnehin harten Lebensumstände zur Folge hat. Die Lebensfrage ist das Wasser. Die einzige Quelle im Dorf ist nur mehr ein stinkender, schwarzer Tümpel, der zum Wäschewaschen, zum Baden und als Trinkwasserquelle dient. Ein Krankheitsherd ersten Ranges, mit dem man als Fremder besser nicht in Berührung kommt. Ich setze alles daran, möglichst schnell wieder fortzukommen. Es ist mir ziemlich gleichgültig, wohin. Am liebsten in eine andere Bucht, an einen Flußlauf oder eine Wasserstelle.

Bald bietet sich die Gelegenheit, die Bucht Loho Liang zu besuchen, ein bevorzugter Fischfangplatz der Dorfbewohner. Unter den neugierigen Blicken der Bevölkerung, für die ein Fremder noch immer eine seltene und deshalb bestaunenswerte Abwechslung ist, gleiten wir mit einem schlanken Auslegerboot davon. Es ist nur eine kurze und ungefährliche Fahrt dorthin, denn Loho Liang liegt nur wenig östlich des einzigen Dorfes. Ein idyllischer Flecken Erde, der makellose weiße Sandstrand und das warme ruhige Meer laden zum Baden ein. Dahinter breitet sich

Ein neuer Freund

dichter Urwald aus, der sich bis an die Hänge des Gunung Arab hochzieht. Unter weit ausladenden, schattenspendenden Palmyrapalmen, die den Strand säumen, bieten sich ideale Lagerplätze. Die Schönheit dieser exotischen Bucht ist nicht ganz unbemerkt geblieben, eine Handvoll Menschen hat sich hier niedergelassen. Ihre Pfahlbauten stehen verborgen im Inneren des Urwaldes und sind vom Meer aus nicht sichtbar.

Die Abgeschiedenheit dieser kleinen Gruppe ist nicht zufällig. Im Gegenteil, sie hat ihren besonderen Grund: Die Männer sind Beamte des indonesischen Staates und müssen hier auf Komodo ihren Dienst tun.

Ihre Aufgabe hier „am Ende der Welt“ mag zwar nicht sehr abwechslungsreich sein, aber um so wichtiger. Sie müssen „die Drachen bewachen“, das heißt, dafür Sorge tragen, daß die strengen Bestimmungen, die die Regierung erlassen hat, um das Überleben der seltenen Echsen zu sichern, auch eingehalten werden. Es freut mich besonders, daß dies weitgehend gewährleistet ist. Im Gegensatz zu den Tierreservaten Afrikas gibt es hier kaum Probleme mit Wilderern. Natürlich ist es einfacher, ein so kleines, entlegenes Biotop zu schützen, als riesige Landstriche, die vom Menschen als Lebensraum beansprucht werden. Auch hat der Komodo-Waran das besondere Glück, daß sich seine Haut nicht zu Modeartikeln verarbeiten läßt. Er besitzt weder Elfenbein noch ein Horn, aus dem sich ein „potenzförderndes“ Mittel gewinnen ließe. Alles „gute“ Gründe, um Tierarten erbarmungslos auszurotten.

Einer der Wildschützer von Loho Liang ist Djunius, ein auffallend gut aussehender junger Mann aus Timor. Ich lerne ihn gleich nach meiner Ankunft kennen. Er ist mir behilflich, die Ausrüstung durch das seichte Wasser an Land zu transportieren. Während er sich befeißigt, mein Gepäck zu einem leerstehenden Pfahlbau zu tragen, erkläre ich ihm, daß ich beabsichtige, die kommende Nacht am Strand zu verbringen. Ich hatte gehört, daß Warane ausgezeichnete Schwimmer seien – sie haben sich auch aus dem Meer entwickelt –, die abends oder während der Nacht ans Meer kommen – auf Nahrungssuche, oder einfach, um zu schwimmen. Und ein derartiges Ereignis will ich mir nicht entgehen lassen. Hätte ich nur geahnt, welche Reaktionen diese Absicht bei meinem neuen Freund auslösten, ich hätte mein Vorhaben geheimgehalten und wäre während der Nacht unbemerkt an den Strand geschlichen. Nun habe ich diese Chance vertan, Djunius weicht mir nicht mehr von der Seite.

Mit wild gestikulierenden Bewegungen malt er mir plastisch alle möglichen Gefahren der Nacht im Freien aus. Zusätzlich sei er für meine Sicherheit verantwortlich, betont er immer wieder, und er würde es keinesfalls erlauben, daß ich die Nacht allein am Strand verbringe. Was bleibt mir anderes übrig als seinem Wunsch nachzukommen. Aber ich sehe mich um mein Abenteuer betrogen und bin im ersten Augenblick verärgert. Unbegründet, wie mir später bewußt wird, denn ich sollte meine Entscheidung nie bereuen. Djunius wird mein ständiger Begleiter, wobei mir seine Erfahrung und sein Wissen beim Aufspüren und Beobachten der Drachen unschätzbare Dienste leisten. Die Abenteuer und Erlebnisse auf Komodo verdanke ich zu einem beträchtlichen Teil ihm. Noch am selben Nachmittag brechen wir zu einer kleinen Erkundungstour auf. Wir folgen zuerst dem Küstenverlauf in Rich-

tung Osten. In einiger Entfernung bricht plötzlich ein Rudel Wildschweine aus dem Dickicht. Als die Tiere unsere Anwesenheit merken, laufen sie noch ein Stück den Strand entlang und verschwinden so plötzlich, wie sie aufgetaucht sind.

Als wir die Stelle erreichen, wo die Wildschweine heraustraten, folgen wir dem gut erkennbaren Tierpfad ins Inselinnere.

Komodo ist ein Wildlife-Paradies. Ich muß den ersten Eindruck, der mir die Insel karg und unfruchtbar erscheinen ließ, revidieren. Überall bezeugen Spuren, daß es Wildschweine, Hirsche und wilde Büffel in großer Zahl gibt. Die Drachen sind keineswegs vom Hungertod bedroht. Das Dickicht hallt wider vom Surren Tausender Perhalstauben und Sperbertäubchen. Schwärme weißer Kakadus – mit ihrem schmucken gelben Schopf – fliegen von Baumwipfel zu Baumwipfel und machen dabei ohrenbetäubenden Lärm. Bunte Schmetterlinge umschwirren die Blüten wilder Orchideen... Vogelarten zweier Welten – der asiatischen sowie der australischen – existieren hier nebeneinander. So sind die Perhalstauben eher auf Java heimisch, während die ursprüngliche Heimat der Sperbertäubchen und Kakadus Australien ist. Eines der wunderlichsten Tiere der hiesigen Fauna ist der Wallnister. Er ist eigentlich der Erfinder des künstlichen Brutofens, und das schon vor Millionen Jahren, bevor es überhaupt Menschen gab.

Die Eier werden auf die Spitze eines selbstgebauten Humushügels gelegt und zugeeckt. Das Brüten besorgt allein die Natur. Es dauert etwa vierzig Tage und geschieht einzig und allein durch die Wärme, die durch die Gärung des Humus entsteht. Auf Neuguinea konnte ich beobachten, wie begehrt diese Eier bei den Eingeborenen sind, es ist auch relativ leicht, an sie heranzukommen, da die Weibchen die Gewohnheit haben, jedes Jahr an derselben Stelle ihre Eier zu legen.

Mittlerweile haben wir ein ausgetrocknetes Flußbett erreicht, dem wir in nordwestlicher Richtung folgen. Plötzlich bleibt Djunius stehen und blickt angestrengt zu Boden. Da schlängelt sich eine lange, tiefe Furche durch den feinen Flußsand. Zu beiden Seiten finden sich in regelmäßigen Abständen Abdrücke wie von einer großen, krallenbewehrten Menschenhand. „Buaja Darat“, stellt mein Begleiter leidenschaftslos fest. Es steht außer Zweifel: Das kann nur die Spur des Komodo-Warans sein, den zu suchen ich diese weite Reise unternommen habe. Aufgeregt wie ein Kind am ersten Schultag folge ich behutsam der Spur – in der geheimen Hoffnung, den Drachen selbst zu entdecken. Auf einmal packt mich Djunius am Arm und hält mich zurück. Mit unmißverständlicher Geste deutet er auf vor uns liegendes Unterholz. Erst jetzt sehe auch ich ihn, halb verdeckt und vollkommen regungslos liegt der Drache dahinter auf der Lauer. Schwer auszumachen, da nur Kopf und Schwanz über das Gebüsch herausragen. Wäre Djunius nicht dabeigewesen, wäre ich mit Sicherheit ahnungslos auf ihn zugegangen. Minutenlang wage ich nicht zu bewegen, allein damit beschäftigt, dieses Urwelttier zu bestaunen. Was für ein mächtiges Reptil es doch ist. Noch nie begegnete ich einem Geschöpf, das dem Phantasiebild des Drachen ähnlicher ist. Er läßt mich bis auf wenige Meter herankommen, dann erst setzt er sich in Bewegung und verschwindet mit erstaunlicher Gewandtheit im Busch, wo sein Rascheln noch lange Zeit zu hören ist.

Der Kampf zwischen Drache und Büffel

Warane hausen in Höhlen, die sie, am Rücken liegend, mit ihren scharfen, großen Krallen auskratzen. Es ist durchaus möglich, daß einer mehrere derartige Wohnplätze besitzt, die er in sehr unregelmäßigen Abständen aufsucht. Regelmäßigkeiten im Leben des Drachen gibt es nur im Hinblick auf sein Revier.

Jeder Waran hat eine besondere Strecke, die er, abgesehen von geringen Abweichungen, bei seinen Rundgängen auf Nahrungssuche konsequent abschreitet. Will man demnach das Leben der Echsen beobachten, ist es unumgänglich, erst die Routen ihrer Wanderungen ausfindig zu machen. Es hat wenig Sinn, etwaige Köder abseits der jeweiligen Reviere auszulegen. Deponiert man den Köder aber im Bereich einer solchen „Gehstrecke“, wird er ihn mit Sicherheit finden und verzehren; dabei spielt es überhaupt keine Rolle, ob es sich um frisches oder verwesendes Fleisch handelt.

Der Komodo-Waran ernährt sich in erster Linie von Aas. Das bedeutet aber keineswegs, daß er sich scheut, kranke oder auch gesunde Tiere anzugreifen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet. Ein reglos im Gras liegender Drache, der kaum vom Boden zu unterscheiden ist, kann äsenden Hirschen oder sogar den schlauen Makaken gefährlich werden.

Hirsche, Büffel, Wildschweine und Affen geben genügend Nahrung ab. Jungtiere fressen Ratten und Wallnisteier. Die Furcht aller Tiere der Insel beim Anblick der Riesenechse beweist, daß sie ihn für einen Feind ihrer Gattung halten. So berichtet der Holländer A. Hoogerwerf, der 1953 in Begleitung anderer Wissenschaftler in Rinca weilte, von einem Zwischenfall, der beweist, daß der Waran fähig ist, einen Affen zu reißen: „Keiner von uns war bei dem Angriff auf den Affen zugegen, aber wir sind sicher, daß er unmittelbar vor unserer Ankunft stattgefunden hatte und der Anlaß zu dem lauten Tumult unter den Affen gewesen war, der uns aufmerksam gemacht hatte. Dieser offensichtlich sehr starke Affe hing noch lebend im Rachen der Echse, als diese vor uns ausriß. Unsere Nähe und die Befreiungsversuche des Opfers vermochten das Reptil nicht zum Loslassen seiner Beute zu bewegen. Unserer Anwesenheit zum Trotz begann es, den Affen zu fressen, der noch zappelte, als er schon halb verschluckt war. Die mittelgroße Echse (etwa zwei Meter) brauchte ungefähr zwanzig Minuten, um den Affen – mit dem Kopf zuerst – zu verschlingen.“

Eingeborene Komodos erzählen, wie es der Waran anstellt, sogar einen Büffel zu töten. „Wenn der Drache einen Büffel ausgemacht hat, pirscht er sich heimtückisch durch das hohe Gras an und schlägt ihm das Gebiß in den Schenkel. Der Büffel galoppiert davon, aber der ‚Buaja Darat‘ verfolgt ihn nicht einmal; er vertraut auf seinen Biß, der mit Sicherheit den Wundbrand hervorruft, weil in seinen Zähnen immer verwesene Fleischreste sind. Zwei Tage später geht es dem Büffel schon ziemlich schlecht; er kann sich nur noch mit Mühe fortbewegen. Das nutzt der Drache aus, um ihn in den anderen Schenkel zu beißen, der sich ebenso entzündet. Nach ein paar Tagen ist das arme Rind nicht mehr bewegungsfähig und ist seinem Peiniger bei lebendigem Leibe ausgeliefert.“

Obwohl diese Erzählungen der Eingeborenen mit Vorbehalt zu genießen sind, ist es in diesem Fall durchaus denkbar, daß der Komodo-Waran als Fleischfresser seinen Opfern Verletzungen beibringen kann, die sich gefährlich entzünden und in kürze-

ster Zeit zum Tod führen. Ein eingeborener Begleiter der bereits mehrfach zitierten französischen Expedition berichtet sogar von einem Zwischenfall, der den Tod eines Menschen zur Folge hatte.

„Das war noch vor dem Krieg, und der Dorfhauptling, der gleiche wie jetzt, kann euch meine Geschichte bestätigen. Mein Bruder und ich sind dicke Bambusstangen holen gegangen, die wir zu Wasserbehältern verarbeiteten. Wie immer ist uns der Hund gefolgt. Als wir dabei waren, die Stangen zu schlagen, beginnt der Hund, der sich entfernt hatte, plötzlich Laute von sich zu geben, als hätte er einen Hirsch gestellt. Mein Bruder ergreift seine Lanze und eilt dem Gebell nach, aber gleich darauf höre ich ihn aufschreien und um Hilfe rufen. Natürlich eilte ich zu ihm und fand ihn am Boden neben dem Kadaver einer Hirschkuh liegen; er blutete heftig. Ich nahm ihn auf die Schultern und lief ins Dorf, aber am Fuße des Berges war er schon tot. Er hatte all sein Blut verloren. Als ich ihn trug, konnte mir mein Bruder noch alles erzählen, was geschehen war. Als er an die Stelle gekommen war, wo der Hund bellte, sah er einen Drachen, der die Hirschkuh gepackt hatte, und da diese Tiere gewöhnlich ausreißen, wenn man sie jagt, war er auf ihn zugelaufen, um ihn zu vertreiben. Aber dieser Drache muß hungrig gewesen sein, er wollte seine Beute nicht hergeben. Er sprang meinen Bruder an und riß ihm mit einem Biß ein riesiges Stück aus dem Schenkel; als sich mein Bruder wehrte, bekam er plötzlich Angst und verschwand im Bambusdschungel.“

Der Mann berichtete noch von anderen Fällen, wo Menschen von Drachen angefallen worden sind. Ein Junge aus dem Dorf Kampong Komodo wurde in den Arm gebissen, als er unter einem Baum seinen Mittagsschlaf hielt, aber er ist davongekommen. Ein Amerikaner ist einmal trotz der Warnungen der Eingeborenen einem kleinen Drachen etwas zu nahe gekommen; er hat ihm die Hand abgebissen. Aber auch er hat überlebt.

Trotz der eben geschilderten Vorfälle möchte ich behaupten, daß der Komodo-Waran grundsätzlich kein aggressives Verhalten dem Menschen gegenüber zeigt. Es ist aber nicht verwunderlich, wenn ein Mensch ihm seine Beute streitig macht, daß der Drache sich daraufhin zur Wehr setzt. Oder, wie im anderen Fall, wenn menschliche Neugier und Leichtsinns einen aggressiven Akt buchstäblich herausfordern.

Am nächsten Tag folgen wir dem sandigen Bett eines ausgetrockneten Flusses, des Wae Liang, das sich zwischen riesigen Feigenbäumen und niedrigem Buschwerk dahinschlängelt. An einer scharfen Biegung, an der der Fluß sein Bett besonders tief gegraben hat, beziehen wir unser Lager. Überall in der näheren Umgebung entdecken wir Waranspuren. Es steht außer Zweifel, daß wir einen Ort gefunden haben, der häufig von Drachen frequentiert wird und der sich schon auf Grund seiner natürlichen Gegebenheiten für unser Vorhaben gut eignet. Während Djunius die Ziege schlachtet, halte ich nach einem günstigen Versteck Ausschau. Mein Blick fällt dabei auf einen weitverzweigten Baum, der etwas schräg aus dem Ufer wächst und dabei eine Art Brücke bis zur Flußmitte bildet. Nun wird der Köder am Seil befestigt und so über den Baum geschlungen, daß mein Begleiter, je nach Bedarf, den Ziegenkörper entweder zu Boden lassen oder hochziehen kann.

Die Hierarchie der Warane

In einer soliden Astgabel unmittelbar über dem Köder gelingt es mir, einen Beobachtungsstand einzurichten. Das Seil, an dem der Ziegenkörper hängt, fixiere ich so, daß dieser knapp über dem Boden baumelt.

Unsere Vorbereitungen sind kaum abgeschlossen, als das Dickicht des gegenüberliegenden Ufers in Bewegung gerät; eine breite Spur hinter sich ziehend, wälzt sich ein Drache aus dem Unterholz. Und was für einer; es ist zweifellos das größte Exemplar, das ich jemals sah. Mit einer Zielstrebigkeit, als hätte er unsere Vorbereitungen beobachtet und wäre nun zum Entschluß gekommen, endlich einzugreifen, peilt er den Köder an. Er beginnt ihn zu umkreisen, dabei züngelt er unablässig mit der Zunge, tastend und prüfend; er sucht nach der schwachen Stelle, an der er sein Opfer fassen kann. Plötzlich reißt er sein Maul auf, packt den ganzen Ziegenkörper und versucht, damit in den Urwald zu verschwinden. Unter Einwirkung seiner Kraft beginnt sogar der Baum zu wackeln und neigt sich bedenklich nach unten, wobei ich in meinem Versteck hin und her geschüttelt werde. Aber es hält seinen Attacken stand. Die Anstrengung raubt ihm vorerst den Atem; er keucht schwer, und sein gewaltiger Leib schwillt wie ein Blasebalg an. Das zwingt ihn, eine kurze Pause einzulegen. Auf diesen Augenblick scheint ein junger Drache gewartet zu haben, der bis dahin im Busch gelauert hatte. Mit unglaublicher Schnelligkeit stürzt er sich auf den Köder. Doch er hat nicht mit der Aufmerksamkeit des „großen Bruders“ gerechnet, der die Ziege als seinen alleinigen Besitz betrachtet und keinesfalls gewillt ist, etwas vom Leckerbissen abzugeben. Für kurze Zeit stehen einander die beiden ungleichen Kontrahenten gegenüber. Dann stürzt sich der Große brutal auf den Kleinen und packt ihn an der Gurgel. Es entwickelt sich ein scheußliches Gemenge unförmiger Leiber, die sich winden und übereinanderrollen. Schwanzschläge hageln nieder und krachen wie Detonationen, wenn sie auf die gepanzerte Haut treffen. Das alles geschieht in wenigen Sekunden; das Jungtier muß schließlich die Überlegenheit des anderen erkennen und räumt das Feld. Es beginnt, den Platz ständig zu umkreisen, während der große Drache sein Mahl unbeirrt fortsetzt. Gelegentliche Annäherungsversuche des „Kleinen“ beantwortet er mit drohendem Schnauben und deutlichen Angriffsgebärden.

Es gibt also eine strenge Hierarchie unter den Waranen, zumindest was die Reihenfolge beim Fressen betrifft. Ein großes Männchen frißt zum Beispiel nie mit einem kleineren oder einem, das in der Rangordnung unter ihm steht. Zumeist warten die kleineren geduldig, bis sie an der Reihe sind, oder sie machen dem höherstehenden bereitwillig Platz. Solche Kämpfe wie eben geschildert sind relativ selten; sie finden nur dann statt, wenn ungeduldige Jungtiere ihren Fleischanteil haben wollen, ohne abzuwarten, bis sie an der Reihe sind. Das Verhalten der Weibchen ist wesentlich toleranter, sie fressen ohne weiteres miteinander. Ihnen gegenüber zeigen sich sogar die ältesten Männchen als „Kavaliere“ und gestatten, die Mahlzeit mit ihnen zugleich einzunehmen, ohne sich aber im geringsten um sie zu kümmern.

Jungtiere haben es deshalb viel schwerer als ältere, an genügend Nahrung zu gelangen, und dürften öfter Hungerperioden ausgesetzt sein als ihre größeren Artgenossen. Auch sind Waraneltern keineswegs so liebevoll zu ihren Nachkommen, wie man es von vielen anderen Tierarten her kennt. Es ist sogar anzunehmen, daß Warane ihre Eier und – wenn man den Berichten der Eingeborenen trauen darf

– auch die ausgeschlüpften Jungen zum Großteil selbst auffressen. So mußte beispielsweise vor Beginn der japanischen Invasion auf Indonesien ein Waranpaar des Zoos von Surabaya getötet werden. Die beiden Reptilien hatten seit vielen Jahren in diesem Zoo gelebt, ohne je Junge gehabt zu haben. Sechs Wochen später fand man zur allergrößten Überraschung fünfundzwanzig junge Warane im Gehege. Die beiden Drachen müssen schon mehrmals Eier gelegt, aber bis dato ihre Nachkommenschaft immer aufgefressen haben; nur dank der Tötung ihrer „liebevollen“ Eltern hatten die Drachenbabys das Glück, am Leben zu bleiben.

Will man das Ausschlüpfen der Reptilien beobachten, muß man gegen Ende der Regenzeit auf Komodo weilen. In diesem Zeitabschnitt legt der Waran seine Eier, die im Sand oder in lockerer Erde eingegraben werden. Die Eier öffnen sich von selbst binnen sechs bis acht Wochen. Aus den weißen elliptischen Gebilden in der Größe eines Gänseeies schlüpfen kleine Drachen von zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimetern Länge.

So abstoßend und grausam die Gewohnheit der Komodo-Warane sein mag, ihre eigenen Nachkommen zu verzehren, so dient es doch indirekt der Erhaltung der Art. Man bedenke nur: Diese Reptilien legen bis zu fünfundzwanzig Eier, und würden sämtliche Jungtiere überleben, so hätte diese ungehemmte Vermehrung bald eine Nahrungsknappheit auf derartig begrenztem Lebensraum zur Folge, die durchaus existenzbedrohend sein könnte. Aber von keinem anderen Faktor hängt ein Überleben der Warane mehr ab als vom Verhalten des Menschen. Denn ihr Lebensraum ist so klein, daß schon geringe Eingriffe zum Aussterben der seltenen Tiere führen können. Zwar scheint ihr Überleben im Augenblick gesichert zu sein, zumindest solange Ziegen nur als Opfer mitgebracht werden und nicht, um sie zu halten und damit das Gras zu zerstören, das Rehe und Wasserbüffel zum Weiden benötigen, von deren Aas wiederum das Leben der Warane abhängig ist.

Hoffentlich werden Wilddiebe, die gelegentlich Rehe und Wildschweine jagen, nicht ebenso die Warane gefährden. Letztlich ist es der Mensch, der entscheidet, ob diese lebenden Überreste aus der „Großen Zeit der Reptilien“ überleben oder nicht!

Der Dank des Autors

gilt vor allem den Menschen Neuguineas. Den vielen einzelnen, durch deren Entgegenkommen und Hilfsbereitschaft ich Einblicke in ihre Welt gewann; die mich über endlose Dschungelpfade führten, mich nie enttäuschten oder im Stich ließen und das wenige, das sie besitzen, mit mir teilten. Ihnen allein habe ich das großartige Erlebnis Neuguinea zu verdanken.

Meinen besonderen persönlichen Dank verdient Fritz Lasser, mit dem mich unvergeßliche Stunden am Carstensz-Gebirge verbinden und der mir großzügigerweise eine Auswahl seines Bildmaterials für dieses Buch überließ. Klaus Bernegger und Herbert Bergmüller begleiteten mich im Jahre 1979 in die Baliem-Schlucht.

Mel Richter von der Mission Aviation Fellowship danke ich für seine Gastfreundschaft in Sentani und die aufopfernde Unterstützung, die er mir bei der Organisation angedeihen ließ.

Dank abstaten will ich ferner Hermann Huber, der, wie ich meine, die große Liebe zu Neuguinea mit mir teilt, und trotz seines engen Terminkalenders mir bei den Recherchen zur Geschichte des Carstensz-Gebirges behilflich war.

Im selben Atemzug danke ich den Firmen SALEWA, BIG PACK und KOFLACH für die Vervollständigung meiner Ausrüstung.

Die Fotos des Bandes wurden vom Autor mit einer Leica R3 bzw. R4 Kamera aufgenommen, die großzügigerweise die Firmen E. LEITZ GmbH., WETZLAR, und LEITZ-AUSTRIA zur Verfügung stellten. Als Filmmaterial für die Aufnahmen im Buch so wie für meine Multivisions-Dia-Schau kamen Kodachrome 64-Filme zur Verwendung. Für das diesbezügliche Entgegenkommen danke ich der KODAK GmbH, Wien.

Es ist nicht möglich, die Namen aller zu nennen, die am Zustandekommen des vorliegenden Buches direkt oder indirekt teilhaben. Doch der Dank gilt allen.

Juni 1985

Bruno Baumann

Literaturverzeichnis

- Baines Sgt. J. *The Hong Kong Mountaineering Club Expedition to the Snow Mountains of New Guinea*, Jakarta 1972
- Baumann P. u. Uhlig H. *Kein Platz für „wilde“ Menschen*, Frankfurt 1980
- Boardman P. *Sacred Summits*, London 1982
- Bromley M. *A Preliminary Report on Law among the Grand Valley Dani of Netherlands „New Guinea“*, 4 Bde. 1960
- Behrmann W. *Im Stromgebiet des Sepik*, Berlin 1922
- Bodley John H. *Der Weg der Zerstörung*, München 1983
- DÁlbertis L. *New Guinea, What I did and what I saw*, 2 Bde. London 1880
- Detzner H. *Vier Jahre unter Kannibalen*, 1920
- Dupeyrat A. *21 Jahre bei den Kannibalen*, Wien 1960
- Gardi R. *Tambaran*, Zürich 1956
- Gadner R. u. Heider K. *Dugum Dani – Leben und Tod der Steinzeitmenschen Neuguineas*, Wiesbaden 1969
- Gibbons Alice *The People Time forgot*, Moody Press, Chicago 1981
- Haberland E. *Sepik – Kunst aus Neuguinea*, Frankfurt 1964
- Harrer H. *Ich komme aus der Steinzeit*, Innsbruck 1976
- Hayward D. *Missionaries in bare feet*, Regions Press Sentani 1982
- The Dani of Irian Jaya before and after conversion*, Regions Press Sentani 1980
- Persönlicher Briefwechsel*
- Heider K. G. *The Grand Valley Dani Pig Feast*, Oceania Vol. 17 Nr. 3
- Dani Sexuality*, Man Vol. 2 188 – 201 1976
- Archaic Elements in New Guinea Dani Attire*, Anthropos 62 1967
- Herrmann F. *Symbolik in den Religionen der Naturvölker*, Stuttgart 1961
- Hinderling D. *Über steinzeitliche Beile der Südsee*, Basel 1949
- Hitt Russel T. *Cannibal Valley*, Harper & Row 1970
- Huber H. *Carstensz-Pyramide*, Alpinismus 8/74 32 – 39
- Deutsche Neuguineaexpedition 1974*, Roneo Report München
- Italiaander R. *Heißes Land Niugini*, Erlangen 1974
- Kampen A. van *Unter Kopffägern in Neu-Guinea*, BG. Donauland
- Messner R. *Alpinismus 5/1972*
- Mitton R. *Irian Jaya – The Last Unknown*, Melbourne 1984
- Neill St. *Mission zwischen Kolonialismus und Ökumene*, Stuttgart 1962
- O’Brien D. u. Ploeg D. *Acculturation movements among the Western Dani*, American Anthropologist Vol. 66:4:2 281 – 292
- Mackay R. D. *Neuguinea, Time-Life* 1980
- Maori Kiki Albert *Ich lebe seit 10.000 Jahren*, Frankfurt 1969
- Peterson J. A., Hope G. S., Allison I., Radok U. (Ed.) *The Equatorial Glaciers of New Guinea*, Rotterdam 1976
- Rockefeller M. C. *The Asmat of New Guinea*, New York 1967

- Rossi W. u. Hansen L.
Schlereth E. *Carstensz-Expedition 1976*
Patjo Daeng Pintang, Analyse eines Massakers, Frankfurt 1970
- Scovill D. *Field Notes*, unveröffentlicht
- Souter G. *New Guinea – The Last Unknown*, Sydney 1963
- Stanek M. *Geschichten der Kopffäger*, Köln 1982
- Steinbauer F. *Melanesische Cargo Kulte*, München 1971
- Temple P. *Nawok!*, London 1962
- Townsend G. W. L.
Uhlig H. *From untamed New Guinea to lake success*, Sydney 1968
Menschen der Südsee, Berlin 1974
Indonesien hat viele Gesichter, Frankfurt 1980.
- Wirz P. *Die Marind-anim von Hollandisch-Süd Neuguinea*,
2 Bde. Hamburg 1925
Dämonen und Wilde in Neuguinea, Stuttgart 1928
- Wollaston A. F. R. *Pygmies and Papuas*, London 1912
An expedition to Dutch New Guinea, Geogr. Journal
Mountaineering in Dutch New Guinea, Alp. Journal
Letters and Diaries, Cambridge Univ. Press
- Ziehr W. *Hölle im Paradies*, Düsseldorf 1980

Bildquellennachweis

Bruno Baumann: Seite 33 (2), 34 (1), 35 (1), 36 (1), 37 (2), 39 (2), 57, 58/59, 60, 61 (2), 62, 63 (2), 81 (1), 82, 83, 84, 86, 87, 122, 123, 124/125, 126 (2), 128.

Fritz Lasser: Seite 35 (1), 38, 39 (1), 40 (2), 64, 81 (1), 85 (2), 88 (1), 121, 127.

S T I L L E R O Z E A N

134 Äquator

150 Äquator

N E U G U I N E A

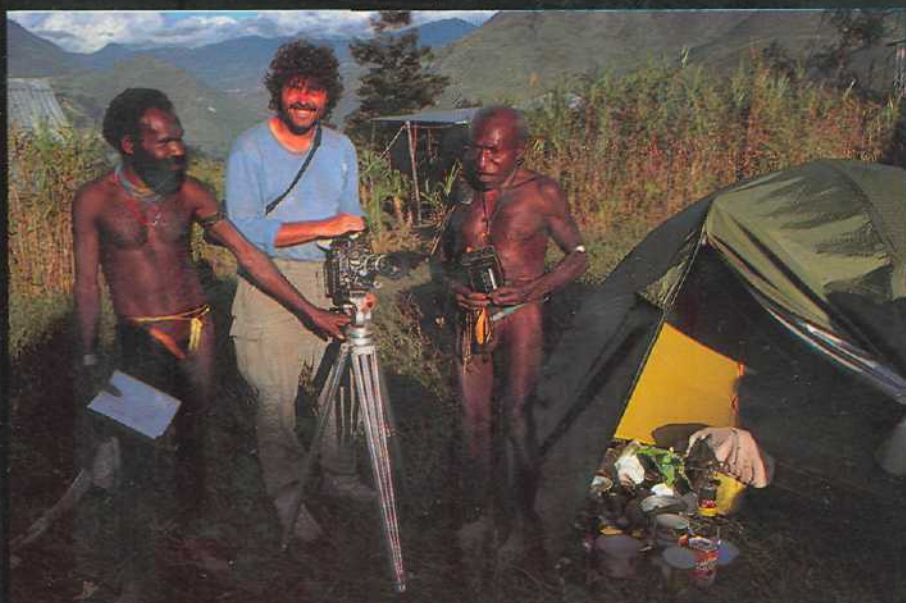


Geographical Labels:
 I. Waigeo, K. Jamoersba, Saokorem, Dampierstraße, Sorong, Mega, Manokwari, I. Biak, I. Noemfoor, I. Noem, Japenstraße, I. Yapen, Vogelkop, Steenkool, Geelvinkbai, Inanwatan, Maccluer-Golf, Fakfak, I. Ceram, Kaimana, Oeta, Carstenszspitze 5030, Waren, Napari, Nabire, Enaratoli, Sarmi, Betaf, Demta, Jayapura (Hollandia), Vanimo, Mamberamo, Goeay, Dagua, Wewak, Dreikikir, Maprik, Marui, Sepik, Bogia, Ulingan, Madang, Bismarck-Gebirge, 4694, Mt. Wilhelm, Villazstraße, Kainantu, Huon-Halbinsel, Lae, Salamaua, Salomonensee, Morobe, Beira, Bepi'a, Popondetta, Buna, Tufi, Owen Stanley Range, Baniara, Gehua, Kapagere, Abau, Rigo, Port Moresby, Kairuku, Mt. Victoria 4073, I. Saibai, I. Boigu, Tonda, Buji, Daru, Gaima, Kikori, Mendi, Biviraka, Wabag, 4088, Telefomin, Mava, Kiriunga, Waropko, Tanahmerah, Masim, Mappi, Dugai, Kimaam, Domandey, Merauke, Kaap Vals, Frederik-Hendrik-Insel, Aru-Inseln, Arafura-See, Papua-Golf, Torresstraße, AUSTRALIEN, Korallenmeer.



Neuguinea

0 500 km



Bei Dreharbeiten für eine Filmdokumentation.

BRUNO BAUMANN kennt Neuguinea aus vielen Expeditionen. Ob mit dem Einbaum auf dem Sepik-Fluß, zu Fuß durch den Urwald oder hoch auf den schneebedeckten Gipfeln, überall beobachtet er mit großem Einfühlungsvermögen die Lebensart der Eingeborenen. Er begegnet Krokodilen und „Drachen“, nimmt an Schweinefesten und Massenhochzeiten teil, schlägt sich mit mißtrauischen Behörden herum und spürt abgestürzte Flugzeuge auf.

Hier treffen zwei Welten aufeinander: Steinzeitvölker, tief verwurzelt in Mythos und Ritual, eine staatliche Verwaltung und superpünktliche Jets.

Dieses reich illustrierte Buch vermittelt ein spannendes und wahrheitsgetreues Bild der Vergangenheit und Gegenwart Neuguineas.